13a

Griechiſches Feuer

auf

dem Altare edler Frauen.

Ein Sommerblatt,

zum Beſten

der Wittwen und Waiſen der bedrängten Griechen

herausgegeben

von

M. G. Saphir.

Erſtes Heft.

Berlin, 1826.

Bei Leopold Wilhelm Krauſe,

Adlerſtraße Nr. 6.

Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.

Göthe.

Ihrer Hochwohlgeboren

der Frau

Generalin von Witzleben,

geb. von Splitgerber,

in

tiefer Hochachtung und Verehrung

gewidmet.

Die Muſe zieht verwaiſ't am Pilgerſtabe,
Entfremdet durch der Hörer kalte Schaar,
Die Luft ihr Eigenthum, Natur ihr Habe,
Des Reichthums iſt ſie, des Beſitzes bar;
Doch edler Frauen Gunſt iſt ihre Labe,
Und Frauenſinn ihr heiliger Altar;
Nur in des Weibes mild geſchaff'nem Buſen
Da wölbt die Heimath ſich dem Gott der
Muſen.

Empfange freundlich denn was diesen Saiten
In Lust und Weh' für Menschenwohl
enttönt;
Vermag ein Ton das Herz Dir zu erweiten,
Ist, Edle! mir dieß Streben reich ver-
schönt;
Ergreift den Sinn Dir eines Bildes deuten,
Scheint mir das Werk verschwend'risch
gekrönt;
Der schönste Lohn ist immer doch auf Erden,
Von schönen Seelen nachempfunden werden.

M. G. Saphir.

Erstes Heft.

Vorgruß.

Der Sänger geht durch Auen
Und pflückt ein grünes Blatt,
Weiht es den ſchönen Frauen
Der großen Königsſtadt,
Begleitet von den Tönen
Der willigen Kamönen.

Der willigen Kamönen
Iſt er ſich froh bewußt,
Weil ſich dem Geiſtig-Schönen
Die Muſe fügt mit Luſt,
Und ſüßen Klang verleihet
Was man der Schönheit weihet.

Was man der Schönheit weihet,
Das Herz ſtets mehr ergriff,
Die Leyer ſcheint erneuet
Viel heller glänzt der Griff;
Das gold'ne Band der Saiten
Erglüht in Herrlichkeiten.

Erglüht in Herrlichkeiten,
Iſt rings umher das All,
Das Streben und das Streiten
Des Sangs der Nachtigall,
Das Blühen, Duften, Tönen,
Iſt Weihe nur des Schönen.

Iſt Weihe nur des Schönen,
O Schöpfung! rings dein Laut,
Iſt ſie den Lieder-Söhnen
Noch inniger vertraut;
Daß ſie in zarten Weiſen
Die Macht der Schönheit preiſen.

Die Macht der Schönheit preiſen,
Iſt Luſt für Sängers-Lied,
Da ſie in ew'gen Kreiſen
Das Auge ihn umzieht,
Er trifft ja allerwege
Ihr zaubervoll Gepräge.

Ihr zaubervoll Gepräge
Empfing der Baum, das Blatt,
Der Teich, das Luſtgehege,
Der Mond, das Sternenblatt,
Der Wald, das Thal, der Hügel,
Iſt, Schönheit, nur dein Spiegel!

Iſt, Schönheit, nur dein Spiegel,
Was rings umfließt das Licht,
Prangt doch dein ſchönſtes Siegel
Im Frauenangeſicht,
Das ſpricht zu deinem Ruhme
Als holde Sonnenblume.

Als holde Sonnenblume
Blüht Frauenſchöne klar,
Im Schöpfungsheiligthume
Ein Gnadenbildaltar!
Geſchaffen nur zum Frommen
Der Betenden, die kommen.

Der Betenden, die kommen,
Sei meine Muſe auch,
Und nicht zur Gier entglommen
Der Saiten Liederhauch,
Auf daß ich ſtets mag einen
Das Schöne mit dem Reinen.

Das Schöne mit dem Reinen
Verſchwiſtert anzuſchau'n,
Sieht ſtets man zart erſcheinen
Im Auge ſchöner Frau'n,
D'rum ihnen ſoll vor Allen
Der Saiten Klang erſchallen.

M. G. Saphir.

Frühlingsgruß an Hellas.

Wenn der Frühling quellend ſich erneut,
Jauchzend bei dem ſchöpferiſchen Werde,
Sollt er dich nicht grüßen hocherfreut,
Hellas, ſchönſtes Frühlingskind der Erde?

Du, in ew'ger Wandlung jung und neu,
Haſt auch jetzt dich jugendlich erhoben,
Nach des Winterſchlafes Sklaverei
Hebt dein Haupt ſich frühlingsfriſch nach oben.

Zu der Sonne dringt dein Blick empor,
Zu der Freiheit großer Lebensſonne,
Und das Kreuz, es zieht dir leuchtend vor,
Ewiger Verjüngung heller Bronne.

Gegenüber dir der Sichelmond,
Dräuend mit dem bleichen Angesichte;
Aber wo die Sonne leuchtend thront,
Wird des Mondes falber Blick zu Nichte.

Frühlingskind, der Freiheit goldne Saat
Wird aus deinem Schooße reich erblühen,
Und in deiner Söhne stolzer That
Wird des Kreuzes ew'ge Sonne glühen;

Wird den Stürmen trotzen fest und treu,
Denn der Geist hat dich zur That getrieben,
Und vernichtet wird des Luges Spreu
An dem frischen Frühlingshauch zerstieben.

Heinrich Stieglitz.

Am 1. May 1826.

Lebewohl.

An mein griechisches Mädchen.

Nach Lord Byron.

Eh' wir scheiden, gieb, o gieb
Mir mein Herz zurück, mein Lieb!
Doch — da 's längst nicht mehr ist mein,
Bleibt's, wie ganz ich selber, Dein.
Höre mich, ich schwör also:
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ *).

Schwör's, bei deinen Locken, Kind,
Die das Spiel des Zephyrs sind;
Bei der Wimper seidnen Saum,
Küssend deines Wängleins Pflaum;
Bei den Aeuglein, lebensfroh,
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

*) Zoë mou, sas agapo. Neugriechisch: Mein Leben, ich liebe dich!

Schwör's, bei deinem ſchlanken Leib,
Deinem Kuſſe, ſüßes Weib!
Bei dem Blümchen, das dir ſagt,
Was kein Mund zu ſprechen wagt;
Liebte Einer irgendwo:
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

Holdes Mädchen, denke mein,
Biſt du einſt hier ganz allein;
Muß ich gleich nach Stambul gehn,
Bleibt mein Herz doch in Athen;
Nach dir ſchmacht' ich ſtets und ſo:
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

H. Anſelmi.

Missolunghi.

Feuersäulen auf den Bergen
Und der Wiederschein im Meer!
Was verkündet dieser Flammen,
Dieser Zeichen rothe Schrift?

Türkenschergen, Christenfeinde,
Die mit Köpfen Würfel spielen,
Und da unten, eng umlagert,
Liegt die schwer bedrängte Stadt,

Meer im Rücken, keine Flotte,
Schwache Wälle, kranke Streiter,
Vor den Mauern Türkenblutblick,
In den Mauern Hungers Grimm.

Und es zieht die Himmelsgöttin,
Hohe Mutter der Aurora,
Nächt'gen Schleier von den Fluren,
Und der lichte Tag iſt da.

Alle Streiter auf den Wällen,
Sinken nieder zum Gebete;
Noch iſt Stille ſüßen Friedens,
Doch die heiße Stund iſt nah.

Weib! verlaß mich, nimm die Kindlein,
Hüte mir die theuern Pfänder.
„Sehn wir Abends auch uns wieder?"
Unſre Stunden ſind gezählt.

Ohne Waffen, mit dem Kreuze,
Schwarzgekleidet, ſilberbärtig,
Wie von heil'gem Schein umfloſſen,
Schreitet dort ein ernſter Greis.

Von den Wällen ſteigt er nieder,
Wandelt durch die engen Gaſſen;
Deutet auf den hohen Himmel,
Auf das Zeichen ſeiner Kraft.

Horch! es donnert; Waffenströme
Brauſen von den nahen Bergen,
Schlagen, tauſendarmig funkelnd,
Mauerſtürmend an die Stadt;

Und das Sturmgeheul der Glocken,
Wimmernd dröhnt es von den Thürmen,
Und verſchlingt die Schreckensſeufzer:
Ach, der Vater! ach, der Mann!

Tretet nicht hinaus zum Schauen,
Weiber! Kinder! ſchwache Greiſe!
Aus den ſchützenden Gemächern,
Auf den Kampfplatz um den Wall.

Wo der Blick die klaren Grenzen
Der Geſtalten jüngſt noch ſah,
Nichts als wirbelnde Gewölke,
Trübe Bilder ſchaut er da.

Zuckend reißen hin und wieder,
Gelbe Blitze durch das Nachtſtück,
Und verſchämt verhüllt ſich wieder
Das Gemetzel vor dem Tagblick.

Dumpfe Stöße ſchlagen, dröhnend,
Wiederhallend an die Berge;
Schleudernd wirft die zorn'ge Erde
Menſchentrümmer in die Luft.

Ringet nicht die Händ', ihr Weiber!
Jammert nicht, ihr zarten Kinder!
Jene fechten; ihr müßt beten,
Daß der Himmel gnädig ſei.

Hohuhorſt.

Miszellen.

Die griechiſchen Brander und Konſtantin Kanaris aus Pſara.

Ueber die griechiſchen Brander (πλοῖα ἐμπρηστήρια, πρόσωπα, im Italieniſchen brulotto oder burlotto), ihre Zubereitung und Leitung gegen den Feind haben wir in neuerer Zeit einige Beſchreibungen erhalten, die auch unter einander in der Hauptſache übereinſtimmen*),

*) Die des franzöſiſchen Kapitains Philippe Jourdain, der lange Zeit in Hydra und auf der griechiſchen Flotte ſich aufgehalten, Pouqueville Histoire de la régénération de la Grèce, T. 3., P. 8. 9., ſodann die in der Biographie des Hellènes, deren erſtes Heft (Bruxelles 1825) die Lebensbeſchreibung des Konſt. Kanaris enthält, Pag. 26., und ganz neuerlich eine in der engliſchen Schrift des J. Emerſon: A picture of Greece in 1825 (London 1826. 2 Bde.), aus der die hierhergehorige Stelle in der Abendzeitung 1826. 39. mitgetheilt worden iſt.

und aus denen man sowohl einen Begriff von jenen verderblichen Maschinen sich machen, als ihre außerordentliche Wirkung, im Falle des Gelingens des Unternehmens, beurtheilen kann, wobei noch die weise Einrichtung in Anschlag gebracht werden muß, daß die Kapitains der griechischen Branderschiffe carte blanche haben, pour manoeuvrer auſort du combat, und dabei nur ihrer Eingebung folgen, ohne auf einen Befehl oder ein Signal zu warten. Die griechischen Brander sind, ihrer Bereitung nach, von denen der reichen und gebildeten Nationen verschieden, denn sie sind nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen und nicht mit so großen Kosten gebaut; aber was ihre Führung und eigentliche Anwendung betrifft, so verdienen die der Griechen jedenfalls den Vorzug, indem diese nicht einem günstigen Winde, der sie gegen die feindlichen Schiffe treiben soll, überlassen, sondern erst dann von der sie leitenden Mannschaft und deren Kapitain verlassen worden, wenn sie an die feindlichen Schiffe angehängt sind: auch sollen die griechischen Brander nicht nur in der Nacht, sondern auch am Tage, nicht nur im Hafen, auch im offenen Meere gegen den Feind agiren. (Daß sie das letztere können, hat Kanaris am 5. October 1824 vor Mitylene bewiesen, wo er eine türkische Korvette, als sie eben im Hafen Schutz suchen wollte, verbrannte.) Die Erfindung der von den Griechen angewandten Brander, scheint auch

ihnen allein anzugehören, obgleich ein Deutſcher Philhellene, C. M. Schretian in ſeiner Schrift: „Aufenthalt in Morea, Attika und mehreren Inſeln des Archipelagus.“ Leipzig bei Hartmann 1825. S. 173. ſie ihnen ſtreitig zu machen ſucht. Denn da, wo er von ſeinem Aufenthalte in Hydra (im April oder Mai 1822) ſpricht, erzählt er, daß ſchon vor ſeiner Ankunft der franzöſiſche Fregattenkapitain Jourdan — derſelbe, deſſen Beſchreibung der griechiſchen Brander Rouqueville mittheilt — nach Hydra gekommen ſei und die Hydrioten mit einer von ihm ſelbſt erfundenen brennbaren Materie bekannt gemacht habe, deren Wirkung den kongreviſchen Raqueten gleich kommen, und aus welcher Kugeln gegoſſen werden ſollten, um dieſe aus gewöhnlichen Kanonen auf die feindlichen Schiffe zu ſchießen. Dieſer nämlichen Materie fügte S. hinzu, haben ſich die Griechen in der Folge zu ihren den Türken Verderben bringenden Brandern bedient, obſchon es ſcheint, als wenn die Geſchichte der gegenwärtigen Zeit dieſe Erfindung jener brennbaren Materie den Griechen allein zuſchreiben möchte. Eine ſolche Notiz findet ſich indeß, ſo viel ich weiß, nirgends weiter, und wie man auch darüber eben deshalb und aus ſonſt einem Grunde denken mag, es bleibt wenigſtens das wahr, daß bereits im Anfang Juni 1821 die Griechen Brander gehabt und gegen die Türken mit Erfolg angewendet haben. (Ray-

baud Mémoires sur la Grèce. Tom I. Pag. 320. 21.) — Unter allen griechischen Branderführern steht übrigens bekanntlich der Psariot Konstantin Kanaris theils wegen seiner außerordentlichen Kühnheit und Unerschrockenheit, theils mehr noch wegen der glücklichen Erfolge derselben oben an: denn er hat nicht nur in der Nacht vom 6/18 zum 7/19 Juni 1822 bei Chios das Admiralschiff mit dem Kapudan-Pascha, Kara Ali, sondern auch den 10. November desselben Jahres ein türkisches Kriegsschiff bei Tenedos, den 18. August 1824 eine Fregatte bei Samos und den 4. October des nämlichen Jahres eine Korvette vom ersten Rang bei Mitylene verbrannt und auf diese Art gegen fünf tausend Türken mit seiner Hand, die das Feuer unter sie schleuderte, vernichtet. Eine genaue und ausführliche Nachricht über Kanaris, den bescheidenen Patrioten, und seine Thaten enthält das erste Heft der Biographie des Hellenes. Paris 1825., in der aber, da sie nur bis Anfang 1825 geht, seines kühnen, freilich nicht geglückten Versuches, die türkische Flotte im Hafen von Alexandria Ende Juli 1825 zu verbrennen, nicht gedacht sein kann. Die dort gegebene Charakteristik und die zu Belege angeführten Züge des Kanaris müssen, wenn seine außerordentliche Thaten ihn zu bewundern uns zwingen, den Menschen in ihm zu lieben uns nöthigen, und sein der Biographie beigefügtes Portrait, das nach der Aussage eines Philhellenen, der

den Kanaris in Hydra sah, dem Original fast ganz ähnlich ist, erscheint als ein treues Abbild seines Characters. Als der Engländer Waddington im December 1823 auf der, zu Anfang Juli 1824 von den Türken eroberten, bald darauf von den Griechen wiedergenommenen, Insel Psara *), dem Vaterlande des Kanaris, war, sandten die Primaten der Insel den Kanaris zu ihm eigends, um ihm Gelegenheit zu geben, den ausgezeichneten Patrioten zu sehen. „Seine Gesichtsbildung, erzählt W., fiel mir sehr auf; denn noch bei keinem Griechen hatte ich eine ähnliche gesehen. Seine Augen drückten nicht die gewöhnliche Mischung von Schlauheit und Lebhaftigkeit aus, sondern sie verriethen vielmehr eine gewisse Wildheit und einen gewissen Enthusiasmus. Dieser Mangel (wenn dies je an einem Griechen und an einem Krieger ein Mangel genannt werden kann), war hinlänglich ersetzt durch die ernsthafte und männliche Entschlossenheit, welche sich in seinen übrigen Gesichtszügen aussprach: denn Alles athmete eine Ruhe und eine Gesetztheit, die man so selten an der Physiognomie eines orientalischen Christen bemerkt. Die Natur hat ihn dazu bestimmt, über seine Landsleute zu befehlen." (Aufenthalt in Griechenland.

*) Er bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß die Insel nur Psara, nicht Ipsara, auf der Insel selbst, genannt werde.

A. d. E. Stuttgart 1825. S. 91. 92.) — Der Pariſer comité grec läßt den einen Sohn des Kanaris in Paris erziehen; er ſelbſt hat auf die Aufforderung, nach Frankreich zu kommen, erklärt, es zu thun, wenn das Vaterland ſeines Armes nicht mehr bedürfe.

Ruhm und Ehre dem Konſtantin Kanaris, dem Sieger von Chios, Tenedos, Samos und Mitylene! Möchte er bald den Tag der Freiheit und Unabhängigkeit über Griechenland aufgehen und ſegnend verweilen ſehen!

K.

Die vier Patriarchen der griechiſchen Kirche.

Eine ausführlichere Beſchreibung der innern Organiſation der griechiſchen Kirche und der im 17ten Jahrhundert in ihr gegründeten Hierarchie findet ſich in der Introduction von Alph. Rabbe zu den „Mémoires sur la Grèçe. Par M. Rayband. Paris 1824., Tom. 1. Pag. 66—92; und ſie iſt um ſo wichtiger, als ein gelehrter Grieche, Michael Schinas, die Grundlinien zu dem Gemälde jener kirchlichen, von

der Pforte bestätigten Regierung mitgetheilt hat. Indem hier im Allgemeinen diejenigen, die sich mit der in der griechischen Kirche wenigstens bis zum Jahre 1821 — denn daß die Revolution auch hierin Manches geändert habe, liegt zu Tage — bestandenen Verfassung, die immer ihr historisches Interesse behält, näher bekannt machen wollen, an jenes Gemälde selbst gewiesen werden, finde nur folgende dort gegebene Notiz über die Patriarchen der griechischen Kirche auszugsweise hier eine Stelle. Ich übergehe dabei natürlich die frühere Geschichte der griechischen Kirche und der Rangstreitigkeiten zwischen den Bischöfen von Constantinopel und Rom, die erst die Veranlassung wurden, daß sich die orientalische Kirche von der occidentalischen trennte, und will nur die schon von andern ausgesprochene Bemerkung beifügen, daß in der unter der türkischen Herrschaft fortdauernden Existenz der griechischen Kirche, die sie standhaft und trotz so mancher ihr drohenden Gefahren sich erhielt, einer von den Gründen zu suchen ist, warum die griechische Nation, wenn auch poetisch todt, gleichwohl einen Schatten von Nationalität sich bewahrte.

„An der Spitze der Hierarchie der griechischen Kirche," heißt es am angeführten Orte Pag. 87., „steht der Patriarch von Constantinopel, so daß er auch eine nicht bestrittene Suprematie über die andern drei Patriarchen ausübt, ohne Zweifel weil er dem Herrscher näher

steht und mit dem Divan unterhandelt. Nach Pag. 67. wird er von der Anfangs aus acht, dann aus zehn der in Konstantinopel sich aufhaltenden Metropoliten-Bischöfe bestehenden Synode und von Notabeln, die unter den Beamten, Kaufleuten und Bürgern gewählt wurden, ernannt, und ist als Oberhaupt der Kirche, Präsident jener Synode. Als Bischof von Konstantinopel ist er der Oberrichter aller dort sich aufhaltenden Griechen, in Civil- und sogar auch in Criminalsachen, und er übt sein Amt unter Beitritt einer besondern Synode, die aus den an seinem Hofe angestellten Priestern und Layen besteht, aus. Er hat das Recht, die Strafbaren auf die Galeeren zu schicken, sie zu verbannen oder zur Einsperrung in den Festungen zu verurtheilen. Seine Ehrenwache bilden Janitscharen, die zugleich seine Befehle vollziehen. Ist ein Christ wegen eines Verbrechens von der Pforte zum Tode verurtheilt, so kann ihn der Patriarch retten, indem er ihn von seinen Garden ergreifen läßt und auf die Galeeren schickt. Oft geschieht es, daß Türken und Juden, wenn sie mit Christen Rechtsstreitigkeiten haben, das Tribunal des Patriarchen allen andern vorziehen. Ihre Firmans, die die griechische Nation betreffen, richtet die Pforte an den Patriarch und die Synode. Jener führt unter den Griechen die Namen: „der Allerheiligste" und „Herr (Δεσπότης)" und die Titel: „Erzbischof von Konstan-

tinopel, oder dem neuen Rom und orkumenischer Patriarch."

Der Patriarch von Alexandrien, der den zweiten Rang behauptet, hatte sonst eine große Anzahl von Metropoliten- und Erz-Bischöfen unter seinen Befehlen; heutzutage besteht sein Hof nur aus drei oder vier Titular-Bischöfen. Von seinem früheren Glanze sind ihm nur wahrhaft prahlerische Titel geblieben, die nichts einbringen; er nennt sich: „Pabst und Patriarch von ganz Egypten, Vater der Väter, Hirt der Hirten, Hoherprieſter der Hohenprieſter, dreizehnter Apostel, Richter der Welt, beatissimus und Herr (δεσπότης)." Dieſe mit so schönklingenden Namen gezierte heilige Perſon iſt gleichwohl nichts als der Sklave eines andern Sklaven. Von den Arabern iſt er verachtet und er genießt von ihnen nur ganz unbedeutende Einkünfte. Die Christen jener Gegenden sind größtentheils Kopten oder römische Katholiken, so daß die Griechen nicht im Stande sind, für den Unterhalt ihres Pabstes zu sorgen. Die fremden Kaufleute unterstützen ihn, und die andern Christen des Landes sind durch ein Dekret der Pforte verbunden, ihm einen jährlichen, nicht beträchtlichen, Tribut zu zahlen.

Der Patriarch von Antiochien führt dieſelben Titel, wie der von Alexandrien. Zwanzig Biſchöfe stehen unter seinen Befehlen. Die Katholiken, die in den ihm

untergebenen Ländern ſehr reich ſind, zahlen ihm alle Jahre einen von der Pforte feſtgeſetzten Tribut, da es dort ebenfalls wenig Griechen giebt. — Dieſe beiden Patriarchen, in ihrer Dioeces des Einfluſſes und der Achtung beraubt, und von den Paſchen verfolgt, reſidiren faſt nie daſelbſt, ſondern leben in Konſtantinopel.

Der Patriarch von Jeruſalem, mit denſelben Titeln geſchmückt, iſt der ärmſte von allen. Der Schatz des Kloſters zum heiligen Grabe beſtreitet ſeine Ausgaben. Auch er hält ſich in Konſtantinopel auf, um das Kloſter deſto wirkſamer beſchützen zu können, das ihm zwei Kirchen und zwei prächtige Paläſte, einen in der Stadt und den andern auf dem Lande, unterhält. Er genießt in der Regel große Achtung, indem er von der religiöſen Verehrung, die man für das Land hat, wo Jeſus ſtarb, einigen Theil hat.

Dieſe Patriarchen, mit Ausnahme des von Jeruſalem, der ſelbſt ſeinen Nachfolger ernannte, wurden von der Synode in Konſtantinopel gewählt, die ſie durch die türkiſche Regierung anerkennen ließ. Sie unterhandelten unmittelbar mit den Miniſtern des Sultans, aber da ſie wenig Geld zu geben hatten, erhielten ſie im Allgemeinen wenig Befriedigung."

Um über den nur kurz erwähnten Schatz des Kloſters zum heiligen Grabe Einiges mitzutheilen, entlehne ich aus der Darſtellung des Franzoſen das, was gleich

darauf gesagt wird. „Das Kloster zum heiligen Grabe hätte unermeßliche Schätze an Gold und Silber, an Edelsteinen, an geweihten Gewändern und allen Arten seltener Gegenstände. Diese Schätze — Geschenke, welche die Freigebigkeit der Kaiser und Kaiserinnen, der christlichen Könige, der Fürsten und der Privatleute dem Kloster verehrt hatte, — sollen noch jetzt vorhanden seyn, aber an einem unbekannten Orte aufbewahrt werden. Der Patriarch selbst darf sich deshalb keine Untersuchung erlauben. Der Großschatzmeister, ein einfacher Mönch, der der einzige Bewahrer des Geheimnisses seyn soll, überliefert es seinem Nachfolger, der mit ängstlicher Sorgfalt unter den ausgezeichnetsten Schülern des Klosters gewählt wird. Auch gegenwärtig noch vermehrt sich dieser Schatz durch die beständigen Gaben der Reisenden; und alle Griechen, die einiges Vermögen besitzen, vermachen ihm, bei ihrem Tode, ein beträchtliches Legat unter dem Namen eines Almosen. Oft werden dem heiligen Grabe, sogar zum Nachtheile unglücklicher Verwandten, Ländereien, Gärten und Häuser geschenkt. Wie dem auch sey, die genaue Angabe der Einkünfte dieses Klosters ist unmöglich. Es hat bedeutende Ausgaben zu bestreiten, von denen viele geheimnißvoll sind, aber der Schatz, selbst ein Geheimniß, bestreitet sie alle. Es wird versichert, daß die Sultane häufige, aber vergebliche Versuche gemacht haben, ihn

zu entdecken, — und am Ende iſt der ganze Schatz nur eine Chimaire."

†.

Notizen aus griechiſchen Journalen.

Am vierten (ſechszehnten) Juli 1824 ward in Miſſolonghi im weſtlichen Griechenland das Erinnerungsfeſt des denkwürdigen Treffens bei Reta am 4/16. Juli 1822 gefeiert, „in welchem," heißt es in der in Miſſolonghi von einem Deutſchen D. Maier, redigirten Helleniſchen Chronik, „die großherzigen Philhellenen mit heldenmüthiger Tapferkeit kämpften und als Opfer für Griechenland in eben demſelben Griechenland fielen und beſiegt ſiegten."

Ich habe einen Brief des durch ſeine Wirkſamkeit in Oſtgriechenland und als Nachfolger des Odyſſeus im Gouvernement von Athen, aber rühmlicher, als dieſer, bekannten Militärchefs Gouras geleſen, der den Bericht über ein mit den Türken (im Juli 1824.) bei Marathon gehabtes hitziges Gefecht enthält. „Unſere Griechen, „ſagt er darin," hatten eine unbeſchreibliche Freude, daß ſie da geſiegt haben, wo vor Alters auch Miltiades geſiegt hat. Wir haben, ſagten ſie, Trophaeen

auf demſelben Orte aufgepflanzt, wo auch unſere groſen Vorfahren ſiegten! Wir haben jenen alten rühmlichen Ruf erneuert!“

Im Januar 1824. war in Weſtgriechenland wenigſtens Stempelpapier (ἐσφραγισμένον χαρτί) eingeführt worden, wie es ſcheint, um von dem Ertrage die Richter der verſchiedenen Gerichtshofe zu beſolden. Da aber der Gehalt derſelben ſpäter aus den öffentlichen Einkünften beſtritten werden ſollte, ward im September 1824 der Gebrauch des Stempelpapiers im weſtlichen Griechenlande wieder abgeſchafft.

Nach einem Septemberblatt der helleniſchen Chronik vom Jahre 1824 war die Bildung einer Nationalbibliothek in Griechenland im Werke, und der Herausgeber ſeiner Zeitung hatte auch nach Europa geſchrieben und zur Unterſtützung dieſes Planes aufgefordert. Die zu dieſem Zwecke überſandten Bücher ſollten in den Katalog der Bibliothek nebſt dem Namen des Wohlthäters eingezeichnet werden und alle drei Monate ſollten die Ueberſender die Ankunft ihrer koſtbaren Geſchenke in den Zeitungen leſen. — Nach andern Mittheilungen befindet ſich bereits in Athen eine öffentliche Bibliothek, die auch ſchon eröffnet worden iſt.

Der beinahe achtzigjährige, seit mehr als dreißig Jahre aus seinem Vaterlande entfernt gewesene, Patriot Johann Werwakis, der 1824 noch, ohngeachtet seines hohen Alters nach Griechenland sich begab, aber schon im Januar 1825 in Zante starb, gab kurz vor seinem Tode einen neuen Beweis seines ausgezeichneten, früher durch außerordentliche Opfer schon erprobten, Patriotismus, indem er in einem Schreiben an den gesetzgebenden Körper, d. d. Nauplia den 8. November 1824, für die Besoldung und den Unterhalt der zu einer zu errichtenden Centralschule nöthigen Lehrer ein unangreifbares Kapital von dreimalhunderttausend Rubel bestimmte, deren jährliche Zinsen zu dem oben angegebenen Zwecke verwandt werden sollten.

Im Jahre 1825, erschien in Missolonghi eine neugriechische Uebersetzung der politischen Konstitutionen von England und Nordamerika, so wie eine Abhandlung über die englischen Friedensrichter und Geschwornengerichte, nebst einer Einleitung über die verschiedenen Regierungsverfassungen, besonders die repraesentative, beides von A. Polyzoides, der im Jahre 1820 in Göttingen studirt hat.

Griechen-Lieder

von

Wilhelm Müller*).

I.

Crucifigite eum!

Welch ein Phariſäertroß tobet durch die vollen Gaſſen?
Wollt ihr Chriſtum noch einmal an das Kreuzholz ſchlagen laſſen?
Kreuzigt ihn! ſo hör' ich ſie alle triumphirend rufen,

*) Die erſten ſechs Lieder ſind bald nach dem Blutbade von Chios und dem Tode des Miniſters Caſtlereagh geſchrieben, das letzte im Mai 1820.

Und sie stürmen, wild gedrängt, des Pallastes hohe Stufen.
Kreuzigt ihn! so rufen sie, und ich seh' sie Kreuze schlagen,
Ueber ihre Brust, auf der sie viel bunte Kreuze trägen.
„Was ihr dem Geringsten thut aus der Zahl der lieben Meinen,
Dieses thut ihr mir und ihm, der mich hieß der Welt erscheinen."
Also sprach der Heiland einst, und die Pharisäer wissen,
Wo der Spruch geschrieben steht, denn sie sind auf's Wort beflissen.
Pharisäer, haltet ein! Habt ihr nicht den Spruch gefunden?
Seht, es brechen blutend auf Jesu Christi tiefe Wunden!
Seht, es rinnt der rothe Schweiß kalt von seinen Schläfen nieder,
Und er ruft: Erbarme dich, Vater, über meine Brüder!
Meine Brüder, die für mich werden an das Kreuz geschlagen,
Die der Heiden Joch für mich nach der Schädelstätte tragen!
Wie viel Augen, die auf dich blickten, sind hier ausgestochen!

Wie viel Herzen, die auf dich hofften, sind in Qual gebrochen!
Wie viel Zungen, die dein Lob sangen, sind hier ausgeschnitten!
Wie viel Hände abgehau'n, die für deine Kirche stritten!
Wie viel Lämmer deiner Flur raubt' der Wolf in seinem Grimme,
Ehe noch ihr Herz erkannt ihres treuen Hirten Stimme!
Pharisäer, habt ihr noch Stimme, „Kreuzigt ihn!" zu rufen?
Zittern eure Füße nicht nieder von den hohen Stufen?
O so mög' ein Donnerschlag euch des Odems Hauch benehmen,
Und ein Blitz vom Höllenpfuhl eure starren Kniee lähmen!

2.

Pontii Pilati Händewaschen.

O bringet doch Weihwasser her! Vom besten muß es sein.
Holt es aus Rom! Das römische das wäscht ja Alles rein.

Pilatus, wasche deine Hand und wasche deinen Mund!
Die Hand sie ist von Tinte schwarz, der Mund vom Gifte wund.
Nun wasch' und sprich: Ich habe nicht gestochen und gehau'n,
An meinen beiden Händen ist kein Tropfen Blut zu schau'n.
Nur Tint' und Geifer klebt mir an, damit hab' ich befleckt,
Was heilig, hoch, rein, stark und frei, was Männerseelen weckt
Zu Wort und That, zu Kampf und Sieg, aus Kerkerschlaf und Tod,
Was aus des Grabes Nächten ruft des Lebens Morgenroth.
Damit hab' ich gepriesen auch, bejubelt und belacht,
Was wohl aus Heidenaugen selbst die Thränen fließen macht,
Was jedes Christenherz zerdrückt, zerbrennet und zerreißt,
Was zarte Lämmer brüllen lehrt und Löwen winnern heißt.
O bringet doch Weihwasser her! Vom besten muß es sein.
Hab' nicht gestochen und gehau'n — Weihwasser wäscht mich rein.

3.

Der Miniſter.

Hört! Von Geſchäften wurde toll ein chriſtlicher Miniſter! —
So wollen wir einmal beſchau'n doch ſein Geſchäfts-Regiſter.
Ei, gab es denn in dieſem Jahr ſo ſchrecklich viel zu zu ſchaffen?
Was iſt geſchaffen und geſchafft? — Wir dürfen's auch begaffen.
Die Segel auf! Gen Oſten hin! Da giebt es was zu ſehen.
Schon leuchten uns von Chios Strand entgegen die Trophäen,
Trophäen, prächtig aufgethürmt, Trophäen ohne Gleichen,
Trophäen, weiß und ſchwarz und roth von Schädeln, Blut und Leichen.
Und Kreuze liegen oben auf, beſpieen und zerſchlagen —
Was iſt geſchaffen und geſchafft? — Hier laßt einmal uns fragen.
Und um das hohe Leichenmahl ſieht man die Wölf' und Tiger

In festlich wildem Pompe zieh'n als legitime Sieger.
Viel Sklaven zieh'n im Joch voraus, viel Greise, Kinder, Weiber,
In Schweiß und Blut und Thränen sind gebadet ihre Leiber.
So schleppen sie ihr eignes Fleisch zum Klotz der Schlächterhöhlen;
Man sagt, es sollen Christen sein: ich will es nicht verhehlen.
Die Segel auf! Gen Osten hin! da giebt es was zu sehen,
Daß Herz und Gall' und Aug' und Mund vom Sehen übergehen.
Der muß auf hoher Höhe steh'n, der ruhig hier mag gaffen;
Wir wollen's ohne Streit gestehn: das Jahr gab viel zu schaffen.

4.

Griechisches Feuer.

Könnt' ich meine Feder doch jetzt in Griechisch Feuer tauchen,

Das kein Waſſer löſchen kann, das im Staub nicht darf verrauchen!
O, und könnt' ich mit dem Kiel eure ſtarren Buſen ſpalten,
Und ein ſolches Feuer ſpei'n tief in eurer Herzen Falten,
Darin ihre Neſte bau'n ſchillernde Chamäleone,
Und der Ottern bunt Gezücht ſpielt mit Chriſti Dornenkrone.
Dahin zielt der Muſe Pfeil; dieſe übertünchten Grüfte
Möcht' er öffnen, daß ihr Dunſt ungewürzt ſtieg' in die Lüfte.
Dahin zielt des Feuers Strahl; treiben möcht' er in die Höhe
Alle Brut der Schlangenneſter, daß die Welt ſie kriechen ſähe.
Phariſäer, kreuzt ihr euch, daß des glühen Pfeiles Spitze
Eurer blanken Kreuze ja keines auf der Bruſt euch ritze?
Kreuzt euch nur! Wer kann, wie ihr, kreuzen, biegen, drehn und wenden?
Nein, nie trifft euch ein Geſchoß, welches fliegt aus geraden Händen.

5.

Die neuen Kreuzfahrer.

Der Herr des halben Mondes hat gestiftet einen Orden,
Ein Kreuz für alle Christen, die ihm Christen helfen morden,
Für alle, die der Freiheit Haupt in's Joch ihm helfen beugen,
Und lehren, daß das heil'ge Kreuz soll vor dem Mond sich neigen.
Hervor, ihr Ritter allzumal! Hervor aus allen Ecken!
Mein Lied soll eurer Thaten Ruf mit hellem Klang erwecken.
Hervor, der du mit frechem Mund die Freiheit nennst Empörung,
Und der Hellenen Heldenkampf bejammerst als Bethörung!
Du, der mit feiner Politik du drechselst die Beweise,
Daß man die Menschheit würgen kann auf legitime Weise!
Du auch, der jeden Türkensieg verkündet mit Posaunen,
Und was der Griechen Schwert vollbracht, beschmitzt mit leisem Raunen!
Ihr alle, die durch Meer und Land die blinden Heiden leiten,

Und ihre Heere christlich klug mit Christen lehret streiten!
Ihr, die ihr öffnet euern Arm den flüchtigen Barbaren,
Und unter eurer Flagge Hut sie führt aus den Gefahren,
Und die ihr dann vorüberschifft, wo an der Mutter Brüsten
Der Islamit den Säugling würgt mit wilden Henkerlüsten!
Hervor, ihr Ritter allzumal! — Will denn die Schaar nicht enden?
Das wird einmal ein Kreuzzug sein, wenn die gen Ost sich wenden!

6.

Meine Muse.

„Und willst du, meine Muse, denn gar zur Megära werden?
„Du sangst noch jüngst im stillen Hain den Hirten und den Heerden,
„Und nun schwingst eine Geißel du laut durch die lauten Gassen,
„Und sprühest Flammen um dich her. Ich weiß dich nicht zu fassen."
Du frägst? Siehst du die Hirten nicht nach scharfen Eisen greifen?

Siehſt ſtatt der Lämmer Wölfe nicht Arkadien durchſtreifen?
Siehſt in Epirus Felſen nicht die Weiber Schwerter wetzen?
Siehſt du auf Sparta's Fluren nicht die Kinder Tiger hetzen?
Da mußt' ich Hirtenſängerin mein Haferrohr zerbrechen,
Und, wie's die ſcharfe Zeit gebeut, in ſcharfen Tönen ſprechen.
Der Freiheit Tuba hab ich hell durch Stadt und Land geblaſen:
Laß meine Geißel nun um's Haupt der Phariſäer raſen!

7.

Miſſolunghi.

Asia hat ausgeſpieen ihre gelbe Tigerbrut,
Daß ſie purpurroth ſich trinke in der Griechenkinder Blut;
Afrika aus ihren Wüſten ſtürmet über Hellas Meer
Mit des Samums Todeshauche ihre Negerhorden her.
Miſſolunghi, Stadt der Helden, laß die Kreuzesfahne wehn!

Zähle nicht die Ungezählten, die vor deinen Mauern
stehn!
Zähle nicht des Waldes Blätter, zähle nicht den Sand
am Meer,
In des Himmels Feldern zähle deines Gottes Sternen-
heer.
Ob sich deine Tonnen leeren, deine Scheuern werden
licht,
Wäge nicht den letzten Brocken, miß den letzten Tropfen
nicht!
Hat dein Heiland mit fünf Brodten nicht fünftausende
gespeist?
Bete, bis vor deinem Rufe sich des Himmels Zelt zer-
reißt!
Manna regnet's aus den Wolken auf der Wüste dürren
Sand;
Gott hat Manna für euch alle — streckt nur aus die
matte Hand!
Missolunghi, Stadt der Helden, wach' und bete Tag
und Nacht!
Sieh, in ihren tiefen Grüften sind die Todten auch
erwacht.
Sieh, auf deinen Wällen schreiten ihre Geister hoch
daher,
Flammenschwerter in den Händen, doch die Wunden
leuchten mehr.

Markos, Suli's Königsadler, ſucht des jähen Thurmes Stand,
Und den deutſchen Grafen führt er brüderlich an ſeiner Hand.
Aber einſam auch im Tode ſchleicht der Brittenſänger hin,
Denn des Lebens Räthſel ſchweben dunkel noch vor ſeinem Sinn.
Durch die Sterne kreiſt ſein Auge, eine Antwort zu erſpähn:
Herrſcht der Chriſten Gott dort oben, und muß Hellas untergehn?
Miſſolunghi, Stadt der Helden, Hellas Hort und Ehrenſtern,
Schmach der Heiden, Stolz der Chriſten, Miſſolunghi, Stadt des Herrn,
Deine martyrfeſten Mauern werden nimmer untergehn;
Iſt die Erde dein nicht würdig, wirſt du einſt im Himmel ſtehn,
Als die Wächterin des Thrones, wenn des Höllenfürſten Macht
Wider Gott ſich will empören, und die Engel ruft zur Schlacht.

Sonne und Mond.

an die Griechen.

Hellas kämpfe muthig weiter gegen Stambuls rohe Macht,
Jener blasse Mond versinket, er gehört ja nur der Nacht;
Deine Freiheitssonne glänzet, mit ihr kommet Tag und Licht;
Baue auf des Lichtes Werke, Griechenland, mit Zuversicht!
Wo die Sonne strahlt, erbleichet bald des Mondes matter Schein;
Nur die Sonne bringet Leben, nie kann es der Mond verleih'n;
Sonnenlicht verbreitet Wärme, Feuerstoff zu Heldenthat,
Doch der Mond, er gehet kraftlos angeseufzt den nächt'gen Pfad.
Darum, auf zur Lichtesfülle! Hellas, auf zum Sonnenglanz,
Wo die ewige Vergeltung, Duldern reicht den Freiheitskranz!
Haltet fest zusammen, Griechen, Eintracht steig're eure Kraft,
Nur vereint in Bruderliebe sprengt ihr die Tyrannenhaft:

Gläubiges Vertrauen ſtärke euch in eurem heil'gen Streit,
Dann gewiß ſind eure Schwerdter, euer Arm dem Sieg geweiht!
Ja, ſie taget ſchon die Sonne deiner Freiheit, Griechenland,
Einer Freiheit, die die Wiege aller Künſte wird genannt,
Einer Freiheit, die des Geiſtes ſchnöde Feſſeln raſch zerſtört,
Einer Freiheit, der das wahre Glück der Völker angehört!
Ja, ſie flammet ſchon die Sonne, wiederkehret Hellas Ruhm,
Kunſt und höh'res Wiſſen werden wieder Hellas Eigenthum:
Ja, ſie ſiegt, die Freiheitsſonne, wo ſie einſt ſo ſchön gethront,
Vor ihr flieh', als karge Ampel für die Nacht, du bleicher Mond.
Nur der Nacht des Todes biſt du, Mond der Türken jetzt geweiht,
Dein Verderben iſt gekommen, und für Hellas ſchön're Zeit!

Ludwig Liber.

X 136

Griechiſches Feuer

auf

dem Altare edler Frauen.

Ein Sommerblatt,

zum Beſten

der Wittwen und Waiſen der bedrängten Griechen

herausgegeben

von

M. G. Saphir.

Zweites Heft.

Berlin, 1826.

Bei Leopold Wilhelm Krauſe,

Adlerſtraße Nr. 6.

Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.

Göthe.

Zweites Heft.

Weihe.

An meine einzig geliebte Lyssa.

Bring' ich mein Lied Aurorens gold'nem Schleier,
Weil sie in neuer Anmuth stets erglüht?
Weih' ich der Rose wohl den Klang der Leyer
Weil sie der Schönheit Bild ist aufgeblüht?
Sing' ich dem Stern, der dort in stiller Feier
Als Licht und Klarheit hoch am Bogen zieht?
Wer ist von Morgenroth und Stern und Rose
Am würdigsten daß ihn die Dichtkunst kose?

Vergebens hatt' ich selbst mit mir gerungen
Nicht wählen konnt' ich in dem süßen Streit;
Da naheteſt, Du Hohe! dich, umschlungen
Von der Grazie herrlichem Geleit',

Schnell ward der volle Kranz der Huldigungen
Von allen Pierinnen Dir geweih't,
Weil ſich vereint in Deinem Zauberwalten
So Roſ' als Stern und Morgenrothgeſtalten!

Thiergarten-Melodien

am 1. May.

Von M. G. Saphir.

Die Lerche.

Ich bring' dir, Welt! mein Morgenlied,
Du wunderschöne Frau!
Schlag' auf, o Welt! dein Augenlied,
Daß dir der Morgen hocherglüh't,
In's off'ne Auge schau'!

Empfang' ihn freundlich deinerseits,
Du wunderschönes Weib!
Hat er denn nicht auch allbereits
Mit Blumenduft und Farbenreiz
Gegürtet deinen Leib!

Steh' auf, o Welt! zum Frühgebet,
Du Gottanbeterin!
Wie alles ringsum aufersteht!
Im Meßgewand die Lilie fleht,
Der Blumen Priesterin!

Horch auf o Welt! die Lerche tönt
Den Allerſeelenchor:
Ein ew'ger Morgen, lichtgekrönt,
Trägt alle Weſen einſt verſöhnt
Aus Nacht zum Tag empor!

Der Leyermann.

Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt!
Der leyert für Ehre, der leyert für Geld,
Am Ende der Leyer ſind beide geprellt!
Die ewige Leyer im May iſt entzückt,
Vergißmeinnicht, Liebmaaß, die werden gepflückt,
Doch hat man der Schönen in's Herze geblickt,
So wird man vom Mai in April noch geſchickt!
Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt,
Wer leyert für Liebe, iſt wacker geprellt!

Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt,
Daß man für was Neues das Alte noch hält,
Hält Roſen der Wangen für friſch und für neu,
Die alt ſchon gemahlt den Dezember für Mai.
Hält neu ein Geſicht, ein Gedicht, ein Gewand,
Das man doch als alt ſchon vor Jahren gekannt.
Wie ſchnurrig, wie kurrig gehts zu in der Welt,
Am Ende hat jeder ſich ſelber geprellt.

Das Blumenmädchen.

Eine Waiſe bin ich und verlaſſen,
Einſam ſteh' ich in der Welt,
Keine Hand kann ich in Liebe faſſen,
Gar nichts hab' ich als ein Blumenfeld.
Blumen neigen als Geſchwiſter
Mir das mitleidsvolle Haupt,
Wenn ich wandle, einſam, düſter,
Alles Glückes mir beraubt,
Und ſie weh'n mich an und nicken:
Kleine Schweſter, komm herbei!
Willſt du nicht die Schweſtern pflücken,
Schweſtern ſteh'n hier frank und frei?
Nicht ein Dörnlein ſoll ſich heben
Dir zu wehren dieſe Luſt.
Trag' uns hin in's bunte Leben,
Leg' uns an der Menſchen Bruſt,
Und wir wollen für dich flehen
Mit der Farben heiße Gluth;
Wollen duftig ſie umwehen,
Daß ſie's faſſet menſchlich gut.
Dienen wollen wir als Boten,
Wollen Brief und Sendung ſein,
Was das Herz dem Herz' geboten,

Wir bestellen's zart und fein;"
Und so trag' ich die Geschwister
Auf den Händen hier heraus;
Hört ihr leise ihr Geflüster:
„Nehmt, o nehmt uns mit nach Haus!"

Der Spaziergänger.

Geh' weg, du Balg, mit deinem Quark!
Ich will für's Geld was Bessers können,
Zum Teufel aber, das ist stark,
Mein echter Knaster will nicht brennen.
Mich kostet's Pfund zwar drei Dukaten,
Dafür ist's auch ein Götterrauch!
— Dort kommt sie, ohne ihren Gatten;
Jetzt schlag' ich hurtig auf den Strauch!

Die Dame in der Kutsche.

Wie er zu Pferde sitzt, der Schmucke!
Er hat schon zweimal hergenickt,
Der Holde, wenn ich mit den Augen zucke,
So ist er himmelhoch entzückt!

Doch Himmel! welch ein Phäton glänzt dort ferne?
Ist das Comteß' Dorinte nicht?
Ein neuer Shawl, ein Hut à l'aimée? o ihr Sterne!
Und ihr verhüllt nicht euer Licht?!
He! Jean! zurück! der Herr Gemahl soll's hören!
O alle meine Waffen! tretet in's Gewehr!
Mit einem solchen Phäton will zurück ich kehren,
Mit einem solchen, oder nimmermehr.

Der Sparwalder.

Die armen Pferde, wie sie schwitzen!
Den Equipagen muß ja vorgefahren seyn!
Sind Ladendiener, Schneider, die drinn sitzen,
Mit denen hat man schon die liebe Pein.
„Dort fahr' hin, wo die weißen Hüte ragen." —
„Zurück jetzt — und jetzt fahr' den Blauen vor" —
„Geschwind, fahr' langsam bei dem grünen Wagen" —
„Kehr' um, du Kerl! dort wo der schwarze Flor." —
So jagen sie uns die Kreuz und die Quer,
Und dann zu Haus' geben sie vier Groschen her!

Der Verliebte.

Wird ſie kommen oder nicht?
Wer kann mir den Zweifel löſen?
Doch ich thue meine Pflicht,
Ich bin einmal da geweſen!
Geſtern ſeufzt' ich doch ſo prächtig,
Als ich bei der Loge ſtand,
Wo bedeutend ſie, bedächtig
Spielte mit dem blauen Band.
Heute hatt' ſie's ſchon vergeſſen,
Was ſie geſtern mir verſprach?
Daß wir unter den Zypreſſen
Träumen wollen heut' am Bach!
Ewig an den Putztiſch ſäumen
Willſt du, meines Lebens Tag!
Nun! ſo will allein ich träumen
Bis mich weckt dein Fächerſchlag!

Der Sänger.

Ich höre Harmonieen in mir rauſchen,
Im Buſen ſchlägt ein Nachtigallenchor,
Es lockt die eig'ne Bruſt mich zu belauſchen,
Es ziehen weiche Klänge mir in's Ohr,

Doch ſoll ich dies Gefühl in Worte tauſchen,
Zerrinnt's um mich wie leichter Nebelflor;
Ich will des Regenbogens Schimmer faſſen
Und greif' geſtaltenloſe Wolkenmaſſen!

Natur, ſo neige meiner ſtummen Gabe
Dein fried'umflortes, blumenreiches Haupt!
Geſang zieht durch die Welt am Pilgerſtabe,
Der Heimath ſieht die Dichtkunſt ſich beraubt;
Der Lenz iſt ihre Welt, der May ihr Habe,
Nur Blätter ſind zum Obdach ihr gelaubt;
Kein Laut kommt freundlich ihr entgegen,
Als der den ihre Silberſaiten regen.

Dennoch vor allen haſt du den erkoren,
Den du geſchenkt des Liedes Zaubermacht!
Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren
Und eig'ne Sonnen ſchafft er ſeiner Nacht;
Er ruft zurück den Reitz entſchwund'ner Horen,
Auf das Vergang'nes weilend bei ihm lacht,
Und an des Wortes kettenden Gewalten
Weiß er das Jetzt ſüßtönend feſtzuhalten.

Die Taſchenuhr.

Von Adalbert vom Thale.

I.

Ein Werk, das menſchlicher Verſtand
Mit ächtem Künſtlerſinn erfand,
Mit Recht ein Meiſterwerk genannt, —
Gemahnt uns wohl, es näher zu betrachten,
Den ſinn'gen Künſtler hoch zu achten,
Der es erſchuf mit kluger Hand.
Vieles hat der Fleißige begonnen,
Klug erfunden, zweckvoll ausgeſonnen;
Doch, was auch der klügſte Sinn erdacht,
Keines ſtrahlt in hell'rer Pracht,
Keines trägt die ächte Künſtlerſpur
Unverkennbar, wie das Meiſterſtück: Die Uhr!

Gar oft, von Stolz erfüllt, vergißt
Der Menſch, was vor ihm da geweſen iſt;
Meint, ſeine Zeit ſey Schöpferin allein.
Pflegt eigendünkelvoll zu überhören,
Was ihn der Väter Thaten lehren;
Kaum der Erinnrung ſcheint's ihm werth zu ſeyn.
Iſt das der Geiſt der Zeit? — Verachtung ihm,
Wenn er, — der Selbſtſucht trotzig Ungethüm —
Verſenkt im Wahn der Eitelkeit,
Das Alte zu verſchmäh'n gebeut!
D'rum ſoll die Uhr zuerſt uns lehren:
Der Väter Wirken hoch zu ehren!

II.

Betrachte ſie und leicht wirſt du erkennen,
Daß zwiefach Werk das Ganze eint.
So eng es auch verbunden ſcheint,
Sollſt du verſtändig beides trennen:
Gehäuſ' und Werk: die äußre Schale,
Ein Inn're s, das die Räder treibt,
Das vor und nach dem Hochzeitsmahle
Gehaltvoll, reizend, — würdig bleibt.
Es eint und trennt ſich Form und Weſen,
Als Körper, — Geiſt — im Erdenſohn.
Hebt ſich der Geiſt zum Himmelsthron:
Iſt ſterblich nur die Form geweſen;
Hoch über ihr ſchwebt er, der Geiſt!

Wer allzulaut die ſchöne Hülle preiſ't,
Mag ſich nicht wundern, Schalen einzuleſen.
Bezaubernd blendet oft der goldne Rahmen,
Die glatte Stirn, der Augen Wunderlicht;
Wir geben ihm viel tauſend ſüße Namen
Und beten an, was ſchmeichelnd uns beſticht.
Doch oft birgt goldne Faſſung ſchlechte Waare,
Die ihren Käufer ſchlau betrügt:
Drum prüfe, ob — den Myrthenkranz im Haare —
Das ſchöne Bild nicht inn're Würde lügt!

III.

Wie in der Uhr das künſtliche Getriebe
Der Bildner ordnet mit bedächt'ger Hand,
Damit kein Rädchen hemmend ſich verſchiebe,
Kein einzeln Werkzeug müßig ſtand:
So ſoll der Sinn der Ordnung walten,
Geſetzlich, über unſern Gang.
Nur wo ſich Kräfte ordnungsvoll geſtalten,
Bewirken ſie, was nimmer ſonſt gelang.
Zieht man die Uhr zur ſelben Stunde auf,
So ändert ſich am ſeltenſten ihr Lauf.
Vom Hüttendache bis zu Fürſtenthronen,
Im Staatenbund, wie im Familienkreis,
Im Königsamt — im Bürgerfleiß,
Soll des Geſetzes Ordnung wohnen!

Gewalt erzeugt den feigen Sklavenknecht,
Geſetz verbürgt die Freiheit und das Recht!
Die — klug geſpannt — das Werk belebt.
Wenn des Geſetzes Banden weichen,
Des Aufruhrs Stimme drohend ſich erhebt;
So iſt der Völker Wohlfahrt untergraben,
Die Flamme wälzt mit blut'gem Schein ſich fort;
Ein Rieſenwerkzeug in der Hand des Knaben, —
Entzügelt ſie den Brudermord. — —
Hinweg, hinweg vom grauſen Bilde!
Erblick' es nie, mein Vaterland!
Dich ſchütze Fürſtenkraft und Milde, —
Dich ſegne Gott mit Vaterhand!
So laß uns wandern nun zu dem Gefilde
Des ſtillen Hains, zum blüthenreichen Strand,
Wo Liebe waltet — Liebe lohnet,
Wo, Häuslichkeit! Dein Friede wohnet!
Allein auch hier erinnert uns die Uhr:
Nichtzu vermiſſen ſtiller Ordnung Spur.
Mannes-Ernſt und Frauen-Milde
Hauchen Leben
Ein und geben
Reichen Glanz dem heitern Bilde.
Das Ernſte iſt kräftig,
Das Milde geſchäftig;
Das Ernſte ſoll leiten,

Das Milde: begleiten;
Das Ernſte ſoll kämpfen,
Das Milde will dämpfen.
Die Liebe ſoll wagen,
Die Treue muß tragen;
Die Liebe, ſie findet,
Die Treue, ſie gründet;
Die Liebe entzückt,
Die Treue — beglückt!

Süßer Einklang treu verbund'ner Seelen,
Segensreiche Harmonie!
Wo die Herzen ſich vermählen,
Altern ihre Freuden nie.
Nicht der Ueberfluß
Bürgt uns den Genuß.
Froh genießen, gern entbehren,
Kann der Liebe Glück nur mehren;
Auch Entſagen iſt Genuß!
Und der Kuß,
Den die Liebe lohnend reicht,
Macht das Opfer, macht die Bürde leicht.

IV.

Zwei Zeiger, raſtlos wandernd, nimmſt du wahr;
Der eine überholt den andern zwar,
Eilt ſtündlich ihm mit keckem Schritt vorbei:
Ob er auch weiter drum gekommen ſey? — —

Durch Uebereilung fördert ſich das Gute
In dieſem Erdenthale nicht;
Nicht immer glückt's dem allzuraſchen Muthe,
Daß früher er die Frucht am Ziele pflückt.
Das Ziel im Auge, Wandersmann!
Sei unermüdlich, regſam, voll Beharrlichkeit;
Ermatte nicht im mühevollen Streit;
Doch eile dem Geſchick nicht frevelhaft voran,
Das Gott allein nur lieben kann.

V.

Zweimal durchläuft in einer Tagesfriſt
Der Zeiger ſeine kreisbegränzte Bahn,
Bis er die ſtille Wand'rung abgethan,
Am Ziele angekommen iſt.
Dünkt's dich ein Gleichniß nicht vom Menſchenleben?
Nur wenn die Erdenreiſe wir vollbracht;
Der Zeiger ſtockt auf Grabes Mitternacht,
Darf enden unſer irdiſch Streben.
Auf welcher Stufe wir uns auch bekennen,
Soll das Gewiſſen uns die rechte Stunde nennen.
Wir ſehn den Zeiger einmal nur auf Mittag ſtehn,
Und abwärts dann zur Nacht hinunter gehn.
Auch uns umſtrahlt des Mittags heller Schein,
Doch einmal nur will uns ſein Glanz erfreu'n,
Nur einmal nennſt du die Sekunde dein!

Ward der Moment verſcherzt, es lächelt dir kein zweiter,
Und unaufhaltſam geht die Reiſe weiter,
Hinab in's trübe Dämm'rungsland,
Aus dem kein Erdenkind den Rückweg fand.
Laß dir mit Flammenſchrift in's Herz geſchrieben ſein:
Was du verſäumt, bringt keine Reue ein!
Genieße drum die flücht'gen Augenblicke,
Die Gegenwart umklamm're feſt!
Wenn ungeküßt du ſie entſchlüpfen läßt,
Vertrittſt du ſelber dir den Weg zum Glücke.
Doch ſorge, daß du auch der Zukunft lebſt,
Damit du vor der Rechnung nicht erbebſt,
Die von den hier durchlauf'nen Wegen
Du dort beſtimmt biſt abzulegen.
Laß das Vergang'ne dich belehren,
Das Jetzt durch keine Reue ſtören,
Willſt du der Zukunft würdig angehören.

Hinab — hinauf! So iſt der Gang des Lebens;
Und, wohl uns! blieb die Wand'rung nicht vergebens.
Ob ſie es blieb, das wird uns dann erſt klar,
Wenn unſer Uhrwerk abgelaufen war.
Ein Richter wird, wo Sternenbilder thronen,
Im ew'gen Glanz, wie wir gethan, uns lohnen! —
Heil uns, wenn gläubig wir gewandelt,
Wie es ſein Wort geboten, fromm gehandelt;

Demüthig eingedenk es nie vergeſſen,
Daß nach dem eig'nen Maas uns wird gemeſſen.
Ob ſich die Wellen heben oder neigen:
Bewußtſein ſoll die rechte Stunde zeigen!

VI.

Begleitet haſt du mich mit ſtillem Ernſt
Auf meinem Weg; — jetzt führ' ich dich zurück,
Und zeige deinem unumwölkten Blick'
Was Heit'res du vom ſinn'gen Kunſtwerk lernſt.
Auch der freundlichen Bilder viele
Geh'n dir auf im roſigen Licht.
Winkt der Zeiger zum lieblichen Ziele,
So verſcherze den Augenblick nicht!
Harrende Liebe zählt nach Sekunden,
Dehnt die Minute zu bleiernen Stunden,
Bis ihr die ſehnlich erwartete ſchlägt,
Die zu der Braut den Bräutigam trägt.
Mancher kürzt die Zeit des Wartens
Wahnberauſcht, mit kecker Hand,
Bis er ſtatt des Blumengartens
Eine Dornenhecke fand.
Auf die Uhr den Blick!
Selbſt der Liebe Glück
Wird geſtört durch wilde Haſt.

Ueberdruß, der ungebet'ne Gaſt,
Bleibt nicht aus, wenn unbedacht
Und die Reu' iſt ausgegoſſen
Du den Bund zu raſch geſchloſſen;
Ueber dich in Schmerzes Nacht.
Prüfe drum, wer ſich der Liebe neigt,
Ob der Glanz Gehalt auch zeigt!
Weh' ihm, wenn die gold'ne Hülle,
Ein verdorben Werk umſchließt,
Das ihm, ſtatt der Segensfülle,
Wermuth in den Becher gießt.
Wenn der Eiferſucht geſchärfte Krallen,
In die Bruſt des Liebenden ſich ſchlagen,
Wird des Herzens Ruh' in's Grab getragen,
Iſt ſein Glück der finſtern Macht verfallen!
Wo es fehlt, das Götterkind: Vertrauen,
Wirſt du nie das Himmelslicht erſchauen;
Unter'm Lodern wild empörter Flammen,
Stürzt der morſche Bau zuſammen!
Oft blendet der Schimmer
Die blühende Pracht;
Doch hat ſie dir nimmer,
Noch Sorgen gebracht.
Verwelket die Roſe,
Erblindet der Stern:
Entſchürzet das loſe

Geknüpfte ſich gern.
Wohl feſſelt und reizet
Die Schönheit den Sinn,
Doch Anmuth — ſie geizet
Nach edl'rem Gewinn.
Nimm hin deine Krone,
Dein Purpurgewand!
Mir reiche zum Lohne
Die Anmuth die Hand!

VII.

Bang' und ängſtlich ſchleicht die Stunde,
Die uns von der Freude trennt,
Wenn des Kummers Schmerzenswunde,
In des Dulders Herzen brennt.
Blick' die Uhr nicht an,
Bis die Noth zerrann! — —
Eingebrochen iſt die Nacht;
Nur der Sterne Pracht
Leuchtet ſanft mit Silberflimmer,
Durch die öde Mitternacht;
Wem gehört der bleiche Schimmer,
Der durch's ſtille Fenſter bricht?
Einem Glücklichen gehört er nicht!
Wer wacht noch ſo ſpät um Mitternacht?
Die Mutter iſt's die ihr Kind bewacht;

Die händeringend, lautlos jammert,
Den kranken Liebling eng' umklammert,
Und von Mutterangſt gequält,
Seinen Pulsſchlag zählt;
Auf die Uhr ſich bang' und fragend neigt,
Ob ſie nicht die Rettungsſtunde zeigt.
Gott der Liebe, hör' ihr Flehen!
Heiße ſie nicht von dir gehen;
Bricht ja ſonſt das Mutterherz
Unter Todesſchmerz! — —
Aber wer im Glanz der Freude
Froh im Kreis der Lieben weilt,
Haſcht die Zeit am Flügelkleide
Wenn zu ſchnell ſie eilt,
Wenn die Becher winken,
Mag die Sonne ſinken!
Bei der Traube edlem Naß
Kümmert uns kein Stundenglas.
Schallt jubelnd im Kreiſe,
Nach fröhlicher Weiſe,
Bei'm Becherklang,
Der heit're Sang,
So laßt uns nicht fragen,
Wie viel ſie geſchlagen,
Die mahnende Uhr.
Wir folgen der Spur

Der flüchtigen Zeit,
Mit lachendem Blick,
So lang' uns das Glück
Der Gegenwart freut.

VIII.

Folge mir noch auf das Feld des Krieges,
Zu der blutgetränkten Flur!
Auch den weiten Gang des Sieges
Regelt des Geſetzes Uhr.
Weh! die rächende Minute —
Hat der Feldherr ſie verſäumt —
Tränkt ſich mit der Tapfern Blute.
Wenn das Schlachtroß bäumt,
Kommt auf rothen Flammenwogen,
Todesgraus einhergezogen.
Auf hohem Stand,
Die Uhr in der Hand,
Blickt unverwandt,
Am Morgen der Schlacht
Der Feldherr ſie an.
Tauſende ſchauen
Bang' auf ihn;
Tauſende bauen
Feſt auf ihn.
Tauſende ſtehen,

Mann an Mann,
Tauſende flehen,
Nah' dem Grab,
Sieg herab!
Dort ſteht der Feind.
Die Minute erſcheint:
Los wüthet die Schlacht,
Sey's Tag oder Nacht!
Und wenn zum zweitenmal die Stunde ſchlug,
Die das Verderben in die Reihen trug,
Gebar ſie Völker-Wohlfahrt oder — Fluch! ——

IX.

Eng verſchlung'ne Kettenglieder
Meſſen ab den Lauf der Uhr;
Kehret er verjüngt auch wieder,
Ihn begränzt die Kette nur.
Wie in's eingedämmte Bette
Sich der Waldſtrom willig ſchmiegt
Und zuletzt mit Spiegelglätte
Der gemeſſ'nen Bahn ſich fügt,
Leitet uns der Pflichten Kette.
Und der beſſ're Sinn beſiegt,
Durch des Willens Rieſenkraft,
Trotzig wilde Leidenſchaft —
Wird der zarte Reif geſprengt,
Der die Feder eingezwängt,

Daß ſie ſchwirrend ſich entfaltet,
Frei nach eigner Willkühr ſchaltet,
Iſt das Zeitenmaaß geſtört,
Und die Uhr verliert den Werth.
Zwar der Meiſter kann die Feder beugen,
Doch die Uhr wird falſche Stunden zeigen.
Wenn der Unruh' hüpfender Gang
Aus dem ſchirmenden Kreiſe ſprang,
Gleicht die üppige Kraft
Roher Leidenſchaft,
Die das Herz durchwühlt,
Und mit Pflichten ſpielt.
Weh' uns, wenn unſer Herz die falſche Stunde zeigt,
Die Leidenſchaft den inn'ren Frieden ſtört,
Wenn es der Pflichten Stimme überhört,
Und ſich zur Schuld hinüberneigt!
Da hilft kein Vor-, kein Rückwärtsſtellen,
Nichts hemmt den ungezähmten Lauf;
Begraben in den ſturmgepeitſchten Wellen,
Giebt rettungslos der Menſch ſich ſelber auf! ——

X.

Stellen darfſt du an der Uhr,
Aber ſtets mit Vorſicht nur.
Was der Menſch auch thu' und treibe
Regeln ſoll er ſeiner Thaten Gang.

Wie das Stellrad in der Uhr,
Gab Vernunft ihm die Natur.
Drehen magſt du an der kleinen Scheibe,
Bis das rechte Tempo dir gelang;
Feſten Arms ſollſt du das Steuer führen:
Die Vernunft ſoll deinen Schritt regieren!

Doch verzage nicht, wenn auch im Leben
Hie und da ein Wunſch dir fehlgeſchlagen!
Laß dir Hoffnung tröſtend ſagen:
Nur dem Dulder wird der Preis gegeben.
Durch Gewalt läßt ſich das Glück nicht zwingen;
Nur dem ſtillen Muthe kann gelingen,
Es verſöhnt zurück zu bringen.
Harre gläubig mit Geduld,
Reines Herzens, frei von Schuld!
Wer verzweiflungsvoll den Muth verliert,
Allzuraſch der Scheibe Schlüſſel führt,
Meinend, ſo das Werk zum Geh'n zu zwingen,
Wird es nur zum Stillſtand bringen.
Denn was ſchadhaft wird durch Uebereilen,
Kann gar oft der Meiſter ſelbſt nicht heilen.

XI.

Das zarte Werk der Uhr iſt leicht geſtört.
Sei drum nicht gleich von eitlem Wahn bethört,

Als würd' es deiner Ohnmacht glücken,
Was ſich verſchob auf rechten Platz zu rücken.
Kein Recht haſt du, nach Willkühr d'ran zu beſſern,
Noch wen'ger ganz zu hemmen ſeinen Gang,
Wenn Rad und Stift aus ſeinen Fugen ſprang.
Der Stümper kann den Schaden nur vergrößern!
Gieb es vertrauungsvoll dem Meiſter in die Hand,
Das Hemmen ziemt nur dem, der es erfand.
Wer feigen Sinnes, ſchuldbelaſtet,
Mit frecher Hand am eignen Leben taſtet;
Das Werk, das ihm nicht angehört,
Durch frevelhafte That zerſtört,
Tollkühn das Stundenglas zerbricht:
Schaut nimmer Gottes Gnaden-Angeſicht! — —

XII.

Noch einen Augenblick begleite mich
Durch bunter Dichtung freundliches Gefilde.
Leih' gütevoll den letzten Blick dem Bilde;
Hin zu des Liedes Ende führ' ich dich.
Von allen Seiten iſt das Werk beſchaut,
Wir haben es in Ernſt und Scherz betrachtet;
Mit beiden hat dich mein Geſang vertraut,
Wenn anders du der Müh' ihn werth geachtet.
Nur eins iſt übrig noch, bevor wir ſagen können:
Wir ſind am Ziel! — Ich eil' es dir zu nennen.

Ein Kunſtwerk, wird mit Schmuck es überladen,
Verliert gar oft am inn'ren Werth,
Das ſchönſte Allzuviel bringt ihm nur Schaden,
Selbſt wenn's den äußern Glanz vermehrt.
Was künſtleriſch im wahren Sinn erſcheint,
Braucht d'rum gekünſtelt nicht zu ſeyn;
Kein ächter Künſtler iſt des letztern Freund,
Und Wahrheit gilt ihm mehr als Schein.
Willſt du im gleichen Sinne handeln,
Mußt du natürlich deine Straße wandeln.
Die Künſtelei entfernt uns von der Bahn,
Die uns Natur als Mutter vorgeſchrieben:
Nur wer natürlich bleibt, iſt ſchön geblieben,
Und alles Uebrige iſt eitler Wahn.
So lerne denn beim Abſchied von der Uhr:
Hoch ſteht die Kunſt, doch höher die Natur!

Adalbert vom Thale.

Der Morgen im Thiergarten.

Von M. G. Saphir.

Sey mir gegrüßt, o Natur! in deiner Morgenschöne, in deinem freundlichen, lächelnden Erwachen aus dem dunkelbehangenen Schlafgemache der Nacht! Siehe wie das Licht dich allmählig wach küßt aus dem reizenden Schlummer! Wie der erste Morgenstrahl dir in die off'ne Brust fällt, und der frischkühlende Athem der neugewürzten Luft dich, wiedergeboren aus dem Schooße der Nacht, sanft und milde umwehet! Sei mir gegrüßt, du Garten Gottes, Idylle der Schöpfung, Sorgenfrei des Daseins! Ich habe mich losgerungen aus den verstrickenden Netzen des letzten Morgentraumes und athme dir, unendliche Freie! sehnend entgegen. O, die Nacht, dies Ruhebett aller Tagessorgen, und der Friedensfürst Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des

Todes, nehmen alle Menſchen verſöhnend auf und bei jeder Morgenauferſtehung liegt das vergangene Leben hinter uns, und zwiſchen uns die Nacht, das leere Grab, aus dem wir eben entkörpert und reineres Daſein athmend, geſtiegen ſind; nur die Träume ſchweben noch, unkenntlich wie die Geiſter, um die Ruheſtätte des Begrabenen, aus dem ſchweigenden Kirchhof der Nacht zu uns herüber. Der Menſch als Morgenblatt iſt rein poetiſch und nur die folgenden Kunſt- und Literaturblätter der kritiſchen Tagesſorgen und Mühen verwandeln ihn erſt in tiefſinnigen Ernſt! Jeder Schlaf iſt eine groſe Kur und jeder Morgen ein Geneſungsfeſt! So eile ich denn auch heute, wenn Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt, heiter und neugeboren heraus in deine Friſche, kräftiger Naturtempel, herrlicher, lebensmarkiger Garten! Schon von ferne ſtrecken ſich mir deine üppigen Alleearme entgegen, mich einladend zur ſtählenden, köſtlichen Umarmung in dem Luftbade des Morgenhauches! Wie entzückend iſt hier die Natur in ihrem Morgenneglige! Jede Schönheit wahr und jeder Reiz eigenthümlich! Die Morgenroſen-Gardinen hangen wie Guirlanden um das hohe Himmelsbett; die hohen Bäume geben ihre aufgelöſ'ten grünen Locken hin dem Fingerſpiel geſchäftiger Weſte. Die Honigſammlerin ſteigt aus dem Blumenſarg und hebt ſich aus Blüthendünen, ihr Morgenlied ſummend, em-

vor. Blüthen, Reis und Zweige ſchlagen die Augen auf und blicken freundlich hinauf in das goldene Licht. Die Knospe und der Blumenkelch öffnen die verſchämten Lippen, aus denen das Geſtändniß ihrer Blätterfülle zögernd bricht. Das Thau-Golkonda des grünen Teppichs blizt und funkelt mit ſeinem Perlen- und Juwewaſſer durch Licht und Schatten hin, und die heiligen Sänger des klargewölbten Doms, die befiederten Luftbewohner, läuten und rufen aus tauſend Kehlen zur anbetenden Hora! O kommt mit mir heraus Alle, die ihr kranken Herzens ſeid, kommt mit mir heraus an einem heitern Morgen in das Erfriſchungskomptoir des reichen, blühenden und rieſigen Gartens! Reißt herab von euch die Zugpflaſter des Schmerzes und legt die brennende Schmerzſtelle an den kühlenden Athem dieſer üppigen Vegetation! O ihr engbrüſtigen Kranken, die ihr kaum mehr athmen könnt in der Stick- und Kellerluft der großen Welt, kommt mit mir heraus und trinkt mit langen, tiefen Zügen in euch hinein den Bruſttrank dieſer Lüfte, den Aethertropfen des heilthauenden Himmels! O ihr Schaalthiere und Molluſken, eingeſchachtet in den Muſeen und Kunſtſälen eurer Zirkel und Geſellſchaften, kommt mit mir hinaus in die Menſchen-Gleiche: Natur, öffnet eure Schaale und nehmet auf den Tropfen der Natürlichkeit, daß er zur Perle des reinen Lebens werde in eurem ſteinernen Buſen! O ihr Ver-

renkten und Verwachſenen, die ihr in den Spannriemen der Converſation und in den Quetſchformen des großen Tons verknöchert, kommt mit mir heraus in das große Barmherzigenhaus des gütigen Schöpfers, dehnt euch aus auf dem Streckteppich des ſammetnen Raſens, rankt euch hinauf an den kräftigen Stamm der ſtrotzenden, himmelaneilenden Bäume! Und ihr, ihr Unglücklichen alle, die ihr keinen anderen Vater als den Kummer, keine andere Mutter als die Noth habt, keine andere Freundin kennt als die Thräne und keinen andern Tröſter als den Tod, kommt mit mir heraus in das allgemeine Waiſenhaus des ewigen Vaters, in die Natur Gottes, ſeht, von dem Grashalm bis zum Eichenwipfel, von dem Lichtſtäubchen, das im kleinſten Thautropfen einen Ocean findet, bis zum großen Sonnenlicht, das, ein kleiner Punkt, am unendlichen Dome hängt, iſt alles, alles eines Vaters Werk, und der iſt euer Vater! und kein Grashalm biegt ſich krumm, und kein Thautropfe verſiegt, und keine Thräne fließt in dunkler Nacht über eure Wange, ohne daß er es wiſſe; und es kommt wieder ein Morgen, da weht der barmherzige Vater einen Kuß hin durch die neubelebte Schöpfung und der hingeſunkene Grashalm richtet ſich wieder freudig auf, und ein friſcher Thautropfe ſpiegelt ſich herrlich im Graſe, und die Nachtthräne des Kummers glänzt als Morgenjuwel der Freude auf der Wange des Erwachten! Empfange

mich alſo heiterer Morgen, du lachender Jüngling mit der laubbekränzten Stirn und mit dem blumengeſtickten Gewande, nur an deinem Buſen lege ich das Gebet der Andacht, das Wort der Muſe und das Geſtändniß der Liebe nieder!

Der Sclave.

Ich bin ein Sclav' geboren!
Mir blühet keine Freud',
Mir war von je verloren,
Die schöne Lebenszeit.

Ich hab' nie Gut's genossen,
Von einer Menschenhand;
Muß harren unverdrossen
Auf jenes beff're Land. —

Vater und Mutter schieden,
So früh, so früh von mir,
Und gingen ein zum Frieden,
Und ließen fremd mich hier.

Ich arbeit' ſpät und frühe,
Ich thue was ich kann;
Doch bringt all' meine Mühe,
Nur härt're Müh' heran.

Mit Zähren muß ich netzen,
Mein Stückchen hartes Brod —
Die einz'gen, die mich letzen,
Mir lindern meine Noth. —

Kein'n Freund hab' ich gefunden,
Nur eines iſt mir mild;
Das iſt zu manchen Stunden,
Mein eig'nes thränend' Bild.

Es glänzt im Strome wieder,
Und blickt durch Thränen auf,
Ich weine zu ihm nieder,
Mehre des Stromes Lauf.

Und Nachts in wüſter Höhle,
Bei Schlang- und Molchgezücht,
Da gaukelt vor der Seele:
Manch höhnend Traumgeſicht.

Da will man mich erretten —
Ich faſſ' die Freude kaum —
Schnell klirren meine Ketten,
Und hin iſt Freud' und Traum. —

Wie golden wär' das Leben:
Die Hände feſſellos
Zum Himmel dankend heben,
Zum Vater gut und groß!

O, könnt' ich mich ergehen,
Auf jenem grünen Plan,
Wo frei die Palmen ſtehen
Und rauſchen himmelan!

Wie ſollt' mein Lob erklingen,
Dem Schöpfer dieſer Welt,
Die jetzt in argen Schlingen,
Den Leib und Geiſt mir hält!

Einen Tag nur aus der herben
Gewalt, die mich umwebt,
Dann wollt' ich gerne ſterben:
Ich hätt' dann doch gelebt!

Mir iſt das Wort geſprochen:
„Die Feſſel ſei dein Kleid!“
Was hab' ich denn verbrochen,
Das ſie mich blutig ſchneid't?

Die Feſſel zog mich nieder
Als Kind ſo jung und zart,
Drückt noch des Greiſen Glieder,
Iſt auch im Tod' ihm hart. —

Ich will ſie mit mir führen
Hinauf in jenes Land,
Sie wird mich herrlich zieren,
Wie königlich Gewand.

Die Kett' wird gülden glänzen
Im hohen Himmelsſaal;
Beſetzt mit Perlenkränzen
Von meinen Thränen all;

Wird klingen hell wie Flöten,
Wie Silberglockenklang;
Wirkſamer als mein Beten,
Das nie hinauf wol drang.

Ich werd' dem Herrn ſie zeigen
Als meinen einz'gen Schatz;
Er muß mir gnädig neigen,
Giebt mir 'nen hohen Platz.

Dann iſt das Leid verſchwunden,
Ich bin wie And're frei;
Jede der neuen Stunden,
Bringt mir auch Freude neu.

Dann werd' ich den erkennen,
Der über Sternen lebt,
Deß Namen ſchon zu nennen
Mir hier das Herz erhebt.

Er wird mich liebreich nehmen,
In ſeine Vaterhut,
Ich darf mich dann nicht ſchämen:
Und bin wie And're gut.

Mein'n Vater werd' ich ſehen,
Mein' Mutter im weißen Kleid,
Neben dem Höchſten ſtehen:
Strahlend in Herrlichkeit.

Sie werden Lieb' mir geben,
Die hier ihr Tod mir nahm. —
O, komm doch Himmelsleben,
Tod, ende meinen Gram! —

Pelaſt.

Lieder

von Otto v. Deppen.

Bei Mädchen, bei Mädchen und Roſen,
Da möcht' ich mein Leben verkoſen
Im Kuß und im tändelnden Spiel!
Am Buſen, am Buſen der Schönen,
Bei Wein und harmoniſchen Tönen,
Da find' ich mein herrlichſtes Ziel.

Wo duft'ge Violen erſchwellen,
Auf raſigen, ſchattigen Stellen,
Da lieg' ich und küſſ' ich ſo gern!
Wo ſchneeig ein Händchen mir winket,
Wo freundlich ein Auge mir blinket,
Da folg' ich dem gütigen Stern!

Wo reizend die Arme sich heben,
Wo regsam das äußere Leben
Die innere Seele verspricht,
Da folg' ich im ahnenden Sinnen,
Da reißt mich's gewaltsam von hinnen,
Da flieht mich das irdische Licht!

Bei Mädchen, bei Mädchen und Rosen,
Da möcht' ich mein Leben verkosen,
Im Kuß und im tändelnden Spiel.
Am Busen, am Busen der Schönen,
Bei Wein und harmonischen Tönen,
Da find' ich mein herrlichstes Ziel!

2.

Hinaus, hinaus! es ruft die Kriegs Drommete,
Zum Kampf gerüstet stehen wir;
Die Fahne, die so oft uns stolz umwehte,
Sie flattert freundlich, als ein Schutzpanier!
Noch einmal sei es hoch bei ihr geschworen:
Nur mit dem Leben sei sie uns verloren!

Hinaus, hinaus! Die Bajonette blinken,
Sie funkeln freundlich ihr: „Victoria!"

Hinaus, hinaus! Die Federbüſche winken,
Sie nicken fröhlich zu: „Der Sieg iſt da!“
Hinaus! hinaus! wo muth'ge Schwerter klingen,
Da iſt es leicht, den Sieg'skranz zu erringen!

Hinaus, zum Kampf! es gilt kein langſam Säumen,
Nur raſcher That entgrünt der Lorbeerkranz!
Wo rüſtig ſich des Feindes Roſſe bäumen,
Da funkelt uns des Heldenlebens Glanz!
Hinaus! hinan! dem kühn bewegten Streben,
Muß ſich der Feind, muß ſich die Welt ergeben!

3.

Du haſt mir ein Küßchen gegeben,
Das drang mir innerſte Leben,
Und hat mich zum Kranken gemacht!
Es zieht mich, wie mächtiges Fieber,
Herüber, hinüber, herüber,
Und läßt mir nicht Ruhe die Nacht!

D'rum gieb mir, o gieb mir das Zweite,
Und wär's auch die andere Seite,
Mein Mund nimmt es nicht ſo genau!

Nur Gleiches kann Gleiches vertreiben,
Mein Arzt würd' es ſelber verſchreiben,
Und der — o! verſteht es genau!

Doch haſt du das Zweite gegeben,
Und ſo mich zurück in das Leben,
So gieb mir das Dritte dazu!
Dann hab' ich für all' meine Tage
Ein Mittelchen wider die Plage;
O gieb mir das Dritte dazu!

Hannibal nach der Schlacht bei Cannä.

So wär's erreicht, was ich dir einst geschworen,
O Vater, blicke freundlich auf mich her!
Zu Ruhm und Rache steht Carthago's Heer
Vor Roma's stolzen Siebenhügel-Thoren!
Nun beuge dich, die Kraft hast du verloren,
Dich Riesen, traf Carthago's Todesspeer,
Der, schwirrend über Länder, Fels und Meer,
Dich Roma hatte sich zum Ziel erkoren!
So fällt der Uebermuth, die strenge Strafe,
Ereilt ihn doch, trotz blendend leerem Prunke,
Zur Flamme wird der Rache kleinster Funke;
D'rum fürchte ihn, du, eitlen Stolzes Sclave!
Hamilcar jub'le, vorwärts nun ihr Krieger,
Bald steh'n wir auf dem Capitol als Sieger!

Ludwig Liber.

Nachricht für den Leser.

Das dritte und vierte Heft, dem das Verzeichniß der resp. Herren Subscribenten beigefügt wird, folgen in kurzer Zeit nach.

Griechiſches Feuer

auf

dem Altare edler Frauen.

Ein Sommerblatt,

zum Beſten

der Wittwen und Waiſen der bedrängten Griechen

herausgegeben

von

M. G. Saphir.

Drittes Heft.

Berlin, 1826.

Bei Leopold Wilhelm Krauſe,

Adlerſtraße Nr. 6.

Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.

Göthe.

Drittes Heft.

Trauer-Cantate

zur Gedächtnißfeier

Alexanders des Ersten,

Kaisers aller Reussen.

Ihro Kaiserlichen Hoheit

der

regierenden Kaiserin von Rußland

Alexandra Feodorowna

in tiefster Unterthänigkeit

gewidmet

von

F. Förster.

Trauer-Cantate.

Fama.

(Recitativ.)

Ihr Völker der Erde! hört meine Bothſchaft!
Doch nicht die Bothſchaft der Freude
Komm' ich, euch zu verkünden. Ach!
Ich bringe Bothſchaft der Trauer, großer Trauer.
Er, den ihr ſaht in der Blüthe der Jahre,
Auf dem beſcheidenen Haupte die ſtolzeſte Krone,
Um die Stirn den Lorbeer des Ruhms,
Der euch Freude gab und Frieden und Freiheit! —
Er iſt nicht mehr! —
Er iſt nicht mehr,
Der den Neid nicht kannte, da er der Mächtigſte war,
Der nicht beneidet wurde, da ihn alle liebten,
Dem von den Thronen herab gehuldigt ward,

Der einen König ſich zum Freund gewann, —
Der glorreiche, ruhmwürdige Kaiſer,
Der an den Stufen des Altars der Kathedrale
Der alten, völkerherrſchenden Moskwa
Den heiligen Schmuck der Zaare Rußlands
Auf das geweihte Haupt empfing; —
Er iſt nicht mehr!

Arie.

In Trauerchören klagt
Um den Entſchlafenen,
Ihr Völker der Erde!
Um den Geliebten,
Nimmer Vergeſſenen,
Ewig Beweinten,
Völker der Erde,
Klagt um ihn!
Haſt du Germania
Ihn nicht gegrüßet
Einſt als Befreier?
Hat ihm der alte Rhein
Nicht den kriſtallenen
Becher gefüllt,
Und ihn am Ufers Grün
Freundlich willkommen
Bei ſich geheißen?

Auch in der Franken Land,
Auch an der Seine Strand
Haben dem Sieger die
Thore, die Pforten sie
Willig geöffnet.
Dann auch das freie,
Herrschende Albion
Hat ihn als Gastfreund
Gastfrei empfangen.
Auch in der Künste
Heiliger Heimath,
Dort wo der Lorbeer grünt,
Hat ihn Italia
Festlich begrüßt.
Und die Entlegenen,
Die ihn nicht sahen,
Kannten ihn wohl;
Ihm war kein Land zu fern,
Daß er mit seiner Macht
Es nicht erreicht;
Und seine Macht, sie war
Lieb' nur allein.
Darum, ihr Völker, klagt
In Trauerchören
Um den Entschlafenen,
Um den Geliebten,

Nimmer Vergeſſenen,
Ewig Beweinten,
Klaget um ihn!

Chor der Völker.

Wehe! Wehe! welche Kunde
Tönt herüber, tönt herauf
Von dem fernen ſchwarzen Meere,
Dem der falſche Helleſpont
Seine trüben Wellen ſendet.
Unſ're Thränen, unſ're Klagen
Folgen dem Entſchlafenen,
Doch ſein theures Angedenken
Lebt in unſern Herzen fort

Trauerherold.

(Recitativ.)

Mit ſchwarzumflortem Helm
Erſcheint die jungfräuliche Herrſcherin,
Die hoheitblickende Ruſſia,
Die aus dem Haupte Alexanders,
Eine ſtrenge, muthige Jungfrau,
Geboren ward in voller Rüſtung,
Wie einſt mit Helm und Speer und Schild,
Aus dem Haupte des olympiſchen Zeus

Minerva ſprang, die mächtige Göttin,
Doch um die ſonſt heit're Stirn
Hat düſt're Schwermuth ſich gelagert,
Die hellen Augenſterne ſind getrübt
Und über die entfärbten Wangen rollt
Der Thränen Perlenthau.

Arie.

Gerecht ſind deine Thränen
Und heilig iſt dein Schmerz;
Was die ganze Welt verloren,
Tragen mit vereintem Muthe,
All' die andern Völkerſchaaren,
Die um den Geliebten klagen;
Was du mit ihm verloren,
Fühlſt nur du, und trägſt nur du allein.

Ruſſia.

(Recitativ.)

Die ihr die Heerden treibt auf dem Kaukaſus,
Die ihr die Wälder des Ural durchſchweift,
Die ihr wohnt unter Sibiriens ewigem Schneedach,
Die ihr an Aſow's Meer euch freut des ſonnigen Früh-
lings,
Die ihr den Eisbär jagt am unwirthlichen Ozean,

Die ihr am ſchwarzen Meer drohend nach jenſeit ſchaut;
Ihr meine Völker,
Die ihr in vierzig Sprachen
Mich eure Mutter nennt,
In drei Welttheilen
Mich ehrt als Gebieterin,
Und unter dem Schutze meines Mantels ruht,
Mit dem ich den halben Erdkreis umſpanne;
Heran zu mir, daß wir dem Herrſcher folgen
Auf ſeinem letzten Weg,
Und zu der ſtillen Stätte ihn geleiten,
Wo er nun einſam ruht.

Arie.

Ihr folgtet ihm, wenn er euch rief,
Ihr folgtet ihm mit Kriegsgeſang,
Hinaus in's Feld zur Schlacht.
Und immer war der Sieg mit euch,
So oft er euch geführt. —
Der Erbfeind aller Chriſtenheit,
Der eure Väter oft bedroht,
Hinüber mußt er über's Meer
Und fürchtet unſ're Macht. —
Der Welterob'rer zog heran,
In Flammen ſtand die heil'ge Stadt,
In Schutt und Trümmer nieder ſank

Der alten Zaare hohe Burg;
Doch unerschütterlich und fest
Erhob der Kaiser nun sein Haupt
Im frommen Gottvertrau'n.
Und zu den Waffen rief er euch
Und in die Schlachten führt' er euch,
Und siegreich zogt ihr wieder heim;
Nun ruft er euch nicht mehr. —
Er ruft euch wohl, —
Und ach! ihr folgt betrübt.

Chor der Russen.

Von den Bergen herab,
Aus den Thälern herauf,
Von dem fernen Meergestade,
Von der Flüsse grünen Ufern,
Aus der Armuth niedern Hütte,
Aus den hohen Prachtgebäuden,
Kommen wir in treuen Schaaren,
Da die Herrscherin uns ruft.
Aber ach! mit schwerem Herzen
Nahen wir und bangem Muth,
Denn zur letzten Ruhestätte,
Zu des Grabes stiller Pforte,
Sollen wir im Trauerzuge
Unsern Kaiser heut' geleiten.

Völker ſind wir vieler Zonen,
So durch Sprache, wie durch Sitte,
Durch Beruf und Stand geſchieden; —
In der Liebe zu dem Kaiſer,
In dem Schmerz um unſern Herrn,
In dem Leide, das wir tragen,
Sind wir all' einander gleich.

Ruſſia.

Recitativ.

Wer iſt die Königliche Jungfrau,
Die dort im Trauergewand uns naht?
Nicht unſeres Landes iſt ſie,
Ihr Panier iſt nicht das unſ're.
Ihr folgt ein kriegeriſches Geleit,
Die Waffen geſenkt und die Fahnen umflort. —
Wohl erkenn' ich ſie jetzt,
Es iſt Boruſſia,
Die treue Nachbarin,
Und mit ihr kommen unſ're Waffenbrüder,
Die tapfern Preußen.

Preußiſcher Marſch.

Chor der Preußen.

Wir kommen von der Oſtſee-Strand
Und von dem fernen Rhein,

Vom Oder- und vom Weſerthal
Und aus der Elbe Au'n.
Die Trauerbotſchaft hörten wir:
Der Kaiſer iſt nicht mehr,
Da ward es ſtill im ganzen Land,
Wir aber zogen aus.
Wo unſer Königlicher Aar
Als feſte Schildwach ſteht,
Da riefen wir: dein ſchwarzes Kleid,
Du trägſt es heut' mit Recht.
So nahen wir im Trauerzug
Zum letzten Dienſt bereit
Und geben ihm, den wir verehrt,
Noch einmal das Geleit. —

Boruſſia.

Recitativ.

Ich führe meine tapfern Schaaren,
Dir zur betrübten Feier zu;
Denn ſie verlangten noch einmal die Züge
Des hohen kaiſerlichen Herrn zu ſchau'n,
Der oft ihren jauchzenden Zuruf
Mit mildem, freundlichen Gruß erwiedert.
Und dir zum Geleit,
Auf dem ſchweren Gange des Kummers
Nah' ich als Freundin dir und Nachbarin.

Aria.

Nimm dieſe Thränen
Als ſtumme Zeichen an;
Daß wir es fühlen,
Was wir verloren.
Denn was der Himmel nur
Glücklichen Geiſtern
Jemals beſchieden hat,
Fiel auf ſein Haupt,
Und was die Erde nur
Hohes und Herrliches
Hat zu ertheilen,
Schmückte ſein Leben
Heiter und ſchön.
Und ſolche Schöne,
Hoheit und Güte,
Liegt nun gebrochen,
Sinkt in das Grab. —
Doch nein, es lebt in ſeinen Thaten,
Der Edle unvergänglich fort,
Und ſegnend über unſeren Verein
Schwebt immerdar ſein Geiſt.
An heil'ger Stätte ward der Bund beſchworen,
Dort, wo des großen Friedrichs Aſche ruht,
Da reichten ſich die Herrſcher treu die Hand;
Und was die mächtigen

Herrſcher gelobt,
Hat auch die Völker
Glücklich vereint.

Doppelchor der Ruſſen und Preußen.

Beide.

Von der Weichſel bis zum Rheine,
Von dem Rheine bis Paris,
Wird man es zu rühmen wiſſen,
Wie die Ruſſen und die Preußen,
Waffenbrüder, Zeltgenoſſen,
Feldgeſellen, Kriegsgefährten,
Treue Kameraden waren.
Wohl an vielen heißen Tagen,
Wohl in vielen guten Schlachten,
Standen wir für einen Mann
Und Hurrah! war unſer Gruß.

Preußen.

Unter euerm Doppeladler
Siegtem wir auf deutſchem Grund.

Ruſſen.

Unter euerm ſchwarzen Adler
Siegten wir im Frankenland.

Preußen.

Euer Kaiſer Alexander
Hat uns bei Paris geführt.

Ruſſen.

Friedrich Wilhelm euer König
Hat bei Culm uns commandirt.

Preußen.

Kutuſow, den greiſen Helden,
Haben „Vater" wir gegrüßt.

Ruſſen.

Euern alten Blücher haben
Marſchall Vorwärts wir genannt.

Beide.

Ja, von Kind zu Kindeskindern
Soll die Sage ſich vererben,
Wie die Ruſſen und die Preußen
Waffenbrüder, Zeltgenoſſen,
Kriegsgefährten, Feldgeſellen,
Treue Kameraden waren.
Und es ſoll zu fernen Tagen
Unſer Bruderbund beſteh'n.

Der Trauer-Herold.

Recitativ.

Ihr Männer von Rußland,
Und ihr, getreue Nachbarn!
Ordnet jetzt eure Schaaren.
Der Glocken dumpfer Klageton
Verkündet uns, daß der Erhab'ne naht;

Nicht auf muthigem Roß,
Wie wir ſo oft ihn erblickten
Und unſern Jubelgruß ihm
Entgegen riefen mit tauſend Stimmen;
Ach! in dem engen Bette des Todes
Ruht er im ſchwarzen Sarkophag.
Statt der fröhlich grüßenden Menge
Hört man des Trauergeleites
Stöhnenden Klageruf.
Und vorauf mit dem heil'gen Kreuz
Zieht der Prieſter geweih'te Schaar,
Ernſten, gemeſſenen Schrittes,
Und feierlich im Chor tönt ihr Geſang.

Chor der Prieſter.

Heil dem Gerechten,
Der für den Herrn zieht in den Streit
Und ſein Schwerdt weihet dem Höchſten.
Ob tauſend fallen
Zu deiner Rechten,
Und zehentauſend
Zu deiner Linken,
So wird es dich nicht treffen.
Denn Gott hat ſeinen Engeln
Befohlen über dir,
Daß ſie dich behüten

Auf deinen Wegen;
Daß ſie dich tragen
Auf ihren Händen
Und dich bewahren alle Zeit.
Heil dem Erwählten!
Der ruhet in Gott,
Und unter dem Schatten
Des Allmächtigen ſchläft.
Er ſpricht zu dem Herrn:
Du meine Zuverſicht
Und meine Burg, mein Gott,
Auf den ich baue;
Du wirſt mit deinen Flügeln mich bedecken
Und deine Wahrheit iſt mein Schild.
Heil dem Erlöſ'ten,
Der durch den Glauben
Wiedergeboren ward,
Und Jeſum Chriſtum
Hält in dem Herzen.
Ihn wird nicht ſchrecken
Das Grauen der Nacht,
Noch der Stachel des Todes;
Er folgt getroſt, wenn Gott ihn ruft.

Unter einem Trauermarſch begiebt ſich der Zug nach der Kathedrale.

Zweiter Theil.

Introduktion unter Glockengeläute und Orgelſpiel.

Chor.

Wir ſtehen an der Kaiſergruft
Mit tiefgebeugtem Muth,
Und geben hier, was irdiſch war,
Der Erde Schooß zurück.
Es ſchwang ſich ſein verklärter Geiſt
Zu höhern Welten auf,
Und wandelt dort im ew'gen Licht,
In ew'ger Seeligkeit.
So nahm die Erde was der Erde war,
So nahm der Himmel, was des Himmels war,
Und ach! wir ſteh'n verwaiſt.

Eine Stimme von oben.

Es hört der Himmel eure Klagen,
Doch habt getroſten Muth,
Sein Geiſt wird fortan unter euch,
In ſegensreicher Nähe wohnen. —
Wo einſam dem Verlaſſenen
Ein ſtilles Glück erblüht,
Er denkt: ich dank' es ihm;
Und wenn das Reich, das Kaiſerhaus
In neuem Glanze ſtrahlt,

Ihr ruft: es kömmt von ihm.
Zieht ihr hinaus zum Kriegeszug,
Mit seinen Fahnen zieht ihr aus,
In seinen Namen fechtet ihr,
In seinen Namen sieget ihr
Und für den Glauben, für sein Haus,
Für Gottes Ehre, für das Vaterland,
Geht ihr in seinem Namen in den Tod.

Chor der Priester.

Gott ist mein Hirt,
Mir wird nichts mangeln.
Er lagert mich auf grüner Weide,
Er leitet mich an stillen Bächen,
Er labt mein schmachtendes Gemüth
Und führet mich auf sich'rer Bahn
Zu seines Namens Ruhm.
Und wall' ich zu des Todes finsterm Thale,
So bin ich ohne Furcht,
Denn du geleitest mich.
Du bist mein Stab und meine Stütze
Und immerdar mein Trost.
Du richtest mir ein Freudenmahl
Im Angesicht der Feinde zu,
Du salbst mein Haupt mit Oel,
Und schenkst mir volle Becher ein.

Mir folget Heil und Seeligkeit
In dieſem Leben nach;
Einſt ruh' ich nach des Tages Müh'
Dort in des Ew'gen Haus.

Eine Stimme.

Dort wo in Engelchören,
Die Seraphim und Cherubim
Die Herrlichkeit Gottes verkünden.
Empfängſt du, Geſegneter,
Die Siegeskrone des Gerechten.
Und es legen die himmliſchen Schaaren
Den Kranz der Unſterblichkeit
Dir um das Haupt.
Doch du verſchmähſt in jenen Himmelshöh'n
Nicht unſ're Thränen, unſern Dank,
Und gütig ſchau'ſt von oben du herab
Auf unſ're Huldigung,
Und freuſt dich in dem Land der ew'gen Freude
Der Kränze, die mit Dank und Liebe,
Wir deinem Angedenken weih'n.

Chor der Bürger.

Mit der gold'nen Bürgerkrone
Schmücken wir die Kaiſergruft,
Denn vor allen andern Kränzen

Haſt du dieſen dir verdient.
Hier auf dieſen Grund und Boden
Haſt du eine neue Welt
Durch dein Wort hervorgerufen.
Wüſte Stellen wurden Auen,
Und dein ſchöpferiſcher Geiſt
Hieß auf menſchenleeren Steppen
Heit're Dörfer, ſich're Städte,
Trift und Fluren ſich erheben.
Und auch der Sitte
Mild're Gewohnheit
Danken wir dir;
Denn der Leibeigenen
Schmachvolle Ketten
Brachſt du entzwei:
Stellteſt den Bürger
Unter des Rechtes
Heiligen Schirm. —
Freier und edler
Freute der Edle ſich,
Daß du dem Thron' ihn
Näher geſtellt.
Und du entzündeteſt
Liebe zum Vaterland
In aller Bruſt.
Nimm denn von goldenen

Zweigen geflochten,
Nimm dieſe Krone,
Die dir gebührt.

Die Muſe.

Recitativ.

Wenn die Getreuen dir nahen
Und Kränze dir weih'n,
Die nicht der Thau des heit'ren Morgens,
Die der Wehmuth, des Dankes Thräne benetzte,
Darf auch die Muſe
Vor dir erſcheinen.
Denn der Wiſſenſchaft heiligen Urquell
Haſt du die freie, ſonnige Bahn
Muthig eröffnet mit fürſtlicher Huld;
Und hinein in die dumpfe, trübe Nacht,
Die die Geiſter bedeckte mit finſt'rem Grau'n,
Riefeſt du entſchloſſen: es werde Licht!
Dann zu dem Guten
Haſt du das Schöne
Heiter geſellt,
Und im Vereine
Traten die Künſte
Zu deinem Thron,
Wo unter der Palme, des Oelbaums Schatten
Der Friede ſich lagert auf grünenden Matten.

Arie.

Nur in des Friedens
Heiliger Obhut,
Pflegen die Muſen
Wohnung zu nehmen;
Denn nicht der Kieger
Wandernde Schaaren
Kränzen die Tempel
Die wir erbau'n. —
Nur in des Oelbaums
Heiligem Schatten
Blühen die Blumen,
Reifen die Früchte,
Welche zum Teppich,
Sinnig der Künſte
Hände gewirkt.

Chor der Künſte.

Ihm, der des Friedens
Tempel gegründet
Und uns nach langer
Trüber Verbannung
Wieder auf Erden
Heimath gegeben,
Winden die Künſte
Trauernd den Kranz.

Doch zu der dunkelen
Trauer-Cypresse
Flechten die heitere
Rose wir ein;
Auch an dem Grabe nicht
Sei es vergessen,
Daß er die Freuden des
Lebens uns gab.

Chor der Krieger.

Will der Landmann seiner Saaten,
Will der Bürger seines Friedens
Sich in Ruhe freuen,
Muß der Krieger in den Waffen
Gegen jeden Feind gerüstet,
Wo es immer gilt, sein Leben
Muthig in die Schanze schlagen.
Und so mag es uns gebühren,
Daß zur gold'nen Bürgerkrone,
Zu der Muse schönem Kranze,
Wir den heil'gen Lorbeer legen,
Den der Ruhm und den der Sieg,
Diese beiden Götterknaben,
Um des Kaisers Stirn gewunden.
Nimmer wird die Sage schweigen
Von den Siegen deines Schwertes;
Unvergänglich um dein Haupt

Wird der heil'ge Lorbeer grünen,
Den der Ruhm und den der Sieg,
Dieſe beiden Götterknaben,
Dir geweiht für ew'ge Zeit.

Chor.

Wir rufen dir nun Lebewohl,
Das letzte Lebewohl,
Und ſenken in die kühle Gruft,
Nach manchem heißen Tag,
Den müden Wand'rer nieder.
So ſchlumm're, bis der Engel Gottes dich
Einſt rufen wird zum Weltgericht.

Vierſtimmig.

(ohne Inſtrumentalbegleitung.)

Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt,
Und daß er mich erwecken wird
Am jüngſten Tag.
Wenn gleich Verweſung mir drohet
Wird dies mein Auge Gott doch ſehn;
Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt,
Denn Chriſt iſt erſtanden
Von dem Tod,
Ein Erſtling derer die da ſchlafen.

Chor der Ruſſen.

Wir nehmen unſ're Fahnen auf
Von der geſchloß'nen Gruft,

Und wie wir unſern theuern Herrn
Gelegt in's tiefe Grab,
So legen wir den Schmerz um ihn
Wohl tief in unſer Herz.
Euch, liebe Nachbarn, unſern Dank,
Die Ihr es treu gemeint,
Und bis in ferne, ferne Zeit
Soll unſer Bund beſteh'n.
Ein theures Pfand bewahren wir,
Ein Pfand der Lieb' und Treu.
Die hocherhab'ne Kaiſerin
Aus Euer'm Königshaus.
Sie iſt es, die mit zartem Band',
Zwei Thronen an einander kettet;
Und durch ein blühendes Geſchlecht
Das Schickſal zweier Völker eint.

Chor der Ruſſen und Preußen.

Was auch die Zukunft bringen mag,
Wir fürchten ſie nicht mehr,
Und jeden Feind, woher er naht,
Schreckt unſer Loſungswort:
Dem Kaiſer Heil auf Rußlands Thron!
Dem König Heil auf Preußens Thron!
Heil Preußen! Rußland Heil!

Griechenlied.

Wenn uns manchmal Ruhe naht,
Denkt man still am Heerde
Derer, die als Heldenſaat
Sanken in die Erde.

Und man betet fromm bedacht:
„Laß die Saat gedeihen!
„Laß aus ſtarrer Winternacht
„Lenz erblü'n dem Freien!“ —

Doch uns ruft alsbald die Zeit
Ernſter Arbeit wieder.
In das Feld geht's dicht gereiht,
Neue Saat fällt nieder.

Und es zieh'n ob unſerm Haupt
Schaaren von Gewittern,
Sturmdurchwühlter Boden ſtaubt
Und viel Menſchen zittern.

Wir doch ringen uns hindurch
Friſch in Kraftbegabung;
Und auf manch' erſiegter Burg
Schenkt uns Wein Erlabung.

Und im Voraus ſingt der Held
Sich die Grabesode,
Denn wie Blatt vom Baume fällt,
Fällt er bald zu Tode.

Ob du zaghaft dich entfärbſt,
Ferner, fremder Hörer:
Winter, Frühling, Sommer, Herbſt
Sind auch die Zerſtörer.

Allen geht's wie uns, im Zug
Raſcher Jahreszeiten.
Täuſcht Euch nicht mit Lug und Trug!
Seid gefaßt auf's Streiten!

Ob es nun den Türken gilt,
Oder ärgern Schrecken,
Die ſich unter'm Buſenſchild
In uns ſelbſt verſtecken: —

Kampf hat, wen die Sonne traf.
Ringt nur, daß euch kränze
Nach dem letzten Winterſchlaf
Sieg im ew'gen Lenze!

L. M. Fouqué.

Zwei Griechenlieder von H. Stieglitz.

Griechisches Seelied.

Auf der dunkeln Fluth des Meeres kein Tyrann den Willen bricht,
Auf der dunkeln Fluth des Meeres leuchtet's hell wie Morgenlicht.
Vor dem Arm der freien Schiffer sank der Perser stolze Pracht,
Vor dem Arm der freien Schiffer sinket auch der Türken Macht.

Auf der dunkeln Fluth des Meeres führen wir das Ruder kühn,
Auf der dunkeln Fluth des Meeres sehn wir Siegespalmen blühn,

Und wir jubeln und wir jauchzen, wenn wir der Barbaren Blut
In dem heißen Kampfe mischen mit des Meeres dunkler Fluth.

Der Morcot.

Wie sie weinen, wie sie klagen, daß der Griechen Freiheit fiel,
Daß so reiche Kraft und Fülle werde roher Feinde Spiel!
Wie sie weinen, wie sie klagen, daß nun selbst Morea's Herz
Soll das Grab der Freiheit werden, zu der Griechen Schmach und Schmerz!

Sollt nicht weinen, sollt nicht klagen! Noch lebt der Hellenen Muth,
Noch fließt in Morea's Söhnen ächt spartanisch Heldenblut.
Freudig sollt ihr aufwärts blicken und vertrau'n dem Freiheitsgott,
Er führt uns zu Kampf und Siegen, er macht frechen Hohn zu Spott.

Wie sie weinen, wie sie klagen! Ist es denn das erstemal,
Daß der Feinde Trotz zerschellte an der Griechen festem Stahl?
Habt ihr niemals denn vernommen, daß zu eig'nem Hohn und Schmach
In das Herz des Griechenlandes frecher Schwarm der Feinde brach?

Miſſolunghi.

Ode.

Sapphiſche Ode, Klang der Lieb' und Sehnſucht,
Wie durchſäuſelſt nur du die Zither heut' mir,
Da mir Gram und kriegeriſcher Zorn durch's Herz tönt!
„Weh, Miſſolunghi!"

Ja, Miſſolunghi fiel! Nicht birg mir's länger,
Hoffnung, Täuſcherin meiſt im Weltrevier du!
Doch mein Geiſt, voll ewiger Hoffnung, juble:
„Preis, Miſſolunghi!"

Heilige Trümmerburg, aus deinem Nachtgrau'n
Grünet Lorbeer empor! Einſt auch der Oelbaum,
Und die Enkel deiner Erſchlagenen ſingen:
„Dank, Miſſolunghi!" —

Und die Erſchlagenen, jetzt ſie neubelebt ſchau'n,
Tönen wonnig aus Himmelshöh'n hernieder,
Schau'nd der Zukunft Blüthen aus ihrem Herzblut:
„Heil, Miſſolunghi!"

Sapphiſche Ode, Klang der Lieb' und Sehnſucht,
Süß durchſäuſelt dein Schwung mir Seel und Saiten,
Mahnend: hier verſinket und reich erblüht dort
„Manch Miſſolunghi!" —

L. M. Fouqué.

Todesgruß.

Phönixbrautbett, Miſſolunghi, lodr' empor aus raſchem Muth!
Leuchte ſtolz noch im Zerſprühen, droh' auch noch aus Aſchengluth!
Jeder feigen Unthat drohe, leuchte jeder edlen That!
Wink' uns aufwärts nach den Himmeln, zu dem unbegriff'nen Rath,
Drin die ew'ge Liebe waltet, ſendend was da kommen ſoll,

Auch im Nah'n der Schreckensboten, auch im Tod und liebevoll.
Ja, das ahnten Eure Väter, noch vom Heidenwahn umdroht,
O Hellenen, als ſie ſangen Eures Herkuls Flammentod,
Wie ihn trieb zum Scheiterhaufen Liſt, Verrath und Raſerei.
Aber in der Flammenläut'rung ward der Heldengeiſt ihm frei.
Und die Flammen überſtrahlend, flog er auf zum Himmelsſaal,
Und die ew'ge Jugend kränzt ihm den Unſterblichkeits-Pokal.
Griechen, ſchaut empor zum Oeta, wo der Herkulsleib zerſtob!
Schaut nach Miſſolunghi's Aſchen, draus der Ruhm Euch Glorien wob!
Und dann friſch hinein in's Leben! Friſch zum Kampf in Au' und Port!
Leben winkt Euch! Sieg und Leben! Glimmt's nicht hier, ſo ſtrahlt es dort!

L. M. Fouqué.

Für die gefang'nen Griechen.

1.

„Wer kauft Griechiſche Sklaven?" — ſo ruft geizprah-
lend der Türk' aus.
„Ich!" erwiedert der Chriſt, kauft ſie, und jubelt:
„ſeid frei!" —

2.

Sahſt du, wie rohes Knaben Hand
Gefang'nen Vögleins Fittig rauft,
Hat Gott wohl ſo dein Herz gewandt,
Daß du es ihm haſt abgekauft,
Und frei es ließ'ſt die Luft durchſtreichen,
'S gilt Menſchen! Chriſten! — Thu' desgleichen.

L. M. Fouqué.

Ipsara.

Dithyrambe nach dem Französischen des Evariste Boulay-Paty *).

Welch' ein Kahn ist's, der mit froher Kunde,
Dort zum Sultan zieht durch blut'ge Fluth?
Sterbende und Leichen in der Runde,
Welche Schreckenfahrt durch flüssig Blut!
Himmel! ja die Flagge ist's der Franken! **)

*) Aus dessen in Paris erschienenen Liederkranze: Les Grecs; Tribut funebre aux manes de Lord Byron. Gegenwärtige Dithyrambe ist die dritte in der Sammlung.

**) Bekanntlich war es die französische Fregatte Amaranthe, welche bei Ipsaras Fall zuerst die Nachricht von dem Unglück der Griechen nach Stambul brachte.

O verbrüdert Volk, das trauern, wanken
Sollte, da der Chriſtenbruder ſinkt;
Ew'ger Schandfleck! feile Chriſtenſchaaren,
Die ihr eures Feindes böſen Laren
Von dem Chriſtenfalle Botſchaft bringt.
Juble nun du finſtre Sündenrotte,
Die dem Heuchlerſinn Altäre baut:
Reiche Opfer bluten deinem Gotte,
Ihr Despotenfreunde jubelt laut!
Die ihr Freiheit nur mit kühlem Spotte,
Kraft und Recht und Unſchuld nie erkannt;
Jubelt, denn zehntauſend Griechen ſanken,
Deren Blut die Türkenſäbel tranken,
Jubelt, daß es ſchalle durch das Land.

Ipſara! auf deinen Küſten,
Wie die Muſelmänner wild ſich rüſten!
Dreimal blutig rückgedrängt,
Wie ſie flohen vor den Chriſten,
Furchtſam an die Ufer ſich gedrängt!
Dreimal nahm der Paſcha, wutherblaßt,
Seine Krieger, die in Haſt
Flohen, auf an Schiffesbord;
Mit dem Tode droht er ſie zu quälen,

Und ſo ſtieß die Sclavenſeelen
Er zum neuen Kampfe fort.

So, vor Menſchen, deren Herz verſchloſſen,
Auf den blut'gen Sand geſtoßen,
Geht der Tieger in den Kampf mit Wuth,
Und entfliehet, wenn ſein Blut
Aus den Wunden ihm gefloſſen.
Doch der Kampf, er ſei beſchloſſen,
Und der Wächter, der verdroſſen,
Fliehen ſieht das Thier in Noth:
Droht es mit dem Schwerdte zu durchſtoßen,
Drängt zurück es in den Tod.

Blutige Tyrannenknechte,
Krieger, euch erſchreckt des Paſcha Zürnen!
Wann behandelt er euch wohl nach Rechte,
Daß ihr alle beugt vor ihm die Stirnen?
Todesfurcht treibt euch zum Todgefechte!
Doch kam's anders: — die mit Muth
Rangen um der Freiheit Gut,
Sclavenfeinde, edle Griechen,
Euch ward Tod, doch heißt auch Sterben ſiegen,
Und der Lorbeer keimt aus eurem Blut.

Freiheit, ſieh' wie ſich die zarten
Frauen, die du haſt bewehrt,

Stürzen in den Todesgarten:
Sieh' die Männer dort im harten
Kampfe dich vertheid'gen mit dem Schwerdt.
Siehe, dem Beſiegten weicht der Sieger,
Wie der Wüſte Sohn, der ſtolze Krieger,
Vor dem Leu erſchreckt zur Hütte kehrt;
Alſo ſie zum letzten Thurm:
Tod, beſchütze ſie im Sturm!

— Ha, was iſt's, der Griechen Fahnen
Fleh'n um Gnade die Osmanen?

„Seht, die Griechenhelden beben,
„Die ihr Vaterland zu heben
„Und zu rächen, weichen erſter Noth!
„Auf, ſie flehen um ihr Leben,
„Noch wir haben nichts für ſie als Tod!"

Auf! ruft ihr, ſie ſind beſieget!
Haltet, daß ihr euch nicht trüget;
Seht, wie der Hellene ſteht:
Harrt, daß ihr ihn nur bekrieget,
Und mit ihm zum Tode geht!
Plötzlich ſteht die Veſte rings in Flammen,
Trümmer brechen rings zuſammen,
D'raus der Rauch zum Himmel wallt,
Und im grellen Schimmer ſchwammen

Rotherhellt im Meer die Schiffe bald:
Griechen ſiehſt du, Märt'rer, ſterbend,
Und das lichte Reich der Himmel erbend,
Unterdeß der Höllengeiſt
Ihre Sieger wild verderbend
In den Todesabgrund reißt.

Und geſcheh'n iſt's! — Wehrlos klagend wendet
Ipſara dein Blick zum Himmel auf:
Türkenwuth hat ſie geſchändet,
Weib und Kind dem Tod verpfändet
Durch des Sieges blut'gen Kauf.
Blut begehrt man. Alter, Unſchuld ſchützt nicht heut,
Und umſonſt iſt's, daß der Paſcha ſchreit:
„Haltet ein, ihr Sklaven, hier iſt Gold,
Die Gefang'nen bringt mir her, daß hold
Meinen Ruhm und Harem zier' ihr Leid!"
Weiber würgend mit Ergötzen,
Hört der Türke nicht des Paſcha Wuth:
Sklaven geizen wohl nach Schätzen,
Aber zehnmal mehr nach Blut!

Blutig unter blut'gen Händen
Müßen neue Opfer enden!
Welche feſtlich ſchöne Zierde,
Wenn, genagelt an den Maſt:

Feindeshäupter ſind der Schiffe Bürde!*)
Auf, Osmanen, raſ't vor Freuden, raſ't!
Zündet Jubelfeuer auf den Bergen,
Baut euch ſelbſt den Scheiterhaufen, Schergen,
Satan ladet euch zu Gaſt!
Zittert, flieht in wilder Haſt,
Gott ſchickt neue Griechenbrüder,
Flieht, die Griechen kehren wieder!

Kehren wieder jetzt als Todesboten,
Hieher leitete ſie Gott und Glück:
Wollen dieſen Leichen einen Boden,
Und erkämpfen Rache ihren Todten,
Oder theilen ihr Geſchick.
Wie die Schiffe jetzt ſich rüſten,
Barken landen an den Küſten —
Ja, jetzt muß des Feindes Glück zerbrechen;
Und Canari, der zuerſt am Land,
Pflanzt das Kreuz tief in den Strand:
„Ipſara, Gott lebt, er wird dich rächen!“**)

---

*) Der Capudan Paſcha ſchickte 7000 Griechenſchädel, an die Maſte der Schiffe genagelt, von Ipſara nach Conſtantinopel.

**) Canaris eigene Worte.

So Canari ſprachſt du, und ins Land hin
Stürztet ihr im Siegesmorgenroth;
Sieh, die Türken flüchten an den Strand hin,
Wo ſie neuer Kampf bedroht.
Dort der Paſcha, flüchtig ſeiner Rotte,
Eilt mit ſchnellen Segeln fort:
Flieh' nach Samos, deine brennende Flotte
Leuchtet dir entgegen dort!

Ypſara, nun laß den Jubel künden,
Denn, wie durch den Sturm zur Wetterzeit,
Sahſt die Griechen flieh'n du und verſchwinden,
Durch den Hauch des Herrn zerſtreut.
Herr, deß Odem in dem Sturme wehte,
Der im Kampf die Hand führt ſeiner Kinder,
O geſtatte großer Ueberwinder,
Daß dein Volk zum Kreuze gläubig trete,
Und erhöre die Gebete!

Und auf hohen Felſen, trotzend dem Tyrannen,
Weht der Chriſten frei Panier auf Ypſara,
Und nur Chriſten rings und freie Mannen
Sind dem heil'gen Banner nah.

Auf den weiten Feldern, blutgedüngt,
Sproßten Lorbeerbäume in der Runde,
Deren reicher Schatten ew'ge Kunde
Von dem großen Freiheitskampfe bringt.

Nun du ſchnelles Schiff der Franken,
Schnell nach Stambul, Kunde dort zu lügen:
Sag' dem Sultan, wie die Seinen ſiegen,
Wie die Freiheitskämpfer wanken;
Will er blutige Beweiſe wiſſen,
Wirf der Seinen Häupter ihm zu Füßen
Die vom Chriſtenſchwerdte ſanken!
Auf zum Sultan mit der Kunde
Daß die Freiheit in der Todesſtunde
Auferwacht als Rachegeiſt,
Der mit Macht erſchüttert Throne
Und vom Haupt die Krone
Dem Bedrücker reißt.

Bei der Statue der Diana in einem Garten.

Kräftige Göttinn der Haine, du droheſt mit Bogen und Jagdſpieß,
Doch ich biete dir Trotz, nähmſt du das Leben auch mir:
Wiſſe, mit mächtigem Zauber bin ich durch Feſſeln der Schönheit
Hier an den Garten gebannt, nimmer jageſt du mich!
Höre die Nachtigall klagen, daß du den Tod hier verbreiteſt,
Wo nur Leben und Luſt herrſchen auf blühendem Thron.
Wende zum Mitleid dein Herz o Göttin, nur Liebe iſt Leben,
Hegſt du zum Jagen noch Luſt, jage durch Leben den Tod!
Jage, du keuſche Diana, entweihende Gier aus dem Buſen,
Wiſſe, durch Milde allein feſſelſt die Welt du an dich!

Ludwig Liber.

Griechiſches Feuer

auf

dem Altare edler Frauen.

Ein Sommerblatt,

zum Beſten

der Wittwen und Waiſen der bedrängten Griechen

herausgegeben

von

M. G. Saphir.

Viertes Heft.

Berlin, 1826.

Bei Leopold Wilhelm Krauſe,

Adlerſtraße Nr. 6.

Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.

Göthe.

Viertes Heft.

Panorama von den Umgegenden Berlins.

Fahrt nach Charlottenburg.

(Von M. G. Saphir.)

Ich sprang auf von meinem Schreibetische, an dem ich mir die Hand schwer und das Herz leicht geschrieben hatte, schloß mein Pult zu und mein Herz auf den warmen Sonnenstrahlen, die wie Liebesblicke in mein Fenster fielen, flog in meinen Rock hinein und zu meiner Thüre hinaus und war mit einem Sprunge die zwei Treppen hinab und mitten in das treibende Gewühl der Leute gerathen. Ich warf noch einen Blick hinauf zu der liebenswürdigen Tänzerin mir gegenüber und einen hinab nach meinen Füßen, ob jener Sprung auch nach den Regeln Noverre's gewesen sein mochte und

ob er meiner Grazie wohl einen Vorsprung in den Augen hinter dem Fensterglase gegeben haben mochte. Jetzt, lieber Leser, hätte ich Gelegenheit, recht viel Empfindsames, Romantisches und wenn auch nicht Neues, doch Neuscheinendes, über ein schönes Vis a vis und hauptsächlich über die Zauberkraft einer einfachen Glasscheibe zu schreiben! Ja wenn die Schönen es nur aufrichtig gestehen wollten, ob eine Fensterglasscheibe uns auch einen solchen absonderlichen Reiz verleiht, wie ihnen! Wie Blumen unter einem Glassturze uns heller und freundlicher dünken, so blickt ein Frauenangesicht hinter der Fensterscheibe viel lieblicher, in magischer Verschwimmung hervor. Ich habe in der Praxis meiner Abentheuer Mädchenköpfe gesehen, die hinter der Glastafel reizend wie die Wasserlilie aus dem Fluthenspiegel hervorsahen, das ich selbst mit entzückungsverglaseten Augen zu ihnen hinauf sah; allein kaum öffneten sie das Fenster, so schwand mit der optischen Glasur ihr Nimbus und ihr Reitz. Ich bitte aber, lieber Leser, den Damen ja nichts von diesem neuentdeckten gläsernen Verschönerungsmittel zu sagen, sonst laufen wir bald Gefahr, das ganze schöne Geschlecht wie Giftbereiter in gläsernen Masken einhergehen zu sehen. Nach diesem kleinen Seitensprung komme ich zu mir selbst wieder zurück und finde mich noch immer auf dem Sprunge, meinen Spaziergang fortzusetzen. Die Sonne war so, was man nennt mit dem rechten Fuße aus Thetis Bett

gestiegen und war heiter wie eine Theaterprinzessin nach empfangenem Applaus. Der Wind hatte die ganze Zeit so unartig mit Damenhüten und Schleppen gespielt, hatte ganze Systeme von logischen Federn und Locken über den Haufen geworfen, hatte so manches grade Häubchen auf schiefem Köpfchen ausser Fassung gebracht, manches lose Schleifchen auf noch loserem Stiruchen, wie ein Wetterhuhu herumgehetzt; so manches ruhige Tüchlein auf unruhigem Herzen vom Vorposten verdrängt, kurz er ging die ganze Zeit über den Spaziergehenden so konträr, daß keine Schöne es wagen durfte, auszulaufen, ohne Gefahr zu laufen, den Mastbaum der Hutfeder geknickt und das Takelwerk des improvisorischen Busens in die Lüfte zerstreut zu sehen. Doch heute hatte Vater Boreas seine gassenkehrenden Kinder eingesteckt, und nur ein kleiner West lag auf der Lauer, um sich bei günstiger Gelegenheit auf einen leeren Platz eines Busenflors zu abonniren und sich in demselben unbefangen zu verfangen. Da aber leider ein Dichter, und wäre er auch so mager wie die Treue einer Choristin, doch kein Westwind ist, so mußte ich auf die Hoffnung, mit einer ähnlichen Gelegenheit nach Charlottenburg zu kommen, verzichten, und machet meine poetischen Füße auf, um mit und im „Spaziergang" zu grüßen

— euch, säuselnde Linden
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt."

Schon bin ich ein Glied in der Menſchenkette, die unter den herrlichen Linden fortwogt und den Thiergarten mit der Stadt verknüpft. Links rollt der Caroſſen-Phalanx. Das Berliner ſchöne, liebreizende Geſchlecht nickt und ſtrahlt freundlich und herrlich aus dem rollenden Phäton; rechts iſt die reitende Centauren-Welt von dem ſtolzen, kecken Roßebändiger an, der, ein Apoll, das edle Thier bezwingt und mehr als tauſend Rittmeiſter, Meiſter des Rittes iſt, bis zu dem hagern odemloſen Siechling, der ſeinen Gaul ſpornt und an Bürgers: „Die Todten reiten ſchnell,“ erinnert; in mitten aber iſt in den grünen freundlichen Armen der Linden die Infanterie der ſpaziergehenden Welt, und hier iſt das ſchöne Geſchlecht unter dem ſtarken oft wunderſam vertheilt. Neben dem ſtattlichen Sohne Mars hüpft mit Heuſchrecken-Behendigkeit ein Mädchen, dünn wie eine Falſettſtimme; ein wohlgenährter Liebling der graden Juſtizia bemüht ſich, die krummen Wege einer hinkenden Donna in's Grade zu bringen; da ſchwebt eine leichtfüßige Atalante leichtgeſchürzt, neben dem perſonifizirten Podagra; da ſieht ein Stumpfnäschen im Gefühle ihres Sieges zu der ſtolzen Römernaſe empor; hier wird ein gold'nes Löckchen von einem Gewitterſchwarzen Schnurrbart überſchattet; da umſchließt ein Braunarbas-Arm einen weißen, lilienſanften, wie die Eiſenzange eine Alabaſtervaſe; und dort ſpielt ein ſchalkhafter Wind mit einem ſchlanken, durchſichti-

gen Herrchen, der wie eine Schwimmblase an der Handhabe einer Quadratschönen hängt. Alles hat sich eingehakelt, alles spielt eine vierhändige Sonate auf dem Flügel der Promenade; ja selbst mein Diener Quendel, den meine Leser schon kennen, oder noch kennen lernen werden, mein Morgen-Intelligenzblatt über Wind und Wetter, schritt wie ein neugebackener Amtsmann gravitätisch am Arm einer Küchentugend an mir vorüber, und lächelte mitleidig über seinen armen Herrn, der wie eine einzelne, bereits gewinnlos gezogene Lotterienummer, unbemerkt einherging. O du mein guter Quendel, der du mich besser kennst, als irgend jemand, da du meine Hebamme bist bei der täglichen Wiedergeburt aus dem Schooße schlafseeliger Nacht, da du mein erstes Lallen kennst in der Sprache jeglichen Tages; der du die erste Morgenstunde mit mir zubringst, die für Dichter kein and'res Gold im Munde hat, als das Rauschgold der Phantasie und für dich kein andres als Danziger Goldwasser, du, mein Quendel! der du mich eigentlich zum Manne machst, da du meine Kleider, die doch Leute machen, fleckenlos herstellst von den verführerischen Berührungen des vorigen Tages, du, der du in meinen Kleidern zugleich die darin enthaltenen Manuscripte ausklopfst, du erster Recensent aller meiner Schriften, du stiller Zeuge aller meiner Freuden und Qualen mit den neun Musen, du frommer Quendel, der du am besten weist, wo mich der Schuh drückt, wie

glücklich biſt du an deinem Sonntage! Du haſt eine Geliebte, die ihren eigenen Heerd hat, die durch Gluth und Feuer geläutert iſt, ſie vertauſcht am Sonntage ihren Spieß mit deiner langen Naſe und drehet ſie dir geſchickt, oder ihr laſſet beide den Spieß und geht von Empfindungen überwältigt hinaus in die Natur zur Einſamkeit, Weißbier und Liebe! Ich aber gehe einſam einher und meine Blicke, die Gaſtrollen ſpielen auf fremdem aber klaſſiſchem Boden, finden nirgends ein ſicheres Engagement. So ging ich denn auch heute unter den Linden ohne weiblichen Reim, und die Lindenblüthen, die auf mich herabſchneieten, ſchienen mir höhniſch auf meiner Naſe zu tanzen, und das Flüſtern in den Zweigen ſchien mir das Necken der Hamadryaden zu ſein. So ſchlängelte ich mich wie ein Blitz, bald rechts, bald links nach einem Frauenhuthe zuckend, fand aber leider überall noch einen Männerhut als Blitzableiter angebracht und ſo fuhr ich denn blitzſchnell grade zum Thore hinaus, auf welchem die Viktoria, ſchön wie der Sieg und glänzend wie die Erinnerung an alle Siege, in denen der Preuß' den Preis davon trug, in herrlichem Schimmer daſtand. Es kann keinen impoſanteren Anblick geben, als wenn die ſinkende Sonne das Haupt dieſer Göttin vergoldet, und ſie in einer Strahlenkrone verklärt daſteht, und durch die majeſtätiſchen Säulen des hohen Thores die roſichte Abendfluth hereinleuchtet und ſich miſcht mit dem Tiefgrün der Bäume, und die Wip-

fel der Linden ſich wiegen und durch das ſchattige Laub die goldenen Funken herabzittern und das ganze Portal mit der Siegesgöttin, von Hespers Illumination wie in Feuer vergoldet, daſteht, und die große, ſchöne, weite Straße, gefaßt in den Armſpangen der Bäume, wie ein freundliches aufgerolltes Roſaband fortläuft in die freundliche Abendlandſchaft! unzählige Mal habe ich dageſtanden, und mich nicht ſatt ſehen können an dieſem reizenden Schauſpiel. Doch heute eilte ich fürbaß und ſchon wollte ich durch den Fahrweg ſchlüpfen, als mir etwas am Boden entgegenſchimmerte; es war ein weißer Strickbeutel, der herr- oder vielmehr herrinlos hier am Boden lag, ein Bild gefall'ner Unſchuld! Die gefallene Unſchuld aufzuheben iſt Menſchenpflicht, und ich that es; ein niedlicher Beutel, auf deſſen weißgehäkeltem Grunde Blumen und Schmetterlinge zu ſehen waren, an zwei dito weißen ſeidenen Schnüren, war mein Fund. Was in demſelben enthalten war, blieb mir vor der Hand ein Geheimniß, denn ich ſahe mich ſchnell um, ob dem redlichen Finder vielleicht die Belohnung aus ſchönen Lippen entgegen ſehe, allein rechts und links ſtrömte die Maſſe an mir vorüber, ohne ſich zu dem Beutel bekennen zu wollen. Lange ſtand ich wie das Aushängeſchild an einer Modewaarenhandlung da, mit der Hand vorgeſtreckt, wie ein Meilenzeiger, aber weder eine Sucherin noch eine Verſucherin trat zu dem Manne in der Wüſte, und ſo hing ich denn meinen Fund an

meinen Rockknopf, und schritt muthig zum Thore hinaus, allwo ich ein Herkules am Scheidewege, einen grossen Kampf bestehen sollte. Rechts nämlich winkte das Laster als neue schöne verführende Kremser-Droschke mir wollüstig zu, und links stand die Tugend in Gestalt eines prunklosen Charlottenburgers, die mich mit ächter, biederer deutscher Breitheit einlud, den beschwerlichen Weg mit ihr nicht zu scheuen. Schon wollte ich mich dem reichen Laster in den Schooß werfen, als es plötzlich von vier stattlichen Herrn in Beschlag genommen wurde, und so blieb mir leider nichts als die wohlfeile und beschwerliche Tugend übrig. Ich machte nun aus der Noth eine Tugend, und schwang mich durch einen viel höhern Schwung, als der unserer Almanachs-Gedichte, zu ihrer hohen Sitzsamkeit empor, von deren rauher Erhabenheit ich früher keinen Begriff hatte. Ich war der Erste und mindestens noch neun mußten die Höhe, auf der ich thronte, erklettern, sollte sich die strenge Tugend in Bewegung setzen. Wie man mit einer gefangenen Krähe die andern fängt, so gebrauchte mich der Mentor der Tugend, vulgo: Kutscher, zur Leimruthe; unaufhörlich schrie er: Einen Herrn habe ich schon! kommen Sie meine Herrens und Damens! einer sitzt schon! Unbeweglich, wie ein Marmorgenius am Grabe, saß ich da in stiller Ergebenheit, ein Bild der Resignation! Einige Probeblätter von einem eben nicht Velin-Publikum sammelten sich um mich herum, und

verschiedene gelehrte Bemerkungen über die Farbenlehre, mit deutlichen Anspielungen auf den Schimmel und den Rappen vor mir, klangen zu meinen Ohren. Wie Marius auf den Ruinen Carthagos saß ich stumm und leidend da. Nach und nach kamen mehrere niedergeschlagene Kolonisten, die Tugend zu bevölkern und meine Einsamkeit zu theilen. Nr. 1 war zu meiner Freude ein weibliches Wesen, das nicht mehr jung genug war, um den Katechismus der Liebe nicht zu kennen, und noch nicht alt genug, um ihn schon vergessen zu haben; ihr Mund sprach für eine Frau zu wenig, und ihr Auge für ein Mädchen zu viel; doch schien ihr Zünglein spitziger als ihr Stumpfnäschen zu sein. Ich hatte ihr meine Hand gereicht, als sie mühsam heraufrachtete, und obschon von neuem eine stattliche Frau auch heransegelte, dachte ich doch, besser einen Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache, zog meinen unbekannten Sperling an den Sitz mir zur Seite nieder, legte ihr meine überstandene Einsamkeit und mit dieser so quasi mich selbst an's Herz, und meine Hand, wie in Gedanken auf die ihre. Indessen war in Nr. 2 besagte Taube, die bei näherer Besichtigung als Rabe befunden wurde, mit ihrem großen Krempenhut herangerückt, und hatte sich mit einer Kräftigkeit heraufgeschleudert, daß die Tugend schwer aufseufzte. Sie machte Anstalt, sich an meiner Seite anzusiedeln, ich machte ihr, mit Versicherung des Bedauerns, die Unmöglichkeit dieser Ansiede-

lung klar, und sie ließ sich wie ein Fallschirm auf dem Vordersitze nieder, den Kutscher mit den weithin schattenden Krempen ihres Strohhutes in angenehme Dämmerung setzend. Nicht lange währte es, so kam eine große, düstere Figur herangeschritten, „wie Fingals Geist über den Wassern" und behauptete den Platz neben dem Raben, der indeß ein freundschaftliches Gekrächz mit unserm Rossebändiger begonnen hatte. Der Hut des Neuangekommenen schillerte und glänzte mit tausend Tinten, Figuren und Hieroglyphen schwammen im zitternden Abendlichte herab; unheimlich wurde mir zu Muthe, doch faßte ich mich, besah den Hut näher, und fand, daß er glänzend lackirt war, auf einer Seite den „großen Vogel Kasuar" und auf der andern den „wahrhaften Ameisenbär" abgebildet und mit großen Lettern unterschrieben hatte. Es war ein mit fremden Thieren herumziehender Mann, der jetzt sein Bestientheater in Charlottenburg hatte, und der nun als lebendiger Theaterzettel umherzog, um die Leute zu locken. Während ich dieses erfuhr, kam noch eine Schöne mit schneidermamsellhaftiger Eile heran, und ehe ich mich's versah, saß sie wie ein Klecks an meiner andern Seite und ich befand mich wie eine arme Sardelle zwischen zwei Butterschnitten, in der Mitte zweier Heldinnen, deren Schuld es nicht war, daß sie nicht ein Jahrtausend früher geboren wurden, um das Kapitol zu retten. Auch die Rücksitze hatten sich nach und nach

mit Inhabern gefüllt; der Kutscher stand auf, zählte mit dem Peitschenstiel unsere Köpfe, so ungefähr wie man Schafe abzählt, und als er sein Kollegium voll sah, machte er Anstalt, unser Trojanisches Roß in Bewegung zu setzen, und wir geriethen nach und nach in jenen Grad von Fahrenheit, der an Null gränzt. Ich habe nie eine bedächtigere Schachpartie spielen sehen, als unsere Fahrt; das weiße und das schwarze Roß besannen sich eine gute Weile, ehe sie einen Zug thaten und bis wir auf ein anderes Feld zogen, dauerte es eine halbe Stunde. Aber das Reisen ist nun einmal köstlich! Die Herzen erschließen sich und die Gemüther rinnen so zu sagen in einander, und besonders auf einen solchen Charlottenburger, da quillt bei jedem Stoße die Empfindung ordentlich bei den Rippen heraus, und die Seelen beuteln sich durch einander. Auch das Gemüth meiner Nachbarinnen fing an, wie der Magen zu verdauen, und ich wurde unwillkührlich durch Nase und Ohr ihr Digestions-Repositorium. „Ach," sagte die rechts, und sah mich mit den Augen an, wie eine Gans beim Wetterleuchten, „ach, wie pytagoräisch ist die Natur!" „O!" lächelte die Scheerenhandhabende, und das Gefühl, acht Groschen in die Leihbibliothek zu zahlen, verherrlichte ihr Wesen; „Sie wollen sagen, wie polygamisch ist die Natur!" Eine edle Röthe flog wie Zinnober über das Antlitz der andern und sie erwiederte triumphirend: „Das ist ja alles eins, pytagoräisch oder

poligamiſch, das ſind ja Synagogen!“ „Synagogen!“ ſagte die Nadelheldin und ſtreckte mir die ausgeſpreizte Hand unter das Geſicht, ſo daß ich Gefahr lief, ihre Finger wie Nadelhölzer in meine Naſe zu ſehen, „Synagogen!“ Sie wollen wieder ſagen Somnambulen! was ſagen Sie, mein Herr? ſind Sie nicht auch bei Herrn Fernbach junior pränumerirt?“ Ich verſicherte mit einer Beſcheidenheit, von der ich ſelbſt nicht weiß, wie ſie zu mir kam: „Ich bin zwar weit entfernt, viel zu leſen, aber ich glaube, ſie haben beide Recht, indem man die Natur zwar eher poligamiſch als pytagoräiſch heißen kann; dafür ziehe ich die Somnambulen den Synagogen vor. Von beiden Seiten fühlte ich einen dankbaren Händedruck, auf der einen Seite mit einer Bügeleiſenwärme und auf der andern mit einer epigramatiſchen Pointe und einer Pauſe, die einen Commentar von wenigſtens einer Schäferſtunde zuließ. Während dem ich hier linguiſtiſche Analekten handhabte, hatte die vorſitzende Rabendame eine lebhafte Bekanntſchaft mit dem großen Vogel Kaſuar gemacht, der ſeine Klauen nach ihr ausſtreckte, indeſſen der Ameiſenbär auf der Rückſeite des Hutes hohnlächelnd auf mich herabzuſehen ſchien. Hinter uns hatte ſich eine Debatte über das Waſſerbeſprengen der Chauſſée entſponnen, und ein genialer Maurergeſelle meinte: es wäre doch Schade, da man ſonſt doch wenigſtens Staub umſonſt freſſen konnte, wenn man nach Charlottenburg fuhr. So war das Geſpräch auf

dem Wagen in einem viel lebhaftern Zuge, als der Wagen selbst, und wie auf einem großen Kongreß suchte jeder sein eigenes Beste zu fischen, als die Tugend einen schwachen Augenblick bekam und — fiel! wie es zuging, wußten wir nicht, plötzlich flogen wir nieder und durch einander. Der Vogel Kasuar und der Rabe lagen in einer tragischen Verwickelung, und die Episoden ihres weiblichen Auxiliarbusens zerfielen in ihren Bestandtheilen, mich selbst hatte die Chemisette nähende Nymphe somnambulisch umfaßt, und die andere lag schwer wie eine Synagoge auf meinem rechten Arm. Ich raffte mich auf, verfluchte den Einfall, auf der Tugend spazieren fahren zu wollen, und die Vorsehung, die so oft Menschen aus dem Staube erhöht, schickte mir einen raschen Wagen, der von Charlottenburg nach Berlin fuhr. Zwei Damen saßen in demselben, die den Gefallenen aufnahmen und ihn von der Irrfahrt zurückbrachten. Ich erzählte mein Abentheuer und entlockte den Rosenlippen der rettenden Engelinnen ein holdseliges Lächeln, als plötzlich die eine laut aufschrie und nach meiner Brust zeigte, ich folgte erschrocken ihrem Finger und da sah ich meinen gefundenen Strickbeutel wie ein Ordensstern hängen. Es war der Strickbeutel der Jüngsten, den sie beim Herausfahren verloren. Ich knüpfte ihn von meinem Rocke los, kniete in dem Wagen toll-lustig nieder und sprach:

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint.“

„Und ſo vereint nehmen Sie beide auf an Ihre liebende Bruſt; denn wie dieſe weiße und reine Schnur, ſo will ich Sie als reine Schnur in meines Vaters Haus bringen, und wie dieſer Beutel von Ihnen geſtrickt iſt, iſt mein Herz von Ihnen beſtrickt; und da ich auf jenen Wagen ganz durchgebeutelt worden bin, ſo nehmen Sie mich als Strickbeutel auf in der Verſtrickmaſchine ihres Herzens, ſonſt wird dieſe ſeidene Schnur mein Strick!“ So deklamirte ich, als wir durch das Brandenburger Thor hereinfuhren. Die Viktoria goß Sieg in meine Worte. Sie drückte mir leiſe die Hand, und dieſer Druck verhielt ſich zu jenem der Nadelheldin, wie der Kuß des Zephirs zu dem Drucke der Serviettenpreſſe. Wir fuhren die Linden hinab, in die Charlottenſtraße; der Wagen hielt ſtill. Der redliche Finder wurde verabſchiedet, durfte den andern Tag wiederkommen, und kommt nun alle Tage und ſegnet die Stunde, in welcher ein Wurf vom Wagen ihm den großen Wurf der Liebe beſchied. —

Lieber Leſer, geheſt du die Charlottenſtraße entlang, ſo ſiehſt du ein Haus, das ſteht zwiſchen zwei andern Häuſern, und die Fenſter ſind, wenn die Sonne nicht ſcheint, offen; über dem Erdgeſchoſſe ſteht gleich der erſte Stock; über der Thüre ſteht die Nummer, um ei-

nes weniger als die vor ihr, und um eines mehr, als die nach ihr, ſiehſt du dieſes Haus, ſchau hinauf, denn dies iſt das Haus, in welchem ſie wohnt.

Laterna magica.

Hexenmeister.

Edle Herrn und schöne Frau'n,
Mancher Hexenmeister
Gab euch sonsten schon zu schau'n
Ungethüm' und Geister.

Doch es bildet stets die Nacht
And're Truggestalten,
Und ich zeig' euch, gebt ihr Acht,
Neue in den alten.

Chor.

Löſcht die hellen Lichter aus,
Das kommt uns ſehr zu Statten:
Wir ſehen All wie Menſchen aus,
Und ſind doch hohle Schatten.

Die Handgreiflichen.

Wir haben gefunden Menſchenverſtand,
Sind frei von Schwärmerweſen,
Und Jeder greift uns mit der Hand,
Als wär' es Nichts geweſen.

Schneider.

Ich ſchreib' ein ſchmiegſam-fügſam Stück,
Und täglich letzte Akte,
Und flicke vor und flick' zurück,
Da bleib' ich recht im Takte.

Sächlich.

Wir woll'n uns von der Wiſſenſchaft
Einen kurzen Begriff nur machen,
Kriegt man auch nicht die Gedankenſchaft,
Bekommt man doch die Sachen.

Spekulant.

Die jungen Dichter nehm' ich an
Unter meine alten Flügel,

Und aus der Häufchen großer Zahl
Mach' ich mir wohl einen Hügel.

Spaß.

Die Nachtigall begreif' ich nicht,
Was will ſie damit ſagen?
Ich macht' ihr doch ein Lobgedicht,
Und ſie hört auf zu ſchlagen. —

Quackſalber.

Kauft meine Reime gut und ſchlecht,
Die ſtets zum Sinne taugen!
Wer gern drei Gloſſen drechſeln möcht',
Der kann vielleicht ſie brauchen.

Appendix.

Hier laur' ich auf den großen Mann,
Daß ich ihn nicht verfehle;
Und iſt er fort, erzähl ich dann:
Wir ſind ein Herz, eine Seele.

Die Zugabe.

Gut bin ich zum Bettelſtanz,
Das fünfte Rad am Wagen,
Doch wem die Füße heil und ganz,
Der wird keinen Stelzfuß tragen.

Scribent.

Nie hatt' ich große Lernbegier,
Das Handwerk hab' ich vergeſſen —
Heraus denn Feder und Papier,
Und bettelt mir das Eſſen! —

Korreſpondent.

Nichts beſſer als Korreſpondent
Und über Kunſt berichten!
Und wenn man von der Kunſt nichts kennt —
Erzählt man Stadtgeſchichten.

Recenſent.

Ein Freibillet erſchnappt' ich mir:
Nun ſchreib' ich Recenſionen,
Und mache mit dem zermalmenden Wir
Großkunſtreformationen!

Theaterfreund.

Auf's Schauſpiel hab' ich meinen Tick,
Bin morgen da wie heute,
Und ſehe ſelbſt das dümmſte Stück —:
S'iſt meine ſchwache Seite.

Der gemachte Mann.

Nun bin ich doch ein ganzer Mann,
Und ſaß oft wie auf Kohlen —

Wer's jetzt nicht thut, wie ich gethan,
Den soll der Teufel holen!

Die Gläubigen.

Mit Denken zerbricht man sich den Kopf,
Bequemer ist's zu glauben,
Und sagst Du mir, ich sei ein Tropf,
So will ich's ruhig glauben.

Die Genügsamen.

Ich will das Wesen mir in Ruh,
Historisch nur erwählen,
Gern sitz' ich still und höre zu,
Und laß mir was erzählen.

Philister.

Was schwatzet ihr von geist'gem Sein,
Durch Erd' und Himmel schweifen?
Wie sollte das vernünftig sein,
Ich kann's ja nicht begreifen!

Das gelehrte Berlin.

Man machte jüngst ein Buch aus mir,
Zu ungelehrt für den Kenner,
Daß Jeder, der's nicht wüßt', erführ,
Was hier für große Männer.

Gelehrter.

Im Gelehrten-Buche ſteh' ich nicht,
Nicht d'runter und nicht d'rüber:
Man nahm mich doch noch immer mit,
Heut' ging der Kelch vorüber.

Chor.

Habt ihr uns nun, Mann für Mann,
Treulich ausgefunden, —
Zünd't die Lichter wieder an,
Und huſch wir ſind verſchwunden! —

K.

An Liebchen.

Eher ſchwimmt im Waſſer das Blei,
Eher legt die Henne das Ei,
Eher wird Chriſt der Algieriſche Dey,
Eher frißt der Pflüger ſein Heu,
Eher fliegen die Elephanten,
Eher bezwingt ein Knabe Giganten,
Eher verſtummen Baſen und Tanten,
Eher docirеn die Ignoranten,
Eher fängt ein Häschen die Hunde,
Eher gewinnt man von Feen Kunde,
Eher wird zum Quadrat das Runde,
Eher ſchießt Feuer aus jedem Spunde,

Eher wird zum Drachen ein Rind,
Eher zum Sturm ein Zephyrwind,
Eher zur Hauptſtadt Europas Gemünd,
Eh' ich Dein vergeſſe, mein Kind!

Piſtophilos.

Luſt im Schmerz.

Wer noch nie der Liebſten ferne,
Nie geſchieden von ihr war,
Hat der Liebe ſel'ge Sterne
Nur geſehen immerdar.

Wenn, als ob hinausgeſtoßen
Aus dem eig'nen Leben man,
Finden keinen Leidgenoſſen
Keine Heilung finden kann;

Wenn getrennt von ſeinem halben
Nun das halbe Herze ſtöhnt,
Keine von den allen Salben
Solchen heißen Schmerz verſöhnt.

Wenn die Klagen und die Thränen
Nur nach jener Gegend weh'n,

Wo das Lieb' in gleichem Sehnen
Möchte bangend untergeh'n.

Solche Schmerzen wer empfunden
Niemals in der Liebe hat,
Hat als Pilgersmann gefunden
Kämpfelos die Gottesſtadt.

Aber ſolcher Schmerz, empfunden
Tief, iſt auch der Liebe werth.
Wenn es erſt geſchlagen Wunden,
Iſt mir doppelt werth mein Schwert.

Doppelt werth mir mein Geneſen,
Wenn ich ſeufzte todeskrank,
Doppett werth der Wein geweſen,
Wenn der Weg recht heiß und lang.

Und ſo trag' ich ein Gelüſten
Auch nach mancher Qual und Pein,
Denn im Schmerz kannſt du dich rüſten
Künftig ſeliger zu ſein.

Denn wen Schmerzen rings umſchweben,
Der entgeht dem Glück doch nicht:
Weil es da nur Schatten geben
Kann, wo in der Nähe Licht.

Manfred.

Der alte Herr im Bade.

Da lob' ich mir das warme Bad
Im ſichern Kämmerlein,
Wo man dem Tode doch nicht grad'
Sieht in den Schlund hinein.

Wo ſo in Schrauben wohlverwahrt
Die Fluth ſitzt ſeparirt,
Da meng' ich ſie nach meiner Art
Hübſch lau und temperirt.

Im off'nen Waſſer ſich erfreu'n
Das iſt ein übler Brauch,

Da fällt mir ſtets die Hero ein
Und der Leander auch.

Ja einmal hätt' ich's mitgemacht,
Damals als Leda ſchön — —
Was ſchwatz' ich da, nicht geb' ich Acht,
Drei Viertel ſchlug's auf zehn.

Ein Viertelſtündchen ſprach der Arzt,
Nun weil' ich länger ſchon;
Mein Alter, wenn du länger wart'ſt,
Das brächte ſaubern Lohn!

Au weh! da zwickt es mich im Bein,
O weh, mein Apoſthem.
Das Baden mag geſund wohl ſein,
Doch wahrlich nicht bequem.

Manfred.

Kopf und Schiff *).

„Auf, ihr tapfern Hydrioten, jetzt bedarf es eurer Macht,
Eurer siegdurchwehten Segel, auszukämpfen heiße Schlacht;
Missolunghi, das gepriesʼne, Missolunghi ist gefallen,
Und von Klagen hört ihr Hellas, das geliebte, wiederhallen.“

*) Caput aut navis (Κεφαλὴ ἢ ναῦς) so hieß bei den Alten und heißt noch bei den jetzigen Griechen das Spiel mit einer Münze, das unter der Benennung: „Kopf oder Schrift“ auch uns und unserer Kinderwelt bekannt ist.

Held Miaulis sprach's und um ihn hat gesammelt sich die Schaar
Muthbeseelter Hydrioten, die des Feindes Schrecken war;
Reiche Kauffartheien ehmals, die das weite Meer durchzogen,
Tragen sie den Sieg des Kreuzes jetzt durch blutgefärbte Wogen.

Ibrahim, der stolze Pascha, sinnt auf unsern Untergang,
Seitdem in die tapfre Feste seine feige Horde drang;
Ibrahim will Christi Söhne aus dem schönsten Land vertreiben,
Nicht ein Griechen-Kopf soll lebend, nicht ein Schiff geborgen bleiben.

Kopf und Schiff! Wohlan, wir fordern, Ibrahim dich auf zum Spiel;
Du willst unsre Schiff' erbeuten und dein Kopf ist unser Ziel!
Brüder, seh'n wir, wer gewinne, ob die feilen Renegaten,
Oder Christen, die der Glaube, stärkt zu ruhmgekrönten Thaten!

Und der Held hat's kaum geſprochen zu der Schaar, die um ihn ſteht,
Als zum Aufbruch von den Schiffen ſchon des Kreuzes Flagge weht.
Kopf und Schiff! das iſt die Loſung, die aus jedem Mund erſchallet,
Und noch von der hohen See her: Kopf und Schiff! es wiederhallet.

H. Anſelmi.

Unſterblichkeit.

Wenn im Schweigen heiliger Nächte aufwärts
Zum geſtirnten Himmel mein Aug' ich hebe,
Freudetrunken ahnet die Seele jenſeits
Ewige Wonne!

Wandle einſam über die Stätte ich hin,
Wo die Müden ſchlummern im ſtillen Hauſe,
Sanft, wie Aeolsharfen, ertönt es: Jenſeits
Süßes Erwachen!

Glänzt im Oſten ſiegend die gold'ne Sonne,
Licht und Leben über die Schöpfung ſtrömend,
Da durchblitzt den Geiſt der Gedanke eines
Künftigen Lebens!

Wenn am Sarg der blühenden Gattin, der zu
Früh des Lebens Fackel erloſch, verzweifelnd,
Keine Thrän' im Auge, der Gatte zürnt dem
Neidiſchen Schickſal,

O dann ruft ihm tröſtend die inn're Stimme:
Aufwärts ſchau' zum heiteren Blau des Himmels!
Hoffnung, Freude leuchtet von jenen Höhen
Liebenden Seelen!

Süßer Glaube, heilige Ahnung ſchönern
Aufblühn's dort in lichteren Räumen, mir auch
Leuchte durch des Lebens verſchlung'ne Pfade,
Strahl' mir im Tode!

Carl Hammerdörfer.

Miſſolunghi,

im März 1826.

Eine kleine Schaar Griechen hat einen Ausfall gemacht und iſt abgeſchnitten. Ihr gegenüber die Maſſen der Türken.

Die Griechen.

Vater zum Tode matt,
Matt von des Kampfes Gluth.
Wie lang', Herr? Wie lange noch? —
Dein Wille ſei erfüllt.

Die Türken.

Allah, uns Lechzende
Dürſtet nach Chriſtenblut!
Zu lange, zu lange ſchon!
Wann wird dein Wort erfüllt? —

Die Griechenfrauen.

(Auf den Wällen.)

Die du am Kreuze
Trauernd beweint den Sohn,
Bete, Maria,
Für uns an Gottes Thron.
Du, der die Banden brach,
Was uns auch treffen mag,
Nur nicht die Schmach!

Die Türken.

Grolleſt du, Allah? —
Zürnſt du der blut'gen Schmach,
Daß deiner Streiter
Reihen der Chriſt heut brach?
Mahnſt uns an unſ're Pflicht!
Allah, dein Zorngericht
Das Kreuz zerbricht!

Die Griechen.

Der du die Freiheit
Blutend am Kreuz errangſt,
Der du im Glauben
Siegend zum Vater drangſt,

Herr, für dich stehen wir,
Siegen wir, sterben wir,
Alles in dir.

H. Stieglitz.

Licht und Schatten.

O Frauenaugen, ihr mächtigen Sonnen,
Wenn glühend ihr mit belebendem Strahl
Die herrlich waltende Herrschaft begonnen,
Ihr Lebensleuchten durch's irdische Thal,
Wer ließe nicht mit den Zaubergewalten
Gern fest von euch dann umfangen sich halten
Aus Herzens freiwillig freudigster Wahl?!

Bereitet ihr doch die höchsten Genüsse,
Nur ihr begründet das seligste Sein,
Ihr strahlet, berührend wie wonnige Küsse,
In's Herz das wahre Entzücken hinein,
Des Lebens Leben erweckend, die Liebe:
Die Brust, die dann unempfindlich noch bliebe,
Sie wäre todt, nur ein lebloser Stein!

O Frauenaugen, ihr zündenden Blitze,
Ihr Feuerflammen voll rieſiger Kraft,
Gefährlich, wenn mit verzehrender Hitze
Hervor ihr ſprühet aus ſeltſamer Haft.
Wohl dem, der vorſichtig bald dann euch fliehet,
Eh' wilde Glut noch ihn fort mit ſich ziehet,
Eh' euer Bannſtrahl dahin ihn gerafft.

So glänzt ihr, bald auf das Höchſte beglückend,
Ein Born, der edelſte Freuden uns bot,
Bald reizend, unwiderſtehlich berückend,
Durch deren Nähe uns Untergang droht;
Und doch, es wäre die Welt eine Wüſte,
Wenn euch, ihr Sonnen, der Blick nicht begrüßte,
D'rum flammt — denn ſchön iſt durch euch
ſelbſt der Tod!

Ludwig Liber.

Einzelnes.

Ein französischer Philhellene, der im Sommer 1821 auf einer hydriotischen Brick von Marseille nach Griechenland schiffte, erwähnt des neuen und sonderbaren Schauspiels, das die unerschrockenen griechischen Matrosen der Schiffsmannschaft gegeben hätten. Sie hätten sich nämlich bei eingetretener Windstille, um sich zu baden, von den höchsten Segelstangen in das Meer gestürzt, und wären, ohne ihre in der weitesten Ausdehnung nicht weniger als funfzehn (?!) Fuß*) breiten Beinkleider abzulegen, ohne sogar von der Last dieses unbequemen Kleidungsstückes genirt zu scheinen, ganze Stunden lang neben dem von Delphinen umgebenen Schiffe hergeschwommen.

*) Von Griechen höre ich, daß sie nur acht bis zehn Fuß breit seien.

Der in der Geſchichte des griechiſchen Freiheitskampfes oft genannte frühere Seeräuber des Adriatiſchen Meeres und geweſenen Admiral Ali Paſcha's von Janina, Poſſano, hielt einſt dieſem, mit Bezug auf die ſchändliche Abtretung Parga's folgende Apologie: Ali iſt ein Menſch von großer Feſtigkeit; er hat ſein Paſchalik von Räubern und Spitzbuben, die es beunruhigten, gereinigt und ſeit mehrern Jahren konnte man darin mit gleicher Sicherheit, wie in Frankreich, reiſen. Indeſſen konnte der Erfolg ſeinen Bemühungen nicht entſprechen, ſo lange Parga ihm nicht ausgeliefert wurde, weil dieſe Stadt den Räubern eine Zuflucht gewährte und ſogar ſelbſt eine gute Anzahl ſolcher Uebelthäter lieferte, die bis in die Mitte von Epirus und Albanien Abentheuern nachjagten. Aus dieſem Grunde ſahe er ſich genöthigt, das Diebsneſt und die Räuber zu kaufen.“ *)

Der als der Urheber der Revolution in der Moldau und Wallachei im Jahr 1825 bekannte griechiſche

*) Nun! Dieſer Mann kannte ſeinen Herrn, und entſchuldigte deſſen Gewaltſtreich, wie ein, wenn es dergleichen giebt, nie verlegner Staatsmann ja wohl auch gethan haben würde und wie Ali gewiß ſelbſt die Sache, politiſch erwogen, anſah. Tyrannen können in der That zu dieſem Paſcha in die Lehre gehen und ſie werden viel lernen! Auch im Einzelnen ſpiegeln ſich in manchen ſeiner Grundſätze alle Zeiten unſere nicht minder! D. E.

Fürſt, Alexander Yſſilantis, der Sohn des hingerichteten Hospodars der Moldau, machte in der ruſſiſchen Garde den ruſſiſch-deutſch-franzöſiſchen Feldzug von 1813 mit, und befand ſich auch bei der Schlacht von Culm, wo er die rechte Hand verlor. Als ihm mit Bezug darauf der Kaiſer Alexander ſagte, daß, wenn er in der Türkei geblieben wäre, er dieſes Unglück nicht gehabt haben würde, erwiederte einer: „Sire, unter den Türken iſt es allerdings die Hand nicht, was man verliert, wohl aber den Kopf, und man verliert ihn auf eine ſchändliche Weiſe.“

In Konſtanz ſoll ſich die Richtſtätte des unglücklichen Johann Huß nicht mehr auffinden laſſen, ſelbſt das Thor, durch welches er dahin abgeführt worden war, iſt, nach dem Berichte eines Reiſenden, ſogleich hinter ihm zugemauert worden und keine Spur iſt mehr davon zu entdecken. — Mag es! die Wahrheit macht ſich Bahn durch Thor und Riegel, und je mehr ſie durch Schlagbäume gehemmt wird, deſto kräftiger und herrlicher dringt ſie durch! Den Weg auf den eine reinere Wahrheit in die Welt gekommen, konnten Jene doch nicht vermauern!

Th. K.

Pränumerations-Verzeichniß.

Se. Majestät der König von Preußen .	18	Rthl.	Cour.
Se. Königl. Hoheit der Kronprinz . .	5	″	Gold.
Ihre Königl. Hoheit die Kronprinzessin	5	″	″
Se. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm .	3	″	Cour.
Se. Königl. Hoheit Prinz Carl . . .	3	″	Gold.
Se. Königl. Hoheit Prinz Albrecht .	6	″	Cour.
Ihre Königl. Hoheit Frau Prinzessin Wilhelm von Preußen	20	″	Gold.
Se. Königl. Hoheit Prinz August . .		″	″
Ihre Königl. Hoheit Frau Herzogin von Cumberland	5	″	″
Ihre Hochfürstliche Durchlaucht Frau Fürstin von Liegnitz	3	″	″
Se. Hoheit der Herzog Carl v. Meklenburg		″	″

Herr Minister von Altenstein, Excellenz	3	″	Cour.
Herr Hofrath Andrea	3	″	″
Herren Kaufleute Arnous	3	″	″
Herr Oberst Freiherr v. Barnekow . .	3	″	″
Herren Kaufleute Baucke und Schlösser	1	″	″

Herr Becker, Candidat der Theologie .	3	Rthl.	Cour.
Mad. Amalia Beer	5	ſ	Gold.
Frau Oberhofmeiſterin v. Berg . . .	3	ſ	Cour.
Herr Direktor Bethmann	6	ſ	ſ
Frau v. Bismark	3	ſ	ſ
Herr Blechen	3	ſ	ſ
Herr *Chargé d'Affaires*, Freiherr von Blomberg	1	ſ	ſ
Mad. Bode	3	ſ	ſ
Herr Hofrath Bork	3	ſ	ſ
Herr Geſandte v. Brandel	1	ſ	ſ
Herr Präſident v. Braunſchweig . .	3	ſ	ſ
Frau v. Borſtell, Hofdame	2	ſ	ſ
Herr Kaufmann Braumüller *sen.* . .	5	ſ	ſ
Herr Conducteur Brix	3	ſ	ſ
Hof-Fräulein v. Brockhauſen . . .	2	ſ	ſ
Herr General-Intendant Graf Brühl.	3	ſ	ſ
Herr Deetz, Oberbürgermeiſter . . .	3	ſ	ſ
Mad. Denk.	3	ſ	ſ
Frau Gräfin Dernath	3	ſ	ſ
Herr Doktor E. Sk.	5	ſ	ſ
Herr M. Ebers, Banquier	10	ſ	ſ
Mad. Emden	3	ſ	ſ
Herr Ewald, Banquier	3	ſ	ſ
Demoiſelle Felſenheim, Schauſpielerin	1	ſ	ſ
Herr Geheim-Regiſtrator Fitzau . .	3	ſ	ſ
Herr Regiſſeur Freiherr v. Forcade .	1	ſ	ſ
Herren Fetſchow und Sohn	3	ſ	ſ
Mad. Friedrich.	3	ſ	ſ
Herr Weinhändler Fuß-Hippel . . .	6	ſ	ſ
Herr G. Gabain, Kaufmann . . .	3	ſ	ſ
Frau Gräfin Geßler	4	ſ	ſ
Herr v. Gerlach, Hauptmann im Kriegs-Miniſterio	1	ſ	ſ
Herr v. Gruuenthal, geheimer Finanz-Rath	3	ſ	ſ
Herr Kriminal-Rath H.	3	ſ	ſ

Frau Hamann, Bäckermeiſterwittwe	1	Rthl.	Cour.
Herr *Dr.* und Profeſſor Hegel	3	ſ	ſ
Herr *Dr.* und Profeſſor v. Henning	3	ſ	ſ
Herr Conditor d'Heureuſe	3	ſ	ſ
Herr Geheime-Rath Doktor Horn	5	ſ	Gold.
Herr Hauptmann v. Hülſen	3	ſ	Cour.
Herr Staatsminiſter Freih. v. Humboldt	3	ſ	ſ
Herr Jäger, Sänger am Königsſtädter Theater	2	ſ	ſ
Herr Banquier Jordan	3	ſ	ſ
Hoffräulein v. Kameke	1	ſ	ſ
Herr Kers, Kaufmann	3	ſ	ſ
Herr Körs, Geh. Kriegsrath	3	ſ	ſ
Herr Kremnitz, Geheim-Regiſtrator	3	ſ	ſ
Herr Kühns, Kaufmann	4	ſ	ſ
Herr Kunowsky, Juſtizrath	5	ſ	ſ
Mad. Kupfer, Schauſpielerin	1	ſ	ſ
Herr Lehmann, Kaſſirer am Königlichen Schauſpielhauſe	3	ſ	ſ
Herr *Dr.* und Profeſſor Lehmus	3	ſ	ſ
Frau Oberhofmeiſterin v. Leſtocq	2	ſ	ſ
Herr Geheime-Poſt-Sekretair Mätzke	5	ſ	ſ
Fräulein Murſinna	3	ſ	ſ
Herr Kaufmann Mund	10	ſ	ſ
Herr N. N.	3	ſ	ſ
Herr Kaufmann Nägelin	3	ſ	ſ
Herr Schauſpieler Nagel	1	ſ	ſ
Frau Hofräthin Parthey	1	ſ	ſ
Herr Graf v. Perponcher, Königl. Niederländiſcher Geſandte	3	ſ	ſ
Frau Geheime-Räthin Piautaz	1	ſ	ſ
Frau Profeſſorin Poſelger	5	ſ	ſ
Herr Rauſpach, Kaufmann	3	ſ	ſ
Herr Freiherr v. Reden, Königl. Hannöverſcher Geſandte	6	ſ	ſ
Frau Oberhofmeiſterin Gräfin v. Reeden	3	ſ	ſ
Herr Rouſſet, Kaufmann	1	ſ	ſ

Fräulein Ernestine S.	3	Rthl.	Cour.
Herr Schauspieler Schmelka	2	ʃ	ʃ
Herr General v. Schöler	3	ʃ	ʃ
Frau Präsidentin v. Scheve	3	ʃ	ʃ
Herren Kunsthändler Schropp u. Comp.	3	ʃ	ʃ
Herr Seeger, Lotterie-Einnehmer . .	5	ʃ	ʃ
Mad. Seidler, Königl. Hof-Sängerin .	3	ʃ	ʃ
Herr Geheime-Rath Semler . . .	1	ʃ	ʃ
Herr Präsident v. Sethe	3	ʃ	ʃ
Herr Schauspieler ꝛc. Spitzeder . . .	2	ʃ	ʃ
Herr Musikdirektor Stegmayer . . .	2	ʃ	ʃ
Herr Kaufmann Steiner	3	ʃ	ʃ
Herr Fabrikannt Stobwasser	3	ʃ	ʃ
Herr Terpkow, Kaufmann in Pesth . .	3	ʃ	ʃ
Herr Oberst v. Treskow	3	ʃ	ʃ
Herr Kaufmann Ulff ʃ	1	ʃ	ʃ
Herr Wächter, Sänger ꝛc.	2	ʃ	ʃ
Herr Warmuth, Particulier . . .	3	ʃ	ʃ
Herr Weidinger, Kaufmann	10	ʃ	ʃ
Herr Westphal, desgl.	3	ʃ	ʃ
Herr Wolff, Banquier	3	ʃ	ʃ
Herr Wolffschmidt, Hotel-Inhaber . .	3	ʃ	ʃ
Herr Y.	3	ʃ	ʃ

Humoriſtiſche Abende

von

M. G. Saphir.

Ein Cyclus Vorleſungen

gehalten

im Muſeum zu München.

Augsburg, 1830.

Verlag der Kranzfelder'ſchen Buch- und Muſikalien Handlung.

54-4200

D

23. 6. 59.

N°26

[illegible]

Seiner Hoheit

dem

Durchlauchtigſten Herrn

Herzog

Maximilian in Bayern,

in tiefſter Verehrung und Demuth

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Vor-Vorlesung.

In dem gerechten Zweifel, ob meine Vorlesungen Sie anzusprechen im Stande seyn werden, erlaube ich mir, Sie selbst anzusprechen, und zwar mit einem Vorworte, dessen Kürze seine Empfehlung seyn soll. Wenn Bücher Vorreden haben, so gebührt es sich, daß Vorlesungen eine kleine Vor-Vorlesung haben. Alle Vorreden aber sind nichts als Empfehlungs-Briefe: gewöhnlich giebt man aber

auf Empfehlungs-Briefe nicht viel, und beſonders das ſchöne Geſchlecht legt den Empfehlungs-Brief aus der Hand, und beſieht ſich lieber ſogleich den Mann oder die Sache ſelbſt: ſo wie überhaupt das ſchöne Geſchlecht, welches ſo reich iſt im Ausreden, ſo geübt im Einreden, ſo nachgiebig im Zureden, ſo beharrlich im Widerreden, ſo geiſtreich im Hin- und Herreden, ſo gefaßt im Anreden, doch nichts ſo ſehr haßt, als eben alles Vorreden. Ich will aber in meiner kleinen Vorrede nur bemerken, daß es von vielen Vorleſern, zu denen ich mich ſelbſt auch zähle, überflüßig iſt, die Vorleſungen zu halten, und daß ſie beſſer thäten, die Zuhörer zu halten,

damit sie nicht davon gehen; denn es tritt gar leicht der Fall ein, daß die Zuhörer dem Vorleser die Mühe ersparen, sie zerstreuen zu wollen; da sie sich selbst, nach und nach, nach allen Gegenden zerstreuen, und daß sie oft nicht so sehr nach dem Ausgange des vorgetragenen Gegenstandes, als nach dem Ausgange des Saales sich sehnen. Der Vorleser müßte dann ganz gegen seine Gewohnheit handeln; anstatt daß er sich sammeln sollte, um die Hörer zu zerstreuen, müßte er sich zerstreuen, um die Hörer zu sammeln.

Die meisten Vorleser vergessen eine Hauptsache, nämlich eine Weckuhr mitzubringen, um am Ende der Vorlesung das Publikum aufzu-

wecken; dann könnten die Kritiker auch mit Recht erzählen: Das Publikum verließ sehr aufgeweckt den Saal. Indem ich also durch diese Vor-Vorlesung mich vor jede Erwartung, die Sie hegen könnten, verwahrt wissen will, gehe ich gefaßt zu meiner ersten Fasten-Devise über, da schon das Wort: „Fasten," die diätätisch geist'ge Nüchternheit der Devise gewissermaßen zur Pflicht macht.

Erste Fasten-Devise.

Die Scala des modernen Gesellschafts-Tones.

Der Text, den wir unserer heutigen Devise zum Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet in allen Annalen der deutschen Städte und Städtchen: es ist das „ut-re-mi-fa-sol-la" des allgemeinen Gesellschaftstons. Dieser Text zerfällt in zwei Theile: in „Nichts" und in „Etwas." Ich erbitte mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu dem ersten Theil meiner Devise, zu —

Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, ist bei weitem keine solche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entstanden, denn das Nichts, welches vor der Erschaffung der Welt da

war, ist ein wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte sagen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus diesem Nichts entstanden mehrere Nichts, als da sind:

Die Welt und das Licht; die Menschen und die Türken; die Thiere und die Ultra's u. s. w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, so müßte es doch irgendwo seyn, nachdem es erschaffen wurde; wo ist aber nun das Licht? Beim Lichte betrachtet ist nirgends Licht, ja man steht sich im Lichte, wenn man nur vom Lichte spricht. Das bischen Licht, das etwa im Paradiese gewesen seyn mag, war unser erstes Unglück; wäre kein Licht da gewesen, so hätte Adam Eva nicht gesehen, Eva hätte die Schlange nicht gesehen, die Schlange hätte den Apfel nicht gesehen, und wir wären Alle noch im Paradiese, also mit dem Licht ists auch nichts; wir haben Kerzen aber keine Lichter, und auch von diesen nur so viel, als nöthig, ist, um zu sehen, wie finster es ist. Sie sehen also daß aus dem präadamitischen Nichts ein ganzes Nichtsheer herausgeschachtelt wurde, und eins von diesem Nichtsheer ist auch der Grundton oder die „Tonica" unserer modernen Gesellschaften.

Die Tonart einer jeden Gesellschaft bedeutet ursprünglich den Klang, oder den Gehalt derselben in Beziehung des Verhältnisses der Höhe und Tiefe; wir aber sind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieser Tonart in Rücksicht des Verhältnisses von Länge und Breite zu suchen.

Die Systeme haben von jeher die Kunst zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein System von Stühlen, eine Gasse ein System von Häusern, und die Frisur unserer Damen ein System von Lockungen nennen könnte, so kann man jede Gesellschaft ein System, ein Tonsystem nehmlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menschen nennen.

Die bestimmte Abmessung dieser Töne aber nennen wir *bon ton* — allein es giebt zwei *bon*, die oft sich gegenseitig fliehen, das ist der „bon sens“ und der „bon ton,“ nur wo diese zwei bon zusammen sind, da findet man die Bonbon der geselligen Conditorei.

Zur geselligen Harmonie muß man eine ganze Octave in sich fassen, nämlich:

C D E F G A H.

Das C: Cultur, das D: Denken, das E:

Einfälle, das F: Feinheit, das G: Geſchmack, das A: Anſtand, und das H: Heiterkeit.

Alle dieſe Dinge, und wohl noch mehrere gehören dazu, um im geſellſchaftlichen Geſpräche, in dieſem rüſtigen Zweikampfe der Ideen, in der Geſellſchaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, ſondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Leſen eines Buches, des beſten Buches, iſt eine ſchleppende Geiſtes-Bewegung gegen den lebendigen Buchſtaben des Geſpräches. Das Geſpräch läutert die Begriffe, ſchärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improviſatoriſchen Scharfſinn, regt den Witz und den Humor an, und legt die weichen Folien des anſtändigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die ſcharfen Ecken und um die ſchneidenden Kanten des Lebens und des Ernſtes. Eben deßhalb iſt das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen weit ſcharfſinniger als das männliche, weil es viel ſpricht, weil es ohne Sprechen nicht leben kann, weil es ſpricht, um zu leben, und lebt, um zu ſprechen. — Legen wir heut zu Tage unſere geheimſten Gehörtrichter an die Thüren unſerer Geſellſchaftsſäle und Sälchen, Zimmer und

Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erschlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da sitzt man auf der langen Bank eines Winterabends um die Riesin „Langeweile" todzuschlagen; zuerst wird diese Riesin mit Thee gebeizt und mürbe gemacht, sodann marschiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabackspfeifen auf sie los, aber es geht dieser Riesin, wie dem Gespenste in der Fabel, was man ihr unten abschneidet, setzt sie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkissen, welches uns auf der Fluth der Conversation oben aufhält, ist das Theater, also wieder ein Nichts, wir sprechen also ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein ausserordentlicher Sturm der Zeit, oder ein Aufruhr der Ergebnisse irgend einen Neuigkeits-Wallfisch aus dem Strom der Ereignisse an unsern öden Strand, da läuft jung und alt zusammen, mit Töpfen und Schüsseln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Wallfisch schnell ein bischen Thran ab, und läuft damit nach Hause. Sodann Morgen, und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang hindurch laden wir uns,

und unſere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Baſen und Vettern gegenſeitig ein, und ſetzen uns gegenſeitig denſelben Thran vor, und finden ihn immer ſehr ſchmackhaft, und alle Baſen ſagen: der Thran, er iſt delikat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zweidavon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon ſind über den Balkan gegangen, und ſind nicht wieder zurückgekommen, und wovon wir jetzt zu reden haben, dafür iſt ein Sprachwerkzeug auch ſchon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede noch lange fortdauert, ſo werden wir dieſes Eine Sprachwerkzeug auch quiesciren und ſodann dürfte für die Ehemänner wenigſtens, nicht nur ein ewiger, ſondern auch ein zeitlicher Friede eintreten. Das Nichts unſerer Geſellſchaften iſt aber nicht etwa bloß deßhalb ſo leer, weil es ein Nichts iſt, ſondern weil wir es noch ſo emſig, und mit aller deutſchen Befliſſenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und daſſelbe Nichts Kopf ab und Fuß auf, zerfaſern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erſt mit den Zähnen. Dieſes Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, jeder wirft ſeinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er ſeiner Pflicht ſich entledigt hat. Die geſellſchaftliche Rede ſoll

eine leichte, faßliche und angenehme Prosa seyn, wir Deutsche können aber keine Prosa schreiben und unsere besten Dichter sind nicht im Stande eine kleine Zeitungs-Anonce fehlerfrei aufzusetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutschland die Sprache den Sprecher in der Gewalt, deßhalb spricht in England in den Gesellschaften stets nur Einer, wir aber sprechen in Gesellschaften Viere und Sechse auf einmal, gleichsam als wollten wir eine Rede zusammenschießen, da wir einzeln zu arm dazu sind.

In Frankreich sieht man darauf hübsch zu reden und schnell zu denken, wir sehen darauf, recht schwer zu denken, und recht langsam zu sprechen. Darum rollt die französische Conversation, wie ein rasch bespanntes Cabriolet munter vorwärts, unser Gespräch aber bewegt sich wie ein deutscher Frachtwagen langsam vorwärts, und hält alle Augenblick hübsch stille, um sich von seiner Pein zu erholen. Wenn der Franzose in Gesellschaft geht, so legt er im Vorzimmer nicht nur seinen Mantel und seinen Hut ab, sondern er hängt auch da seinen Minister, seinen Financier, seinen Conseiller, seinen Savant, seinen homme de lettres, seinen Deputé u. s. w. an den Nagel, und tritt als blo-

ßer Geſellſchafter in die Geſellſchaft. Bei uns aber giebt es keine Geſellſchaft; ein Jeder bringt ſein Amt und ſeinen Titel mit, und hängt ſich dieſelben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menſchliches entfalle. Es giebt bei uns bloß geſellſchaftliche Menſchen-Repoſitorien, in verſchiedenen Fächern abgetheilt, als z. B.: ein Miniſter, ein Rath, ein General, ein Profeſſor, ein Banquier, eine Miniſterin, eine Räthin, eine Profeſſorin, eine Generalin, eine Banquierin, es ſind zuſammengefügte Sorten, aber es iſt keine Geſellſchaft. Der Reiche bringt ſeine Kiſten mit, und rangirt ſich nach ihrem Inhalte, als Ganzer, Halber, Drittel und Viertel-Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kaſtengeiſt in der Geſellſchaft ſondern auch einen Kiſtengeiſt. Das Geſpräch ſpielt alſo nicht, wie ein ſchönes Farbenſpiel, leicht und frei, in und durch einander, ſondern einzelne Geſprächstheile ſchwimmen, wie Eſſig und Oehl neben einander, ohne ſich je zu verbinden.

Dieſes ſchroffe und vereinzelte Daſtehen in Geſellſchaften eben läßt uns ſo unbeholfen und ſteif; darum iſt unſer Converſationston ſchwerfällig und pedantiſch, gekünſtelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz,

wir ſind wie Göthe's Muſen in der Mark, nicht fein und manierlich, ſondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was ſelbſt unſere Dichter unter Converſation verſtehen, können uns unſere Converſations-Stücke, mit welche man in neuerer Zeit uns auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen können diejenigen dramatiſchen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt, und pfundweiſe, mit Bein und Knochen ausgehackt wird. Der Verfaſſer nimmt drei Fingerſpitzen voll Natur, läßt ſie in einem Maaß lauwarmes Geſprächwaſſer aufkochen und die Tisane iſt fertig. Dazu kömmt ein großes Elend, oder ein großer Jammer, am meiſten aber eine große Armuth, mit zwei oder drei Kriminal-Verbrechen belegt, wie Spinat mit Setz-Eyern.

Kotzebue und Iffland laſſen ihre Helden ſtehlen, einbrechen, ſilberne Löffel einſtecken, dem Manne entlaufen, Nachſchlüſſel haben, u. ſ. w. In England würden alle dieſe Helden aufgeknüpft werden; unſere Dichter beſtrafen ſie härter, ſie bringen ſie auf das deutſche Theater. Das Laſter wird belohnt. Die Einkleidung dieſer Stücke iſt alltäglich wie das Lächeln einer Tänzerin, ſchleppend wie ein unglücklicher

Bräutigamsſtand und ausgedörrt wie das Gewiſſen eines Jeſuiten. Die Perſonen dieſer Stücke ſtampfen mit den Füßen, prügeln, ſtoßen Flüche aus, ſind alles Geiſtes und alles Anſtandes beraubt, und das nennen unſere Theaterdichter: Converſations-Stücke.

Es iſt alſo nicht einmal ein allgemeines Nichts, ſondern ein zerſtückeltes Nichts, welches der Gegenſtand unſerer Geſpräche iſt. Aus dem großen Vorwelt-Nichts erſtand alſo nicht nur das allgemeine Weltnichts, ſondern aus dieſem allgemeinen Weltnichts entſtand das zerſtückte Geſellſchaftsnichts, aus dieſem Geſellſchaftsnichts entſtand das Nichts dieſes erſten Theils meiner Vorleſung, und meine freundlichen und aufmerkſamen Zuhörer werden wenigſtens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts" ganz gewachſen bin, und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht verſagen, wenn ich ſie durch „Nichts" auf „Etwas" vorbereiten will.

Etwas.

Unläugbar muß es aber doch ein Etwas ſeyn, welches uns in unſere Geſellſchaften zieht, ein Etwas, welches uns an unſere Geſellſchaften feſſelt, es iſt: Das weibliche Geſchlecht. Der Geſellſchaftston hat auch

zweierlei Tonarten, die Dur- und die Moll-Tonart. Die Männer bilden die Dur-Tonart, die Frauen die Moll-Tonart. Die Durtonart trägt den Charakter einer großen Lebhaftigkeit, eines raſchen, beſtimmten, aber ſcharfmarkirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegiſchen und der feinen Empfindung an ſich. — Die Freude wie der Schmerz, ſie ſtören beide gleich die geiſtige Natur des Menſchen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geiſtige Natur muß alſo ſtreben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; dazu iſt ein Austönen, ein Ausſingen, ein Ausſchreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen, in Muſik oder Geſang übergetragen, geben der geiſtigen Natur ihre gleichſchwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt ſich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Muſik iſt, ſo iſt es in der Rede, nur mit dem Unterſchiede, daß die Muſik auf das Nervenſyſtem, und die Rede auf den Geiſt wirkt, daß die mathematiſche Meßbarkeit der Muſik ſie einſchränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeſchränkt beſitzt, daß die Muſik auf phyſiſchem Wege,

und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Gespräch auf physischem Wege qualitativ zu Werke geht.

Wie die Musik, so hat die Rede, der gesellschaftliche Ton, eine Dur- und eine Moll-Tonart, jene geht von dem männlichen Theile der Gesellschaft, diese von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Gesellschaft nach den Mühen des Tages, erschöpft, geistig oder physisch, sie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, sondern sie wollen unterhalten seyn, sie wollen sich erholen, sie betrachten den Abend oder die Geselligkeit wie ein Sopha, auf das sie sich hinlehnen, in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geschlecht hingegen bringt alle seine Kräfte mit in die Gesellschaft, der ganze Tag ist ihm nur eine Vorschule des Abends, das gesellige Leben ist den Frauenzimmern Geschäft und Instinkt zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulses, eines Anstoßes, um zu sprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeisterung, eines Rausches, oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu sprechen.

Die Frauen hingegen sprechen aus freier Lust, sie improvisiren, sie sagen nichts langsam, nichts ängstlich, es ist stets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbst

die geistreichsten Männer unter uns, wenn sie eine kleine Rede vom Stapel laufen lassen, suchen erst alle Sinne und Sprachwerkzeug zusammen, man sieht ihr Gesicht schon Minutenlange früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Wasserschlag ist; die Frauen hingegen, selbst die nur halbgebildeten, bereiten sich auf das was sie sagen wollen gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und ist der Bach auch nicht tief, so ist er doch hell, und in ihm spiegeln sich die gemüthliche Bläue des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab. Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir besitzen denselben in großen Münzen, die wir im geselligen Leben nicht in Kurs bringen können. Die Frauen aber wissen das Nadelgeld, welches sie von Wissen und Bildung haben, rouliren zu lassen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu setzen. Wir Männer vergessen uns im Gespräche sehr oft, die Frauen nie, es ist immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziösen, auf welcher sie sich bewegen.

Wie in der physischen Natur sich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umrisse von der Zartheit und

von den runden und weichen Lineamenten des weiblichen Baues unterscheidet, so äußern sich auch im geselligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft, eckig und schroff, die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit, in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewisser Hinsicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben ist der Mann das Begeistigende, und die Frau das fortbildende Prinzip, in der Gesellschaft hingegen sind die Frauen das begeistigende Prinzip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügsam fort. Es ist eine Natur-Erscheinung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: Gottheit, Engel, Himmel, Triumph, Urtheil, Verdammung oder Vergötterung sprudeln, mir nichts, dir nichts, aus dieser kleinen Zaubergrotte hervor. Selbst in Hinsicht der Komplimente zeichnet sich der richtige Takt der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der geistreichste Mann läßt sich durch ein fades Kompliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geistreiches Kompliment, eine sinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unsere Schöngeister alle erschließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schatzkästlein von Grazie,

Witz und Galanterie, in den Sonnenstrahlen der weiblichen Gesellschaft, sondern auch der ernstere Beschauer des Lebens findet im geselligen Umgange der Frauen die Polirmühle seiner Sitten, und das Maximenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob, sind die Frauen auch selbst von dem geringen gesellschaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langweile in jede Gesellschaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäul Zwirn und fünf Nadeln machen die Besatzung aus, mit welcher sie sich defensiv gegen die zu erwartende Langeweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geschlecht wegen seines „vernähten und verstrickten Lebens," wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtisch als die Reichs-Insignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geschlecht verstrickend strickt, Schlingen schlingt, Häckchen häckelt, Netze nezt, und Stückchen stückt, aber wenn ich ein Frauenzimmer sehe, wenn es in Gesellschaft die Prosa aller Prosa: das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angstschweiß aus, da sehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an diesem sich immer länger deh-

nenden Abend peinlich herunterstricken, wie sie den Abend abnehmen, hie und da eine Masche fallen lassen, und endlich am Ende den Abend fest zusammenstricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An diesen Strumpf knüpft sich auch sogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an; mit sammt dem Waschzettel und dem Bügeleisen. Fast sollte man glauben, die Frauen haben ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieselbe Hand schon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt fast gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Gesellschaft bringt, und die Männer erzählen sich gegenseitig: Wir waren gestern 15 Frauen, 15 Männer und 15 Strümpfe beysammen.

Unläugbar ist es, daß durch das Stricken die Frauen so mancher Verlegenheit entgehen, sie können so manches übersehen und überhören, was sie gerne übersehen und überhört haben möchten, die 5 Nadeln sind eben so viele Ableiter von Erröthungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit die Augen sogleich senken zu können, ist eine Gelegenheit aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Gespräch mit der Masche zugleich fallen lassen,

und mit der neuen Masche ein neues Gespräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünsche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergesalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingestrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen solchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten stiller Lust und stillen Wehs, betrachten. Wir Männer wissen aber mit unsern Händen gar nicht, wo aus, wir spielen mit den Uhrketten, wir schreiben mit den Fingern auf den Tisch oder auf die Knie, oder wir streichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurbart um den Finger, oder wir spielen mit der Dose, oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwischen den Fingern, anstatt daß wir den Gegenstand der Conversation drehen und wenden sollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und spielen Karten. Denn eine Parthie Whist oder Hombre oder Boston ist doch gar nichts anders, als ein stillschweigendes Geständniß, welches sich vier Personen gegenseitig machen, daß sie nicht wissen was sie miteinander anfangen sollen.

Wir könnten unsere 52 Wochen ohne die 52 Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn sie finden, in der ihnen eigenen Scharfsinnigkeit, in den dreizehn Kartenblättern, ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken sie: einen Gegenstand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch besser ist ein Paar zu seyn; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weise Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen Geschäfte der Sechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer sich in Acht nehmen keine böse Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Musen, ohne welche es doch keine Grazien gibt; bei der Zehn an die sonderbare Einrichtung, daß eine Nulle durch eine hinzugefügte Einzelheit erst zu hohem Werthe kommt, diese Einzelheit aber wieder durch diese Nulle zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken sie sich, was sie sich bei allen Gecken und Laffen denken: sie sind gerade gut genug, um mit ihnen zu spielen. Mit den Damen gehen sie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anscheinlich die *Honneurs*, können sie

ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich versetzen oder sie tüchtig abtrumpfen, so unterlassen sie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen sie sich als gute Royalistinnen. Wenn die Frauen zum Spieltisch eilen, so ist das reine Satyre auf die Männer, wenn aber die Männer spielen, so machen sie keine Satyre auf die Frauen, sondern eine auf sich selbst. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel selbst aus der Hand, die Männer hingegen, die legen blos die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; sie spielen in Gedanken noch nach, und oft kömmt der Mann nach Hause, und glaubt in seiner Frau Coeur- oder Carro-Dame zu sehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, so würden sie ihre Frauen zärtlicher und aufmerksamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall ist. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn sie in Gesellschaft gehen, den schwarzen Galla- und Bratenrock und den rosenfarbenen Humor an, wenn sie aber zu der armen lieben Frau nach Hause kommen, da nehmen sie schnell wieder das aschgraue Sorgengesicht und die nußbraune häusliche Brumen-Schlafmütze hervor.

Sie gehen also mit Coeur- und Caro-Damen

gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt ſind ſie in der Geſellſchaft ſchon glücklich, wenn ſie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden iſt ein Uebel unſerer Geſellſchaften, ſondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunſt des Zuhörens iſt eines der erſten Bedürfniſſe einer guten Geſellſchaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lange gar nichts geſprochen, ſondern blos einem Andern zugehört, und der Andere ſagte ſodann: das iſt ein recht ſcharmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unſerer Geſellſchaften ſind die Schönſprecher und die Zierwörtler, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele feſthalten. Ein ſolcher Schönſprecher ſucht in aller Stille erſt das ſchönſte Wortkleid für ſeine Gedanken zuſammen; während des Sprechens ſucht er immer noch den Flitterſtaat, den er ſeinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödet die Kraft ſeiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel ſind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenſtand allein verſchlingen wollen, und die Alleinherrſchaft des Zirkels gewaltſam behaupten.

Dieſe fallen jedem Andern in die Flanken, ſchneiden ihm das Geſprächs-Terrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein: Der natürliche König jeder Geſellſchaft hingegen iſt der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit giebt und macht, ihr Schäfchen auch in die Heerde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wieſe der Unterhaltung mit abweiden zu können, ein Senſal fremder Einfälle und Worte verdient und ärndtet auch am meiſten Dank. Zur Geſelligkeit iſt Talent allein nicht hinreichend, man muß ein Geſellſchafts-Genie ſeyn. Das Genie ſprudelt; es überlegt, es wählt, es ſucht nicht lange, es wirft den Gedanken hin, ſchnell wie es ihn empfing, ſchleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zuſammen, drappirt ſeine Gedanken flüchtig mit denſelben, und alles paßt und kleidet wohl, ſieht wohl zuweilen phantaſtiſch aber nie bizarr aus. Zuweilen verfängt ſich ein ſolches Genie, verwickelt ſich, ja zuweilen wird es völlig beſiegt, allein es iſt ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie Leonidas, ſein Fall vermehrt ſeinen Ruhm.

Der Satyriker, der witzige Kopf, iſt die Argandſche Lampe der Geſellſchaft, er überſtrahlt alles. Doch muß

er pikant seyn und nicht beißend, sein Witz sey ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als sticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader des Nächsten fährt und eine schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Der Witz muß leuchten aber nicht zünden, erhellen aber nicht blenden. Der Witz steige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne sein Luftspiel über den Köpfen der Zuschauer, die ihr fröhlichs „Ach!" ausrufen; kein Funke falle zündend herunter und die ausgebrannte Rußdüte senke erst weit von ihnen sich hernieder.

Eine ganz eigene Erscheinung in der Gesellschaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie, ist zwar ein Gott, wenn der Gegenstand seiner Liebe mit in der Gesellschaft ist, aber eine Nulle, eine bodenlose Lyra wenn er nicht da ist. Hier giebt es aber noch viel zu unterscheiden, ob es die wirkliche Blattern oder die Schafblattern sind, das heißt, ob es Liebende oder blos Verliebte sind; in welcher Periode der Krankheit sie sind, ob in der Entwicklungs-Periode, ob in der Ausbruch, ob in der Krisis derselben, oder in der Reconvalescenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Gesell-

ſchaft einen Staat im Staate und ſind deßhalb zur Geſellſchaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geſelligen Zirkeln ſind die Vornehmthuer, die Geſpreitzten, die petrifizirten Geſichter, die nie lachen, und nur ſelten ſich hie und da ein Lächlen unter dem Fette zu Schulden kommen laſſen. Dieſe affectiren geläuterten Geſchmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da, und man iſt verſucht, ſich eine Weſte daraus machen zu wollen. Das ſind die geſelligen Holzäpfel, wenn man in die ſauern Geſichter hineinbeißt bekömmt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die ſogenannten privilegirten Geſellſchafts-Spaß- und Luſtigmacher ſagen? Wer kennt nicht ein Heer ſolcher Fadriane, die einen und denſelben Spaß immer von neuen vornehmen, und ſich dadurch, ſo zu ſagen das Bürgerrecht in gewiſſen Zirkeln errungen haben? Der Eine kann 15 Minuten auf einem Fuße ſtehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haſelnuß aufknaken, der Dritte kann durch den Schatten ſeiner Finger einen Haſen und einen Hund an der Wand erſcheinen laſſen; der Vierte kann wie eine Katze miauen, und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde ſägen und hobeln; der Sechſte kann

sich ein brennendes Licht in den Mund stecken; der Siebente kann sich die Augenlieder wie Ermelaufschläge emporschlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verschlucken; der Neunte kann mit seinem Gesichte wetterleuchten, blitzen und einschlagen; der Zehnte kann mittelst Schnupftaback und einer Serviette einen Türken vorstellen; der Elfte kann mit dem Munde einen Groschen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einen beliebten Schauspieler nachahmen; der Dreizehnte kann seine Nase nach Gefallen heben und senken wie einen Regenschirm; der Vierzehnte kann Kartenkunststücke machen; der Fünfzehnte kann aus Krebsscheeren einen Husaren zusammenstellen; der Sechszehnte kann aus Aepfelkörner einen Maikäfer schnitzen, und so giebt es ein Heer solcher Kraftkünstler, die alle Tage in allen Gesellschaften eben dieselben Stückchen produziren.

Wenn man nun oft es mit ansieht, wie sich Gesellschaften dieselben Späße zum hundertstenmal vormachen lassen, und immer wieder neuerdings davon erfreut sind, so muß man mit jenem französischen Derbdenker ausrufen: „Der Mensch ist ein geselliges Thier!“

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unsers geselliges Etwas stehe

nicht viel höher als unser geselliges Nichts. Wir kommen, um uns zu sagen, daß wir uns nichts zu sagen haben, und davon zu sprechen, daß man gar nicht weiß, wovon man sprechen soll, und wir gehen auseinander, um zu gleichen Zwecke wieder zusammen zu kommen.

Wenn Sie aber meine freundlichen Hörer und Hörerinnen heute zusammengekommen sind, um zu hören, wie man viel spricht und wenig sagt, so werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht sagen können, daß ich mehr geleistet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten Etwas, ich habe aber nichts mehr geleistet.

Ich schließe hiemit meine erste Vorlesung, denn es ist nichts als gerecht, daß, wenn die Vorlesung Sie nicht fesseln konnte, daß sie selbst geschlossen werde.

Ich bin überzeugt, daß Sie dieß keinen voreiligen Schluß nennen werden.

Das Thema meiner nächsten Vorlesung soll das ff des Lebens

„Frühling und Frauen"

seyn.

Zweite Fasten-Devise.

Das „ff“ des Lebens: „Frühling“ und „Frauen.“

Der Text, den ich meiner heutigen Devise zu Grunde gelegt habe, findet sich aufgezeichnet in dem großen Buche der Natur und in dem goldenen Buche Cytherea's:

„Frühling und Frauen.“

Beide, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beginnen mit dem weichsten Buchstaben des A B C, mit einem zusammenstoßenden Lippenlaut und, so zu sagen, mit einem leisen Kusse an und für sich selbst. Zu diesem weichen Lippenlaut kömmt sogleich das R als Zungenbuchstabe, welcher nicht nur die Frauen charakterisirt, sondern auch den Frühling, denn im Frühlinge werden alle Zungen der Natur wach.

Die befiederten Sänger auf den Bäumen, die vor unsern Sängern das voraus haben, daß sie vom

Blatte ſingen, werden wach; die Bäche, des eiſigen Mundſchloſſes entfeſſelt, ſchwätzen und plaudern unaufhörlich, und aus Zweigen, Büſchen, Blumen und Gräſern ruft uns die Stimme der verjüngten Schöpfung zu.

„Frühling" und „Frauen" ſind die Vielliebchen des Daſeyns. Der Frühling erſcheint uns roſiger und blühender, wenn wir an der Hand der Frauen ſein großes Blüthen-Belvedere beſuchen, und die Frauen ſind wonniger und milder, inniger und traulicher, wenn der Frühling ſie anweht mit dem unſichtbaren Kuſſe der Verjüngung.

Die erſte Frau erſtand im Schlafe, Adams erſter ruhiger Schlaf iſt auch ſein letzter ruhiger Schlaf geweſen; ſeine Ruhe hatte während ſeines Schlafes einen gewaltigen Rippenſtoß erhalten; aber auch der Frühling möchte ich ſagen, entſtand in dem Schlummer der ermüdeten Schöpfung, als reitzender Traum ihrer raſchen Jugend, und die gütige Gottheit hielt den Traum feſt und führt ihn als Frühling alle Jahre auf kurze Zeit der ſchmachtenden Schöpfung wieder vor.

Wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſtehen jetzt an der Schwelle des Frühlings; und der Frühling iſt ein freundlicher Wirth, er fragt nicht nach Paß oder Aufenthaltskarte, nach Wanderbuch und Kundſchaft;

er öffnet sein blaues Gezelt allen Wesen, die athmen und fühlen; und der Frühling ist ein heiliger Priester, und sein großer Tempel steht offen allen, die belasteten Herzens sind, und er frägt nicht nach Taufschein, und Katechismus, und giebt beseligenden Ablaß allen, die in der Ohrenbeichte der Natur ihre geheimsten Leiden aushauchen und ausweinen; und der Frühling ist ein großer Arzt, ein Wunderdoktor, und er fragt nicht nach Geld, Stand und Rang seiner Kranken, sondern er nimmt Alle auf, die kranken Herzens sind und siechen Gemüthes, in seiner großen Heilanstalt, und in dem Bade der heilgewürzten Luft.

Leider wissen wir in unsern Städten gar selten wann der gute Frühling vor dem Thor steht, und nicht so sehr um Einlaß bittet, als um Auslaß, das heißt, daß die Menschen hinaus zu ihm kommen und sich seiner freuen und kindlich und kindisch mit seinen Gaben spielen sollen.

Bis die Nachricht, daß der Frühling da ist, durch das Thor kömmt, vom Thore durch die Strassen, durch die Hausthüre, durch die Flur, durch das Vorzimmer, bis zur gnädigen Herrschaft, indessen ist der Frühling schon weg. Der Bediente meldet ordentlich: „Der Herr Frühling ist im Vorzimmer!“ Die gnädige Frau sagt

darauf: „Der Frühling? ein andermal, ich hab jetzt nicht Zeit!“ Der Mops bellt und die gnädige Frau hält ihn zurück, damit der Mops dem Frühling nicht in die Waden falle. Höchstens schickt der Frühling unsern Damen ein paar Blumentöpfe als Visitenkarten ins Zimmer, die unter den Spiegel gestellt werden. Zuweilen fällt es auch den Damen ein, dem Frühlinge eine Gegenvisite zu machen, aber etwa Visite de réconnaissence. Sie lassen anspannen, fahren im wohl verschlossenen Kasten bei dem Frühling vor, aber nur der Kutscher und der Lakai sprechen den Frühling mündlich. Steigt ja einmal eine Dame aus, um dem Frühlinge persönlich ihre Aufwartung zu machen, so geschieht es mit aller Delikatesse und Aengstlichkeit, daß sie nur ja nirgends mit ihren langen Ermeln oder mit der Garnirung in der lieben Natur hängen bleibe, oder vielmehr, daß nur ja nichts von der Natur an ihr hängen bleibe. Sie schauen die Natur durch ihre Lorgnetten an, wie einen Schauspieler, fahren nach Hause und sagen: „Ce Monsieur Frühling est un joli garçon, il jouait bien!“ und sie nehmen sich vor, wenn der Frühling noch einmal spielt, wieder hin zu gehen.

Da sind wir Männer anders, wie freuen wir uns Monate lang auf den Frühling, wie sehnen wir uns

nach ihm, wie jauchzen wir ihm entgegen! Nicht etwa seiner Rosen, oder Nachtigallen, oder seiner milden Lüfte wegen, o nein, wir freuen uns blos, daß wir so schön und frei, so unter Gottes schönem, blauem, weit hingestrekten, freien Himmel — — Tabackrauchen können. Denn wir Männer lieben Natur und Schinken geräuchert. Wir schwärmen mit Morgenroth und Knaster, mit Abendroth und Varinas. Wir sagen: „Morgenstunde hat Cigarren im Munde.“ Wie lieben wir Männer die herzliche Natur, wenn sie über unserm rauchenden Mund so schön im Schornstein hängt und allmählig hübsch braun wird.

Sollte es dem Scharfsinne, dem erfinderischen Geiste des schönen Geschlechts nicht möglich seyn, es den Männern abzugewöhnen, daß sie nicht wie lebendige Rauchhöhlen herum wandeln? Es ist mit unsern Männern wie mit Küchenöfen, je weniger Feuer in ihnen ist, desto stärker rauchen sie. Ich habe letzhin zufällig das Gespräch zwei solcher lebenden Rauchöfen mit angehört, als sie von einer Pfeife sprachen, ich glaubte aber, sie sprächen von einem Frauenzimmer, „Ist das nicht ein wunderschöner Kopf?“ fragte der Eine. „Wunderschön!“ erwiederte der Andere. „Wie schön rund und proportionirt!“ sagte

wieder der Erste. „Ja," war die Antwort, „und zart braun, wie ich es gerade liebe." „Ach!" rief der Erste mit steigendem Feuer aus, „und dieser göttliche, langgebogene Hals!" Es wurde mir ordentlich schwül bei dem Gespräche, aber plötzlich fragte der Eine: „Ich bitte dich, hast du den Kopf in Wachs eingesotten?" Da fiel es mir erst ein, daß es wohl ein Pfeifenkopf seyn müsse.

So wie nun der Frühling jedes Rendezvous begünstiget, so begünstiget er auch jedes Tête à tête unserer Männer mit ihren Pfeifenköpfen, mit dem Unterschiede, daß bei dem Rendezvous oft beide Köpfe leer sind, bei diesem Tête à tête aber immer ein Kopf wenigstens voll ist.

Wo giebt es aber ein reizenders Tête à tête als das mit der ewig schönen, ewig jungen Morgenröthe eines schönen Frühlingstages?

Die Nacht, dieses Ruhebett aller Tages-Sorgen, und der herrliche Friedensfürst: der Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes, sie nehmen alle Menschen versöhnend auf, und jede Morgenauferstehung ist eine wahre Auferstehung.

Hinter uns liegt die Nacht, wie das leere Grab, aus dem wir entkörpert aussteigen, ein reineres Daseyn

zu athmen, und nur die Träume ſchweben noch wie die Geiſter theurer Abgeſchiedenen, aus dem ſtillen Kirchhofe des Schlafes zu uns herüber. O, ſo eilt denn hinaus, und begrüßt die Natur in ihrem lachenden Erwachen. Eilt hinaus wenn die Morgenröthe die ſchlummernde Erde wach küßt, wenn ſie die dunklen Vorgehänge von ihrem Schlafgezelte zurückſchlägt, und der erſte Lichtſtrahl auf das ſchamerröthete Antlitz der bräutlichen Erde fällt; eilt hinaus, wenn Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt, eilt hinaus meine freundlichen Hörerinnen, bewundert und betet an des Morgen-Negligée der Frühlings-Natur! Hier iſt jede Schönheit wahr, und jeder Reitz eigenthümlich! Wie Morgenroſen-Gardinen hängen die Guirlanden um das hohe Himmelsbett, die Seoigné des Morgenſterns iſt bereits nicht mehr zu ſehen und bloß die ächten Blonden des Lichts hat Aurora über das blaue nonêt de Matin des Himmels hingeweht; die erſten Lichtſtrahlen flattern wie aufgelöſte Roſenbändchen von dieſem Häubchen tief herab. Blüthen, Reiß und Zweig ſchlagen nun die freundlichen Augen auf, und beſehen ſich lächelnd in dem Spiegel der freundlichen Wellen, die Bäume geben ihr freyflatterndes Lockenſpiel hin dem haarkräuſelnden Zephir; die Kräuter,

die Knospen und die Blüthenkelche eilen wie Kammermädchen mit ihrem parfum und eau de mille fleurs herbei, und die bethauten Blätter und Gräser legen ihre Thauperlen und ihr Juwelenwasser um den Hals und um den Busen der schönen Natur, und die blauen, entfesselten Ströme laufen wie eine hochwallende Ceinture um ihre üppige Form.

Kommt mit mir hinaus, meine freundlichen Hörerinnen, in den klar gewölbten Dom des Morgentempels, wenn die heilige Hofkapelle Gottes, die singenden Priester des Hains, aus tausend Kehlen zur anbethenden Hora rufen! Eilt hinaus alle, die ihr kranken Gemüthes seyd, in das große Erfrischungs-Comptoir der Schöpfung! Reißt herab von euch die Zugpflaster des Schmerzens und legt die wunde Schmerzstelle an den kühlenden, heilenden Odem der allgemeinen Verjüngung!

Eilt hinaus alle, die ihr kaum noch athmen könnt, die ihr in der Stick- und Kellerluft der großen Welt lebt, und trinkt mit langen, tiefen Zügen in Euch hinein den Brusttrank der Luft, den himmelabthauenden Aether!

Ihr eingeschachtelten alle, in Zirkeln, Museen, Kunstsälen und Vereinen, eilt heraus aus den Spannriemen und aus den Quetschformen eurer Zirkel, Kreise, in

die große Menſchengleiche der göttlichen Sendung und in das große Freiheits-Haus der Schöpfung.

Oder eilt mit mir hinaus in die Abendunterhaltung eines Mai-Abends, ſeht wie der enteilende Tag mit dem Licht-Tritt nur noch auf den Bergesſpitzen zu ſehen iſt, wie der weſtliche Himmel ſeine goldenen Locken tief in den milchweißen Horizont hereinflattern läßt; wie die Gipfel der Bäume wie Weihe-Räucher-Kerzen an den Spitzen erglühen und düften, wie das Theater de Variété der Abendwelt vor uns aufgeht, und der Compoſiteur dieſes Theaters: die Nachtigall, ihre Weiſe anfängt, wie die überhandnehmende Dunkelheit ihre Schatten-Couliſſen um uns herzieht und herſtellt, wie das Licht von Millionen Sternen wie ein Staubbach durch den dichten Nonnenſchleyer der Nacht herabſtäubt; eilt mit mir hinaus in einem ſolchen Augenblicke in dem die Schöpfung den Athem anzuhalten ſcheint, um das leiſe Klopfen des menſchlichen Herzens, wie ein Gebeth zu vernehmen, und läßt ſodann das eingeſogene Gefühl zu einer reichen Perle werden, in eurer geöffneten Herzensmuſchel.

Ja der Frühling giebt Allen Alles, er iſt der Garten Gottes, die Idylle der Natur, das Sorgenfrei des Daſeins, die Freiredoute der Weſen, die Kunſtausſtellung

der Pflanzen, der Freyſtaat der Gefühle, die Rennbahn der Glücklichen, das Thränenkiſſen der Unglücklichen, der Schmollwinkel der Verliebten, die Eremitage der Denker, der Paradeplatz der Dichter und das letzte Mittel der Müßiggänger!

Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß jetzt die Frühlinge viel kälter und die Frauen viel heißer ſind, als früher.

Das Eine ſoll daher kommen, daß ſich große Eismaſſen vom Nordpol losgeriſſen haben ſollen, für das Zweite aber haben wir noch keine Muthmaßung, da wir nicht ahnen können, wo ſich bei unſerer froſtigen Welt Feuerbrände losgeriſſen haben ſollen.

Weil aber der Frühling jetzt kalt iſt, ſo bringen ihn unſere Frauen mit in die heiße Luft der Bälle und Geſellſchaften. Zuweilen hat eine ſolche Dame alle vier Jahreszeiten beiſammen, den Frühling auf dem Kopfe, den Sommer in den Augen, den Herbſt auf den Wangen, und den Winter im Taufſchein. Sie haben ſo viel Blumen in den Haaren, daß man faſt die Blume „Frauenhaar" ſelbſt gar nicht ſieht, und man muß geſtehen, daß ſie den Frühling bei den Haaren herbeiziehen. Aber

die Frauen ſind ſehr unzufrieden mit der Natur, ſie hat ihnen noch viel zu wenig Blumen hervorgebracht, ſie müſſen noch „Phantaſie-Blumen" haben. Es iſt ein wahres Glück für die liebe Schöpfung, daß unſere Marchands de Modes die Natur in einer verbeſſerten Auflage herausgeben.

Der Frühling hat nicht Blumen genug, ſie machen Phantaſie-Blumen! und wer die jetzigen Marchands de Modes kennt, wird nicht zweifeln, daß ihre Phantaſie die der Natur bei weitem überflügelt. Unſere Damen ſtecken dieſe zweite verbeſſerte Natur triumphirend auf, und manche hat ſo viel Phantaſie auf dem Kopfe, daß ſie ſelbſt nur wie eine Titelvignette zu einem Phantaſieſtück erſcheint. Noch ſchlimmere Natur- und Frühlingsverbeſſerer als unſere Marchands de Modes ſind die Frühlingsdichter, die wie die Schwalben den ganzen Winter im Sumpfe liegen und mit dem Frühlinge heranrücken. Man leſe nur bei jedem neuen Frühlinge unſere Zeitſchriften, und man wird geſtehen, daß der gute Frühling viel zu thun hat, ſo viel friſche ſchöne Blätter hervorzubringen, als Blätter durch ihn auf eine traurige Weiſe ausgedörrt werden. Den ganzen Winter über liegt ein ſolcher Frühlings-Phantaſieblumen-Poet auf

der Lauer und ſtellt ſich die Gerüſte zuſammen, durch welche er ſodann ſeine Frühlingsbauten vollenden will.

Einige ſolche Gerüſte liegen mir ordentlich vor den Augen, ſo z. B.

„Gerüſte zu einer Frühlings-Huldigung.“

— — — Traum,
— — — halbe,
— — — Saum,
— — — Schwalbe.
— — — lind,
— — — gewoben,
— — — ſind,
— — — geſchnoben.
— — — Eis,
— — — glühen,
— — — weiß,
— — — blühen.
— — — O!
— — — Wonne,
— — — ſo,
— — — Sonne!

Oder Gerüste zu einem Sonette.

„May = Morgen = Minne - Manna:"

— — — freuen,
— — — gefloſſen,
— — — umgoſſen,
— — — Mayen,
— — — neuen,
— — — genoßen,
— — — entſchloßen,
— — — zweyen.
— — — geboren,
— — — Weiland,
— — — heren,
— — — Eiland,
— — — geſchworen,
— — — Mayland.

Iſt nun der Frühling da, werden die Gerüſte ſchnell aufgeſchlagen, Jamben, Trochäen und Daktylen werden durch rythmiſches Seegras zuſammen gekittet, das Gerüſte darum herumgeſchlagen und die neugebohrnen, friſchen Frühlings = Paſtetchen ſind fertig, ſo mürbe daß ſie einem im Munde zergehen. Ich glaube auch feſt, daß der

Frühling dieſe Gedichte als Molkenkur gebraucht, und daß ſie bei ihm die Schafgarben und die Sauerrampfer heraustreiben. Ich will auch aus Mitleid mit ihm den erſten Theil meines If beſchließen, den ich mit dem Frühling anfing, weil ich zu viel Ehrfurcht vor den Frauen habe, um mit ihnen anzufangen, ich will mit ihnen enden, damit man ſagen könne:

„Ende gut alles gut.“

Zweite Abtheilung.

Frauen.

Die Frauen sind die beglückenden Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt. Die Verheiratheten sind schon an ihre Bestimmung gebracht, die Ledigen haben noch keine Adresse, und die welche gar nicht heirathen, das sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben. Die Ehemänner zahlen das Postporto oft sehr theuer. Aber es macht uns Männern sehr wenig Ehre, daß wir mehr auf die Kalligraphie der Briefe sehen, d. h. ob sie schöne Züge haben, als auf den Sinn und den reellen Werth derselben. In dieser Hinsicht stehen wir Männer wieder tief unter dem weiblichen Geschlechte.

Der gebildetste Mann liebt in dem Frauenzimmer nur die Form, das Frauenzimmer liebt aber an den Männern den Gehalt, den Werth, den Character, den Geist, den Grad der Achtung, den sie im Leben genießen, und nicht bloß die Form.

Es giebt zwar eine Form, der sie vorzüglich zu-

gethan ſind, die Uniform; man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man ſpöttiſcher Weiſe ſagen wollte, ſie lieben das Port-Epeé oder die Aufſchläge; ſie lieben den Muth, den Heroismus und den Gedanken von Schutz, weil ſie ganz richtig wiſſen, daß der wahre Muth nur bei Biederkeit, bei hohem Character und bei einer freien und ungeſchwächten Seele wohnt. Sie lieben den, der kühn ſein Herzblut für das Vaterland hergiebt, weil ſie glauben, daſſelbe Herz würde auch ſein Blut für ſeine Liebe hergeben.

Das liebe ſchöne Geſchlecht iſt oft ſehr verkannt werden und warum? weil wir Männer die Sittenbüchlein und Erfahrungsregeln ſchreiben und nicht die Frauen. Wir ſchreiben über ſie was uns eben einfällt, und da man viel pikanter ſeyn kann, wenn man Schwächen enthüllt, als wenn man ſie verhüllt, ſo haben wir bloß die Schattenſeiten des weiblichen Herzens hervorgehoben. Wenn einmal aber die Frauenzimmer alle zu ſchreiben anfiengen, wofür uns übrigens der liebe Herrgott behüthen möge, da würden wir Männer bald um unſer bischen Vorzug kommen, welches wir nach dem „.car tel est nôtre plaisir“ uns ſelbſt beilegen.

Leider aber ſitzen Frauen, die das Muſenroß beſteigen, auf demſelben auch wie auf dem Reitpferde nur einſeitig. Ich mag aber den Pegaſus als Damenpferd nicht ſehen. Ich will hiemit nicht ſagen, daß ein Frauenzimmer nicht auch hie und da in den Stunden der Muſe, den gefälligen Muſen einen freundlichen Sonnenblick ablauſchen dürfe. Warum ſollte das weibliche Geſchlecht den ſüßen Beſuch der Muſe nicht empfangen dürfen? Ich kann nur einzig und allein das ſogenannte Bücherkochen der Frauen nicht leiden, und ihr Heißabſieden der Schriftſtellerei. Wir Männer, wenn wir ſchriftſtellern, ſo warten wir bis wir einen herzlich günſtigen Blick von unſerer Parnaß-Dame bekommen; die Schriftſtellerinen aber überlaufen den Parnaß. Sie müſſen alle Tage ein Paar Bogen ſieden oder braten. Das Schriftſtellern iſt bei vielen Frauen bloß eine verfehlte Putzſucht, denn die Federn zieren ſie nur auf dem Kopfe aber nicht in der Hand. Es iſt auch ein großer Unterſchied in der Art und Weiſe, wie die Frauen die Schriften der Männer leſen und der, wie wir Männer ein Buch von einem Frauenzimmer leſen.

Die Frauenzimmer betrachten das Buch als Statur-

paß des Autors, sie wollen aus dem Buche gleich alles herausfinden, was den Verfasser betrifft, ob er klein oder schlank, dick oder dünn, schwarz oder blond ist, ob er liebt, ob er gerne Caffee trinkt u. s. w. Wenn wir aber ein Buch von einem Frauenzimmer lesen, so denken wir gar nichts dabei, als höchstens: „das ist gar nicht übel gestrickt." Die Frauen schreiben wie sie reden, mit aller möglicher Bequemlichkeit und Ausführlichkeit. Sie schreiben einen Roman in drei dicken Bänden, im ersten erfährt der Leser: Anton und Sophie haben sich gesehen, im zweiten: Anton und Sophie haben sich geliebt, und im dritten: Anton und Sophie haben sich geheurathet. Ich kenne Schriftstellerinen*), die wenn sie erzählen wollen: Louise trank ein Glas Wasser, dieses ungefähr in folgenden Worten ausdrücken: „Horch! dort wo im düstern Schatten der finstern Buchen der bemooſete Felsen sein Haupt in das Gezweige hüllt, rieselt ein munteres Bächlein durch schaukelndes Schilf. Am Ufer auf Blumen hingestreckt, ruhte Louise, schmachtend in drückender Hitze der glühenden Strahlen der brennenden Sonne. Unfern stand Robert und lauschte den Lüften, die blü-

*) z. B. Sz. Frau Frau von Chezy.

benden Blüthen auf Louiſens wallendes Leben herabſchütteten; da hob Louiſe den ſehnenden Blick, in welchen die tiefere Sehnſucht nach des Baches ſprudelnder Labung hochaufleuchtete, zu ihm und liſpelte leiſe erröthend: „Robert bring mir ein Glas Waſſer!“ — Die meiſten Schriftſtellerinnen ſchreiben ihre Romane in Briefen, weil ſie ſich da immer ſelbſt mit ſchreiben laſſen, und gewöhnlich hängt noch ein Roman als Poſtſcriptum daran.

Wagner, Oken, Walter und alle Anhänger der Identitäts-Philoſophie ſtellen das Weib niedrig, allein Schiller, Göthe, Humbold u. ſ. w. geben ihnen die Rechte zurück, welche der herzloſe Verſtand ihnen rauben will. Die Philoſophen haben ſogar ſchon Unterſuchungen geſchrieben, ob die Frauenzimmer wirklich zu dem Menſchengeſchlechte gehören. Allein was haben unſere Philoſophen nicht ſchon alles unterſucht! nur das haben ſie noch nicht unterſucht, ob ſie ſelbſt zum Menſchengeſchlechte gehören, und ob nicht bei ihnen der Menſch da aufhört, wo der Philoſoph anfängt.

Andere Schriftſteller erheben die Frauenzimmer weit über die Männer. Bocaccio erhebt ſie zu den Engeln. Plutarch ſagt, ſie können ſich ſchwerer berauſchen, Agrippa ſagt, ſie können länger ſchwimmen; dieſe Erfah-

fahrung bestättigt sich täglich, sie schwimmen länger als die Männer gegen — den Strom. Plinius erzählt, sie werden weniger von den Löwen angefallen. Leider sind wenige Löwen unter unsern Jünglingen, wir können also diese Wahrheit nicht ergründen.

Die Geschichte der Achtung, welche die Frauen von jeher genoßen, gleicht einem Schichtengebirge, aus dessen verschütteten Lagen und Anschwemmungen, durch Zeit und Völkerumwälzung, man seinen Character erkennt.

In den ältern Zeiten ist der Character der Frauen wenig hervorgetreten, sie standen nicht als sittliche Grazien, als Bildnerinen des Schönen im Leben da; Staatsverfassung und Erziehung wiesen ihnen eine rohe Stellung an.

Die Griechen haben ihnen gefröhnt, aber sie nicht geachtet. Homers Frauen sind groß, edel, aber höchst einfältig. Die griechischen Tragöden geben ihnen eine heroische Gestaltung, eine resignirende Tugend, aber die Blume der weiblichen Grazie erblühte ihrer Muse nicht, ihre Frauen sind duftlose Rosen, marmorne Gestalten, kalt ohne Seele. Mit den Römern begann die edlere Stellung der Frauen und ihr Eintritt in das gesellige Leben. Aber es war doch eine profane

Verehrung, eine Gnadenſache, und manche erlaubte Genüſſe waren ihnen unterſagt. Wenige Frauen aber wiſſen es, daß es einer der vielen Segen des Chriſtenthums iſt, welcher den ſchönen Morgen auch über das weibliche Geſchlecht heraufführte.

Mit dem Chriſtianismus begann das Reich der allwaltenden Liebe, der Sieg des allgemeinen Menſchenrechtes. Jedes Frauenzimmer wurde auch als eine Erlöſete angeſehen, und ſtand in geiſtiger und heiliger Beziehung mit der Unendlichkeit.

Eben ſo viele Martyrerinnen errangen mit der Palme der Religion die hohe Würdigung des ganzen Geſchlechtes und die Verehrung der Muttergottes warf einen Licht- und Gnadenſtrahl auf alle Weiblichkeit zurück.

Späterhin kam die goldene Zeit der Frauen, die Zeit des Ritterthums der Chevalerie, dieſe Zeit war eine Zeit des Taumels, die Frauen wurden abgöttiſch verehrt, Ritter und Sänger, Leyer und Schwerdt, Kronen und Schäferſtäbe waren nur dem Tempel der Galanterie geweiht. Man möchte dieſe ganze Epoche einen großen Liebesſeufzer nennen, von Provençalen und Troubadour's an den ſüßen Klang der Saiten geknüpft. Nach dieſem Champagner-Rauſch kam die franzöſiſche

Küche; die Galanterie, mit den feinſten Sinnlichkeitsgewürzen gewürzt, brach aus Frankreich über Deutſchland und das übrige Europa ein. Der allgemeine Ton wurde frivol und coquett, bis die Namen einer Du Deland, einer Sevigné, einer S'espinassé der ſchönen Literatur und dem Tone eine feinere, geiſtigere Richtung gaben.

Mit dem jungen Lichte der deutſchen Literatur begann auch der ſchönere Morgen der deutſchen Frauen, denn Schulen bilden nur die Männer, die Dichter aber bilden die Frauen. Der deutſche Bär fing endlich an, nach den Tönen der Liebe in edlerer Bedeutung des Wortes zu tanzen, der zarten weiblichen Anmuth den Sieg über die wilde und rohe Kraft der Männer einzuräumen, und in die angenehme Dienſt- und Zinsbarkeit der Frauen ſich zu begeben: denn

Was wär' das Leben immer,
Wohl ohne Frauenzimmer?
Ein Demant ohne Schimmer,
Ein Himmel ohne Blau,
Ein Morgen ohne Thau,
Ein Garten ohne Duft,
Ein Athem ohne Luft,
Ein Aermel ohn' Gigot,
Ein Stutzer ohn' Jabot,

Ein Mädchen ohne Herz,
Ein Daseyn ohne Säbel,
Ein Nachtstück ohne Licht,
Ein Wechsel ohne Sicht,
Ein Feldzug ohne Feld,
Ein Freier ohne Geld,
Jedoch, wo sie sind, sie,
Da fehlt die Sonne nie,
Da herrscht des Sexus Magie,
Harmonie,
Poesie,
Symetrie
Wenn auch nicht immer Orthographie!

Wir Männer machen uns über das Uebergewicht, welches die Frauen über uns haben, gerne lustig, aber es ist nicht jeder frey, der seiner Fesseln spottet. In jeder Gemüths-, Empfindungs- und Herzenssache steht das Frauenzimmer um einige Stufen höher auf der reitzenden Schicklichkeitsleiter. Die Frauenzimmer haben mehr Schwächen, die Männer mehr Gebrechen; die Frauenzimmer haben mehr Untugenden, die Männer mehr Laster; die Frauenzimmer verwunden mehr mit der Zunge, aber sie verbinden die Wunden mit den Herzen und heilen sie mit den Augen; der Mann hingegen verwundet nicht, er zermalmt und geht von dannen. Man betrachte die Liebe des Frauenzimmers und

die des Mannes. Sie verhalten sich zusammen wie Morgenroth zu Kornmehl. Das Mädchen ist ganz Liebe, die ganze Wesenheit existirt ihr nur in Beziehung auf ihre Liebe. Aurora und Hesper sprechen ihr nur von ihrer Liebe, all ihr Thun, Streben, Wirken und Treiben bewegt sich nur um den Gegenstand ihrer Liebe. Der Mann aber liebt nur so „unter andern"; er steht des Morgens auf, geht an sein Geschäft, speißt Mittag, trinkt Caffee, reitet spatzieren, geht auf's Comtoir, endlich schaut er auf die Uhr, ob er schon lieben soll, nein, sagt er: ich hab' noch eine halbe Stunde Zeit, ich fange erst um $\frac{3}{4}$ auf 4 an zu lieben. An hohen Fest- und Feiertagen legt er eine halbe Stunde Liebe zu. Selbst in der Mittheilung der Liebe zeigt es sich, daß das weibliche Geschlecht liebt, das männliche aber blos so gnädig ist, sich lieben zu lassen. Das Mädchen sucht eine Vertraute, um ihr zu sagen, wie sie liebt; der Mann sucht einen Vertrauten, um ihm zu erzählen, wie er geliebt wird. In der Ehe sucht das Mädchen ihre erste Liebe. Der Mann sucht gewöhnlich eine Frau als seine letzte Liebe; wenn er schon genug geliebt hat, so schließt er seine Rechnung durch eine Ehe. Die Männer machen es mit dem Heirathen

wie die Weintrinker, sie versuchen erst alle Sorten, dann sagen sie: „Nun aber bleib' ich schon bei dem Chateau Margaut." Deshalb sind unsere Ehen auch so farblos, wie ein angelaufenes Doppelfenster, und wir haben viererlei Frauen:

Weiber, Gattinnen, Frauen und Gemahlinnen.

Man nimmt das Weib, man heirathet eine Gattin, man freyt eine Frau und man vermählt sich mit der Gemahlin. Man ist glücklich mit dem Weibe, zufrieden mit der Gattin, man lebt so so mit der Frau, und arrangirt sich mit der Gemahlin; man wird geliebt von dem Weibe, gut behandelt von der Gattin, estimirt von der Frau und geduldet von der Gemahlin. Man macht einen Leib und eine Seele mit dem Weibe, ein Paar mit der Gattin, eine Familie mit der Frau, und ein Haus mit der Gemahlin. Wenn der Mann krank ist, so ist seine zärtlichste Pflegerin das Weib, Theilnehmerin die Gattin, nahe geht es der Frau, und nach seinem Befinden erkundigt sich die

Gemahlin; ſtirbt der Mann, ſo iſt untröſtlich das Weib, es trauert die Gattin, in einem Jahre heirathet die Frau, und in ſechs Wochen die Gemahlin. Denn mit den Wittwen iſt es eine ganz eigene Sache: ſie gleichen dem grünen friſchen Holze, je mehr ſie auf der einen Seite brennen, deſto mehr weinen ſie auf der andern Seite. Wer Wittwen freyen will, darf die Geiſter nicht fürchten; denn kaum haben ſie den zweiten Mann, ſo citiren ſie alle Augenblick den Geiſt des erſten aus dem Grabe; ſie haben dann gewöhnlich zwei Männer, einen todten und einen lebenden, der Todte möchte aber für ſein Leben nicht wieder lebendig werden. Wenn eine ſolche Wittwe zu dem Manne ſagt: mein Schatz! ſo muß ihn ein kleiner Zweifel anwandeln, ob ſie nicht jeden Schatz in die Erde vergräbt.

Die Wittwen leſen in dem Buche der Liebe oft noch eifriger fort, als die Mädchen; den Mann, den ſie hatten, betrachten ſie als ein Einlegezeichen, um zu wiſſen, wo ſie in dem Buche geblieben ſind, das Einlegezeichen iſt fort, und ſie leſen weiter.

Jedoch ſind alle dieſe kleinen Schwächen des weiblichen Geſchlechtes nur Erhöhungsmittel ſeiner Liebens-

würdigkeit, ſo wie kleine Wölkchen das heitere Blau des Himmels erhöhen, und ſeine Klarheit anſchaulicher machen.

Die vier Genien, die gemeinſchaftlich die Bundeslade des weiblichen Lebens heiligen und überflügeln, heißen:

Schönheit, Anmuth, Gefühl und Geſchmack.

Die Schönheit aber verhält ſich zur Anmuth, wie ein Schlüſſel zu einem Dietrich, die Schönheit erſchließt ein Herz, die Anmuth erſchließt alle Herzen, ſie iſt ein l'asse par tout zu allen Seelen. In Hinſicht des Geſchmackes ſind ſie die kompetenteſten Richterinnen über alles, was Anſtand, Grazie, Lieblichkeit, Symetrie und Harmonie betrifft, über alles, was ſchicklich und zuverläßig, was angenehm und wohlgefällig iſt.

Nur in Beziehung ihrer gegenſeitigen Schönheit haben ſie kein Urtheil. Zwei ausgezeichnet ſchöne Frauenzimmer werden ſich nie lieben, nie anerkennen, daß die andere ſchön iſt. Es geht ihnen wie den römiſchen Zeichendeutern, alle Welt glaubte ihre Wunder, nur ſie ſelbſt machten ſie ſich wechſelweiſe ſtreitig.

In Hinſicht des Gefühls ſind ſie die ſüßen Geſand-

tinnne der troſtreichen Götter. Liebe und Freundſchaft haben keinen ſchönern Tempel als das weibliche Herz; die Tugend und die Unſchuld keine geheiligtern Farben als das Morgenroth der Frauen-Wangen, das Mitleid und der Troſt hat keine ſüßern Töne als die Roſenglocke eines weiblichen Mundes; der Schmerz und der Jammer haben keine linderndere Tröſtung als die Süßigkeit weiblicher Thränen; das Leidenshaupt des Dulders hat kein ſanfteres Lager als das Herz des Weibes, und der verwaiſ'te, verwittwete Solitär-Menſch hat keine ſüßere Einfaſſung, als die Silberſpangen weiblicher Arme. Leider aber artet dieſes Gefühl oft in Kränkelei aus, ſeitdem irgend ein guter Weiberdoktor die Nerven erfunden hat. Wenn ich heirathen würde, würde meine erſte Frage ſeyn: „Hat ſie Nerven? Was für Nerven? Wie viel Nerven?" Wie oft heirathet man nichts als ein Nervenſyſtem mit zweitauſend Thaler Einkünfte. Die Einkünfte gehen ſogleich als Auskünfte für die Marchande de Modes, davon das Nervenſyſtem fällt in Ohnmacht, wo bleibt dann das Weſen das man geheirathet hat?

Auch am Verſtande ſind die Frauen uns überlegen, denn nie liebt ein Frauenzimmer einen dummen Mann,

oft aber liebt der Mann die dümmsten Frauenzimmer. Es ist nur Schade, daß der Verstand der Frauenzimmer auch so oft in Ohnmacht fällt, und Krämpfe bekömmt, wie sie selbst.

Eine Haupttugend der Damen, die eben so wohl aus ihrem Verstande, als aus ihrer Sanftmuth entspringt, ist die Geduld, die ihnen in allen Fällen des menschlichen Lebens eigen ist, um diese schöne Tugend aber nicht gar zu lange auf eine peinliche Probe zu setzen, will ich meine Variationen auf ein Thema beenden, welches wie sein Gegenstand zu hinreißend ist, um sich leicht davon trennen zu können.

Dritte Vorlesung.

Das A B C Büchlein und die Hagestolzen vor dem jüngsten Gericht.

Das jüngste Gericht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen ist nicht etwa ein Gericht, bei dem die jüngsten Richter sitzen, das wäre ein großes Unglück für unsere armen Seelen; denn junge Referenten, junge Richter und junge Rheinweine gehen gerne ins Blut. Die ganz jungen Priester der Justiz wollen der Gerechtigkeit nicht bloß huldigen, sondern opfern, so wie junge Krieger weniger Pardon geben als ergraute Helden. Ueberhaupt sind die Männer wie Rheinweine, in der Jugend herbe, und im Alter milde; die Frauen aber sind wie ächter Ofner, in der Jugend milde, und werden im Alter herber; so daß, wenn Damen beisammen sitzen, um zu richten, nicht sowohl um hinzurichten,

als um auszurichten, da fürchte ich immer das älteste Gericht mehr, als das jüngste Gericht. — Wir warten noch immer auf das jüngste Gericht; was war aber unser ältestes Gericht? Unser ältestes Gericht war das Gericht Linsen, bei dem sogleich der erste Erbfolg- und Erstgeburts-Prozeß vorgieng.

Das jüngste Gericht aber wird nichts seyn, als eine Kritik über Leben und Seyn in dem ersten Blatte: Post mortem. Wenn die Cortine der Zeit herunterfallen wird über Welt und Leben, dann werden die, so hier schlecht ihre Rollen spielten, liegen bleiben, die aber so gut und gottgefällig spielten, die werden herausgerufen werden aus ihrem Grabe, und ein himmlisches Bravo wird ihnen ertönen. Ueber die aber, so ihre Rolle verdorben, wird ein schwerer Prozeß ergehen. Diese Prozesse aber werden sich von unsern Prozessen merklich unterscheiden; denn da das jüngste Gericht alle Partheyen an einem Tage anhört und alles an einem Tage entscheidet, nämlich am jüngsten Tage, so werden weder Termine noch Recurse, noch Revisionen statt finden, und die Advokaten werden beim jüngsten Gerichte gar nichts verdienen.

An einem der letzten Tage, an welchem ich gerade

Gelegenheit hatte, über die koquette Dame Gerechtigkeit, die mit Allen kokettirt aber ſelten eine reelle Gunſt gewährt, nachzudenken, wirkte dieſer Gedanke noch im Schlafe fort, ſchwere Träume hatten mich in ihre drückende Haft genommen, und gegen Morgen geſtalteten ſich die Bilder geregelter und logiſcher. Ein großer Poſaunenſtoß ſpaltete die Wand meines Zimmers, ein Richter des jüngſten Gerichtes trat durch dieſe Spaltung ein, ergriff meine Hand und ſprach:

„Steh auf, kleide Dich an und folge mir, Du ſollſt Zeuge ſeyn wie ich zu Gerichte gehen will mit den Todten!“

Vergebens erwiederte ich: „Wohlgeborner Herr, Richter, ich bin ja erſt von einem Gerichte gekommen, ich bin auch gar nicht neugierig.“ — Meine Einwendungen fruchteten nichts; ich mußte mit. In einem Nu war ich meinem Orte entrückt, wir machten eine kleine Reiſe durch die Luft, und gelangten in einer großen Bibliothek wieder zu Boden. Ein paarmal hundert tauſend Bände ſtanden ringsherum in groſſen Schränken, und mehrere tauſend Handſchriften lagen am Boden.

Hier, ſagte mein jüngſter Gerichtsrichter, hier will ich eine kleine Heerſchau halten über die Seelen der tau-

send und tausend Abgeschiedenen, die hier in ihrer großen Familiengruft: „Bibliothek" genannt, eingesargt sind.

Er setzte sich in die Mitte des Zimmers, ich mich zu seinen Füßen, und er begann mit durchdringender, ungeheurer Stimme die Worte auszurufen:

„Zu Gericht, ihr Geister alle!"

Ein furchtbares Klappern ging durch alle Schränke; wie im Fieberfroste schlugen die Bücher an einander, und die Einbände alle knisterten schwer seufzend auf —

Nach einer Pause sprach der Richter wieder:

„Ihr Bücher alle, aller Sprachen, aller Nationen und aller Fächer, gebt jedem das Seine zurück. Alle gestohlne Einfälle, alle erborgte Gedanken, alle den Alten ab- und nachgeschriebene Systeme, alle umgemodelte Entdeckungen, kurz alles, was ihr den Frühern entlehnt und nachgestaltet habt, liefert aus und gebet zurück an die ersten und rechtmäßigen Besitzer."

Da begann eine große Gährung unter den viermalhunderttausend Bänden.

Die Bücher alle liefen heulend und zähnklappernd durcheinander, hinüber und herüber war es ein Abtragen und Abliefern; ganze Schränke liefen in andere Säle und legten sich andern Schränken zu Füßen. — Große

Folianten und dicke Quartanten schleppten sich mühselig zu alten Pandekten hinauf, und kehrten dünn und schmalleibig wie melancholische Forellen zurück. Aus unzähligen Büchern zogen ganze Seiten und Kapitel mit Möbel und Hausrath aus, und ganze Systeme wanderten aus den neuesten philosophischen Werken, mit geschnürtem Bündel in ganz alte, kaum leserliche Bücher über. Es war ein Lärmen und Tosen, ein Seufzen, Weinen und Schluchzen, und fast alle viermalhunderttausend Bände zogen händeringend hin und her. Nur ein kleines unansehnliches Büchlein blieb ganz ruhig in seinem Winkel stehen, und sah der allgemeinen Bücherwanderung flegmatisch zu. Es war das A B C Büchlein. Während rings herum alles in größter Verwirrung, im größten Tumulte war, stand es ruhig, unbefangen, im Bewußtseyn seiner einfachen Würde da.

Unter den 400,000 Bänden aber gingen verschiedene Scenen vor. Große Prachtausgaben und gesammelte Schriften der neuern und neuesten Dichter kehrten als reines, weißes Papier in ihren Schrank zurück. In andern Werken blieb nur hie und da eine Zeile, zuweilen nur ein Wort stehen, welches wirklich vom Verfasser war, und inzwischen lagen die leeren Blätter wie große

Schneefelder; die meiſten Bücher aber brachten nichts zurück als den Titel und den Druckort, die ſie wirklich ſelbſt verfaßt hatten. Mit den alten Klaſſikern gab es große Spektakel. Einem einzigen griechiſchen oder römiſchen Klaſſiker brachten nun plötzlich 10,000 Deutſche, Engländer, Franzoſen, Italiener u. ſ. w. dieſelben geſtohlnen Sachen zurück; aber in welchem Zuſtande? gewendet, zerſtückelt, übernäht, ſchöngefärbt, plattirt, zuſammengeſchweißt und tauſendfach verunſtaltet. Vergebens ſchrieen die Klaſſiker: „Mein Gott, das erkenne ich nicht wieder, das iſt nicht von mir!“ Die zehntauſend Bände mußten nun den Gedanken in ſeiner urſprünglichen Form herſtellen, damit ihn die Klaſſiker als Eigenthum wieder annahmen.

Zuweilen lief ein Buch zu einem andern Buche, und brachte ihm eine Idee, die es ihm geſtohlen, „ach, ſagte das Buch verzweifelnd, ich habe es ja ſelbſt von dem und dem Buche geſtohlen!“ es trug die Idee zu dem und dem Buche hin; „ach, ſagte auch dieſes Buch, „ich hab's ja auch nur von dem und dem Buche geſtohlen,“ und ſo machte oft ein Gedanke, ein Einfall, ein Ausdruck die Wanderung durch hundert Bücher bis er zu ſeinem rechtmäßigen Beſitzer kam.

Große Auftritte gab es mit den Ueberſetzern und Bearbeitern. Dieſen blieb auch nicht einmal der Titel übrig, und ſie durften ſich gar nicht mehr in die Schränke hineinſtellen. Andere Ueberſetzer lagen ſich mit dem Originale in den Haaren. Z. B. Horaz mit D. Nürnberger und Shakespeare mit dem Gothaer Meyer. „Das bin ich nicht" rief das Original. „Freilich ſind Sie es," riefen die Ueberſetzer, „das müſſen wir beſſer wiſſen!"

Horaz wehrte ſich mit Händen und Füßen; allein er mußte endlich doch die Nürnbergerſche Ueberſetzung als ſein Eigenthum einſtecken. Der arme Shakespeare gerieth ſehr in die Klemme, auf der einen Seite die Meyerſche Ueberſetzung und auf der andern Tiek's dramaturgiſche Anſichten, die ſich ihm mit Gewalt aufdringen wollten. Shakespeare rief in Verzweiflung aus: „O das ſind meine Worte nicht, und das ſind meine Gedanken nicht!" Sie hingen ſich aber wie Kletten an ihn und ſchrien: „da haſt du dein Eigenthum!" Shakespeare lief durch alle Säle der Bibliothek, Meyer und Tiek immer hintendrein, endlich rettete er ſich durch einen Genieſtreich, er ſchob die Meyerſche Ueberſetzungen geſchickt den Tiekſchen

Ansichten in die Arme, sie hielten sich beide für ächt, und weinten deutsche Thränen aus dem Elbflorenz mit Englischbitter aus der Themse. Aber dem guten Shakespeare sollte es noch schlimmer ergehen.

Friederich Förster aus Berlin kam auch mit einer Be-Zer- und Ver-arbeitung von „Richard dem Dritten," „Julius Cäsar," „List und Liebe" und sagte auf Berlinisch englisch: My dear Shakespeare, ich bringe Sie your Works hiermit zurück." Der gute Shakespeare bekam Krämpfe, wollte entfliehen, und rief in seiner Angst:

„A horse, o harse, o whole kingdom for' a horse!"

Vergebens, dem guten Shakespeare wurden auch noch die Förster'schen Bearbeitungen als sein Eigenthum beigebracht.

Viel drolliger als mit den Büchern ging es mit den Componisten. Die Partituren der neuesten und ältesten Componisten lagen aufgeschichtet, und der Richter des jüngsten Gerichtes, welcher voraussah, daß in den neuern Operncompositionen der größte Theil fremdes Eigenthum ist, wählte den kürzern Weg, schwang seinen Stab und rief:

„Aus allen neuern Compositionen soll blos das wirklich Neue herausfahren, das Alte, von gediegenen Meistern gestohlene, so wie alle Reminiszenzen hingegen sollen drinnen bleiben.“

Da lockerten sich die aufgeschichteten Partituren allmählig auf, nur die Opern von Mozart, Bethoven, Winter, Salieri, Gretry, Dalayrac, Generali und Cimarosa blieben ruhig liegen.

Aber aus unsern neuern, neuesten und besonders aus den allerneuesten Compositionen fuhren nur hie und da einige Dissonanzen, oder einige leere lärmende Bocksbeutel, die scheußliches Ohrensausen erregten, aus. Als man diese Partituren nachher besah, fand sich nichts in ihnen als ein Quodlibet aus allen klasischen Compositionen, und zwischen ihnen Lücken wo der Kitt des neuen Compositeurs zu sehen war. Rossinis 43 Opern lagen als eben so viele gleichgestaltige facsimile, die sich durch einander selbst bestehlen, da. Der Richter des jüngsten Gerichts öffnete die Fenster, damit die wirklichen eigenen Compositionen unserer neuern Compositeure hinausfahren könnten, und nach und nach wurde es ruhig.

Die viermalhunderttausend Bände waren ungefähr auf eine kleine Compagnie zusammengeschmolzen. Die

dickesten und feistesten Bände standen schmächtig und abgemagert da, und die ehemaligen Einbände schletterten ihnen wie Schlafröcke nach einer Abzehrungskrankheit, um den Leib. Nur das A B C Büchlein stand ruhig in unveränderter Gestalt da.

Ich selbst hatte schon gleich beim Eintreten in richtiger Ahnung des Gerichts, meine eigenen Schriften heimlich weggenommen, und in die Tasche gesteckt. Mit Zittern griff ich jetzt nach ihnen, allein wer schildert mein Entsetzen, als ich sie nicht mehr da fand; weiß der liebe Gott, wo sie hin kamen.

Der Richter aber sprach mit ernster Stimme:

„Noch ist das Gericht nicht zu Ende, ihr wenigen „übrig gebliebenen, und du A B C Büchlein, herbei zur „letzten Richtung, zum letzten Durchgang durch Limbos „parentum et infantum.“

Da stellten sich die noch übrig gebliebenen Bücher zur Rechten, und das A B C Büchlein zur Linken des Richters, und der Richter sprach: Was hast du gewirkt, A B C Büchlein, und warum bist du allein nur bestanden in der großen, schweren und letzten Prüfung?“

Da antwortete das A B C Büchlein bescheiden, aber mit dem edlen Bewußtsein seiner Würde:

„Weil ich auf zwei Seiten in mir vereine alles Wissen und alles das was in diesen Extrakten der 400000 Bände noch geschrieben ist.“

Da sprach der Richter: „Wohlan ihr übrig gebliebenen, heran zum Kampf mit dem A B C Büchlein!“

Da kamen zuerst die Reste der Theologischen Schriften des Cicero, Augustinus, Clemens, Eusebius, Petrus Abälardus, und alle die Cabalistischen und Rabinnischen Spitzfindigkeiten und stellten sich dem A B C Büchlein stolz gegenüber.

Das A B C Büchlein aber sagte: Alles was in euch steht lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammen zu buchstabiren, nämlich:

„Die Furcht Got=tes ist al=ler Din=ge
„End' und Anfang.“

Da winkte der Richter, die theologischen Ueberreste verschwanden alle, und das A B C Büchlein nahm ruhig eine Prise Taback.

Da rückte das zusammengeschmolzene Häuflein der Philosophen heran: Plato, Sokrates, Thales, Pytagoras, Bias, Baco, Locke, Descartes, Spinoza, Leibnitz, Kant, Wolf, Schelling, Fichte, Hegel, u. s. w. und sahen das A B C Büch=

lein ſcholaſtiſch-ſkeptiſch an. Aber das A B C Büchlein ſagte: Alles was in euch ſteht, lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammen zu buchſtabiren:

„Ken-ne dich ſelbſt.“

Der Richter winkte, die philoſophiſchen Ueberreſte verſchwanden, das A B C Büchlein nahm eine Priſe Tabak. Und das Häuflein der Rechtsgelehrten zog mit klingendem Spiel heran.

Cujaccius und Hugo Grotius, Coccejus, Schurzfleiſch u. a. m., das römiſche Recht und das kanoniſche Recht, das gemeine Recht, das Longobardiſche Lehnrecht und die drei C: Constitutio Criminalis Carolina, traten dem A B C Büchlein rabuliſtiſch entgegen; allein das A B C Büchlein ſprach: Alles, was in euch ſteht, lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammen zu buchſtabiren:

„Thu-e Recht, ſcheu-e Niemand.“

Der Richter winkte, die Rechtsgelehrten alle verſchwanden und das A B C Büchlein nahm ruhig eine Priſe Tabak. Da kamen die mediziniſchen Herren alle, von Galenus und Hippocrates bis zu den Homöopathen, die Nichts mit noch weniger als Nichts

kuriren, und foderten das A B C Büchlein heraus. Dieſes aber ſagte: Alles, was in euch ſteht, lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammen zu buchſtabieren:

„Für den Tod iſt kein Kraut gewachſen.“

Der Richter winkte, die Mediciner verſchwanden, das A B C Büchlein nahm eine kleine homöopathiſche Priſe, als die pädagogiſchen Schriften in Maſſen heranzogen: Baſedow, Rouſſeau und Peſtalozzi. Allein das A B C Büchlein ſagte: „Das Alles lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammen zu buchſtabieren, nämlich:

„Was Hännschen nicht lernt, holt Hanns nicht mehr ein.“

Der Richter winkte, die Pädagogen verſchwanden, das A B C Büchlein nahm eine Priſe Taback.

Da rückten die hiſtoriſchen Schriften an, die Univerſal- und Spezialhiſtorie, allein das A B C Büchlein ſagte: Was man aus euch lernt, das lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen zuſammen zu buchſtabiren, nämlich:

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“

Der Richter winkte, die hiſtoriſchen Bücher verſchwanden, und die politiſchen Schriften kamen ſchlau lächelnd, ihres Sieges gewiß heran; aber das A B C Büchlein ſagte: Eure Syſteme alle lehre ich den Kindern, wenn ſie anfangen leſen zu lernen:

„Ein Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.“

Der Richter winkte, die Politiker verſchwanden; da kamen die Arithmetiker alle und Algebraiſten, das A B C Büchlein aber ſagte: Euer ganzes Wiſſen lehre ich den Kindern auswendig:

„Ein mal eins iſt eins.“

Der Richter winkte, die Arithmetiker verſchwanden.

Da kamen die Finanzſyſteme alle und die Projektirer; aber das A B C Büchlein ſagte: Alle eure Spekulationen lehre ich den Kindern in einem einfachen Subtraktions-Exempel:

„Neun von acht kann ich nicht ſagen, folglich muß ich borgen.“

Der Richter winkte, die Finanziers verſchwanden. Da rückten ſogar die Trümmer der Kochbücher heran; allein das A B C Büchlein ſagte: Das alles lehre ich den Kindern beſſer:

„Hunger iſt der beſte Koch“

Der Richter winkte, die Kochbücher verſchwanden. Da kamen die Reiſebeſchreibungen, ein kleines Heft, denn der größte Theil unſerer neueſten Reiſebeſchreiber ſind nichts als ſchlechte lebende Kopiermaſchinen. Da ſprach das A B C Büchlein: Alle eure Erfahrungen lehre ich den Kindern, nämlich:

„Es flog ein Gänſerich übern Rhein und kam als „Gick-Gack" wieder heim!"

Der Richter winkte, die Reiſebeſchreibungen verſchwanden. Da kamen die übrig gebliebenen Zeitungen alle pausbackig heran; aber das A B C Büchlein ſagte:

Was man aus Euch lernt, das lehre ich den Kindern in der Schule:

„Wer einmal gelogen ſehr,
Dem glaubt man nimmermehr."

Der Richter winkte und auch die Zeitungen verſchwanden. Der Saal war ganz leer, alle 400/m Bände waren hineingeſchrumpft in das A B C Büchlein, welches ruhig lächelnd da ſtand und eine Priſe Taback nahm.

Der Richter ſah mich höhniſch an, ich ſchlug den Blick jungfräulich demüthig zu Boden. Mit klopfen-

dem Herzen wagt ich es das A B C Büchlein zu fragen: Was iſt mit meinen Vorleſungen geſchehen? Da antwortete das A B C Büchlein:

„Solche Vorleſungen zeige ich den Kindern in der Schule unter den Ziffern als Nulle.“

Ich erſchrack ſo ſehr, daß ich jetzt einen Moment der Erholung nöthig habe, bis ich zu der zweiten Hälfte der Vorleſung komme.

Zweite Abtheilung.

„Nun," sagte der Richter des jüngsten Gerichts, nachdem ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, „nun will ich die Hageſtolzen richten."

Ich muß geſtehen, daß ich bei dieſen Worten nicht ganz unbefangen blieb. „Erlauben Sie mir, Herr Richter „ſagte ich, „zu wie viel Jahren wird man denn ſo eigentlich Hageſtolz? ich habe meine guten Urſachen, das wiſſen zu wollen, und muß Sie bitten, es in protokollariſche Eröffnung zu nehmen, damit Sie nicht etwa mich ſelbſt en passant auch mitrichten."

Der Richter lächelte und ſprach:

Früher gab es wohl ein Geſetz, z. B. in Niederſachſen, wo ein Mann fünfzig Jahre drei Monate und drei Tage alt ſeyn mußte, in den Ober- und Niederrhein-Provinzen aber fünfundvierzig Jahre und ſechs Monate, wenn er als Hageſtolz betrachtet, das Hageſtolzrecht bezahlen ſollte."

Darauf athmete ich etwas freyer, und fragte weiter:

„Sind Sie, Herr Richter, verheirathet?

„Nein," antwortete dieſer, „ein Richter darf nicht

heirathen, denn ein verheiratheter Mann bekömmt nie Recht.

Wir studieren die Rechte, aber die Rechte finden wir nicht. Doch, fuhr er fort, um wieder auf unser Thema zurückzukommen, scheint mir, daß jetzt, wo die Männer die Kunst erfunden haben jung zu scheinen im sechzigsten Jahre, und alt zu werden im zwanzigsten, der Mann schon zu dreißig Jahren ein Hagestolz genannt werden kann."

„Nein, fiel ich schnell ein, da muß ich protestiren, machen Sie die Vierzig, da kann ich mich doch noch ein wenig besinnen."

„Wohlan," sagte der Richter, „es sey. Da man dem Sprichworte nach ohnehin erst im vierzigsten Jahre klug wird, so sollten die Männer früher heirathen, damit sie, wie das Sprichwort sagt, durch Schaden klug werden. Bekömmt aber auch ein Frauenzimmer einen Mann von vierzig Jahren, so kann sie sich schmeicheln, daß sie noch ein Kind ist, da sie noch eine Kinderkrankheit bekömmt: den Vierziger."

Nach diesen Unterhandlungen war ich beruhigt, der Richter des jüngsten Gerichtes setzte sich nieder, mitten in den Saal, schwang seinen schwarzen Stab und rief:

„Ihr Männer alle, die ihr euch allein gelebt, euch allein geliebt habt, euch allein abgelebt und euch allein abgestorben seyd, steht euch allein jetzt wieder auf, und gebt Rechenschaft darüber, wem euer Leben Freude und wem euer Tod Kummer gebracht hat. Erscheint! erscheint! erscheint!

Alsbald ließ sich ein Räuspern, ein Husten, ein Niesen, ein Keuchen, ein Stöhnen und ein asthmatisches Athemholen hören, und in den leeren Fächern der Bibliothek stiegen eben so viele Fächer Hagestolzen auf, und nahmen die steif gebundene Einbände und die Leder-Rücken der entschwundenen Bücher ein. Alle waren anzuschauen wie die hundertjährigen Kalender, mit dem personifizierten Gliederreissen als nobler leibeigener Barometer, und die meisten waren mit dem Ehrenkreuze der Galanterie, mit dem Podogra dekorirt. Es war ein ganzes A B C Hagestolzen.

Affektirte Hagestolzen, die eigentlich keine Frau bekamen und das Hagestolziat affektiren, die aus der Noth eine Tugend machen. Bequeme Hagestolzen, die blos deshalb nicht heiratheten, weil sie zu faul waren auf Freyers Füßen zu gehen. Kapital-Hagestolzen, die sich mit ihrem Kapital vermählt haben und gleich bei

der Trauung die silberne und goldene Hochzeit feyerten. Dumme Hagestolzen, die aus bloßer Dummheit nicht wußten, wie sie den klügsten dummen Streich machen sollen, zu heirathen. Ehrliche Hagestolzen. Diese Zahl ist sehr klein, das sind die welche wissen, sie wären doch kein Mann für eine brave Frau.

Fette Hagestolzen, die ihr eigenes Fett lieben und weiter nichts. Handelnde Hagestolzen, die wie gewisse Käufer um alle Frauen handeln und keine an sich bringen. Jüdische Hagestolzen, die immer warten, bis sie sich auf bessere Prozente unterbringen, und am Ende ihr edles Selbst unverzinslich liegen lassen. Kindische Hagestolzen. Das sind die ewigen unmündigen, die stets aus lauter Spielerei nicht zum Heirathen kommen, bald spielen sie mit der Liebschaft, bald mit einer Pfeife, bald mit einem Reitroße oder mit einem Münzenkabinette, bald mit einer Schmetterlingssammlung, das sind die ewigen Kinder.

Kurz das ganze A B C der Hagestolzen erschien. Ein furchtbarer Ernst umzog das düstre Auge des Richters, er gebot mit ernster Miene Stillschweigen und begann zu den versammelten Hagestolzen:

„Liebe und Ehe sind die zwei Herkulesſäulen, auf denen

der große Himmel aller Seligkeit ſich ſtützt. Aber nur die Liebe, die eingeht in das Himmelreich der Ehe, verdient den heiligen Namen Liebe, die wie ein Schöpfungshauch die Welt durchgeht, die den Wurm an den Menſchen, den Menſchen an die Engel kettet, und die das unſichtbare Band der Geiſter und Körperwelt gewoben hat.

Der Hageſtolz aber iſt dem Staate, der Geſellſchaft dem Leben ein Superflus, ein Luxusartikel.

Jeder einzelne Menſch ſteht nur durch ſeine Generation mit der Mitwelt, und durch dieſe mit der geſammten Menſchheit in Verbindung. Die Bande, die ihn von vor hinein an dieſelbe ſchlangen, reißen oder löſen ſich ab, andere werden locker, die meiſten verſchwinden ganz. Vater und Mutter ſind nicht mehr, Geſchwiſter entfernen, trennen ſich, Verwandte verlaſſen uns, Freunde zerſtreuen ſich dahin und dorthin, werden erſt lau, dann kalt; was bindet dann noch den Vereinzelten, den Iſolirten an Staat und Pflicht, an Geſetz und Menſchlichkeit? das ſüße Band, das den Menſchen an ein ihm geheiligtes, weibliches Weſen bindet, erweitert ſich im Kreiſe geliebter Kinder, ſchlingt und verzweigt ſich von da um den Nachbar und Mitgenoſſen, ſchickt

ſeine Ranken, Liebe und Mittheilung ſuchend, durch den Ort und die Stadt, von da durchs Land, und ſo in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staats-Mitglied, Kosmopolit. Was erſchütternd auf die Welt einwirkt, wirkt, durch die ſich mannigfach durchkreuzenden Kanäle auch auf ihn, denn er iſt Mitintereſſent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh des Ortes, in dem er lebt, iſt ſein Wohl und Weh; das Unglück ſeines Nachbars, ſeines Mitgenoſſen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen Preiß gegeben iſt. Vaterlandsliebe, Erfüllung aller Staatspflichten, ächter Bürgerſinn, Nächſtenliebe, und reine Menſchlichkeit ſind die Springröhren, die aus der heilſamen und hellen Quelle der Ehe entſpringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eignes, angetrautes Weſen an die Mitmenſchheit, an die bürgerliche Geſellſchaft gekettet iſt, iſt kein ſo eifriger Bürger, kein ſo eifriger Patriot als der Verheirathete. Wer wie eine Schnecke ſein Alles in ſeiner eigenen theuern Perſon herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlands nichts als ſeinen eignen edlen Leib zu retten hat, wird ſchwerlich thätig zugreifen den Brand zu löſchen, denn mit der

Rettung ſeines ihm allein theuern Ichs hat er ſchon alles ihm Liebe und Theuere gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib, mit keuſcher Scham gegürtet, und mit veſtaliſcher Züchtigkeit im Buſen ſein zu nennen, alles was er denkt und fühlt, alles was er iſt und hat, alles was er ſtrebt und ringt, ſeines Herzens leiſeſten Schlag und ſeiner Pulſe geheimſtes Beben, kurz die Summen ſeiner Freuden alle, der Gattin als Opferkranz um das heitre Haupt zu flechten, wer dieſe Seligkeit nicht ahnt, wird der die eheliche Glückſeligkeit ſeines Nebenmenſchen befördern helfen? wird er mit heiliger Scheue vor dem Palladium alles irdiſchen Glücks „eheliche Treue" ehrfurchtsvoll beſtehen? Wem die Wonne fremd iſt, ſeine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unſchuld, zur Menſchenliebe, zu thätigen, rüſtigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenſeitigen ſüßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekoſtet, und nie koſten will, auf den züchtig verſchämten Wangen ſeiner Töchter die Roſen ſeines Glückes aufglühen zu ſehen, und in ihrem klaren, unſchuldvollen Auge den heitern Tiefhimmel ſeiner eigenen abgeblaßten

Jugendzeit zu ſchauen, wird der ſichs zur Sünde rechnen in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen?

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hageſtolz gewöhnlich ſeine Grundſätze beſchönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung ꝛc. oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend, in moraliſcher und geiſtiger Hinſicht hinaus. Beide Entſchuldigungen näher zu beleuchten und ihre Richtigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz unnütz ſeyn.

Wenn wir uns umſehen im Reiche der Hageſtolzen, ſo werden wir gewahr, daß der größte Theil dieſer Ehelosen aus wohlhabenden, ſorg- und kummerloſen Menſchen beſteht, die blos aus lieber Bequemlichkeit im Cölibatus leben, um durch die ſüße Sorge für Gattin und Familie, nicht zu einer ihnen läſtigen Aktivität gezwungen zu werden. Wie wenig Hageſtolzen finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitſamen Klaſſe! Der potenzirte Bedarf potenzirt auch ihre raſtloſe Thätigkeit, ſpornt ſie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieſes Vaters aller Egoiſten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die

voll Selbſtheit ſagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Laſt meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder für mehrere fremde Geſchöpfe arbeiten zu müſſen!" — Schon daß ſie durch den Beſitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß ſie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben, und ſich in erkauften Beſitzungen laben können, ſtumpft ſie für edlere Bedürfniſſe, für das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß züchtiger und keuſcher Umarmungen, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonnen ab.

Mangel und Armuth ſind alſo ſehr ſelten die Beweggründe des Hageſtolzismus. Eben ſo halbbefriedigend iſt der andere Grund, Verbildung, ſchiefe Erziehung und übertriebene Luxurioſität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieſer Schuld auf das männliche Geſchlecht zurück, die in unſerm Zeitalter vorherrſchende Arroganz, Selbſtheit, Frivolität und Verflachung eines großen Theils der männlichen Jugend, ja ſo zu ſagen ihre geiſtige Entmannung, iſt die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es giebt Männer, die ſich beifallen laſſen zu ſa-

gen: das weibliche Geſchlecht bedürfe keiner weitern Erziehung und Ausbildung als die in der Küche und Speiſekammer, am Waſchtroge und Nähtiſche. Zu dieſer Anſicht kann nur Mangel an Verſtand leiten. Seelenroheit, Blödſinn ꝛc. ſind meiſtens die Urſachen, warum blos Eitelkeit, Modeſucht und Coquetterie einem Theile des ſchönen Geſchlechts mehr gilt, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Beſcheidenheit. Dieß fällt auch blos auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie ſie ſich an Toiletten und Nähtiſchen benimmt, wie ſie um die Gunſt, um die Hand und um das Herz eines Mädchen wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß ſie ſelbſt weder Achtung noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz ſtiller Tugend, für den Zauber geiſtiger Anmuth und für die ſüßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit beſitzt, noch daſſelbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und unkonſequent iſt es, wenn ſich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei ſeiner Lage einfindet, gekräuſelt und geſalbt, ſie mit faden Schmeicheleyen bethört, ihre körperliche Schönheit als ſeinen einzigen Götzen betrachtet, ſie mit Plattitüden und

Fanforonaden unterhält, ihre Neigung durch Geschenke, Spazierfahrten, Bonbons ꝛc. zu erhalten sucht und hinterdrein verlangt, sie sollte auf alles das verzichten und blos für sein ausgehülstes „Ich" — welches sie doch früher gar nicht zu Gesichte kam, leben und da seyn.

Aus was besteht das Auxiliar-Chorps unserer Jünglinge, wenn sie im Sturmschritt gegen ein weibliches Herz marschiren?

Englische Fracks — goldene Uhrketten — weiße Strohhüte — Schnur- und Backenbärte — Nachtmusiken — Bälle — Kalvalkaden — Walzer — Radmäntel — steife Halsbinden — u. s. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn sie ihrerseits ein ebenso bedeutendes Hülfschorps entgegenstellen, als z. B.: ächte Shawls — lange Leiber — schottische Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Drappirungen — Ecossaisen — u. s. w.

Die immer mehr überhandnehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich: die edle Nachläßigkeit und Zudringlichkeit eines Theils unserer Jünglinge, ist das erste Prinzip der Zerstörung aller Frauenwürde. Diese pestartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Nichtachtung gegen das schöne Geschlecht,

die jetzt unter vielen Zierbengeln, Tagsrittern und Modepostillions Ton ist, muß und wird das Uebel noch ärger machen, und allen Sinn für zarte Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode ist, ein Weib unartig zu behandeln, bei dem herrscht Unsittlichkeit und Rohheit und wo es schon Ton ist, selbst die äußern Ehren- und Achtungsbezeugnisse ausser Acht zu setzen, da hat die Verderbtheit den höchsten Gipfel erreicht.

Die jetzigen Männer heirathen nicht, o nein, sie wollen blos ihre Summen multipliciren. Ich kenne junge Männer, die mit schweren Sorgen herumgehen und sagen: Ich weiß wahrhaftig nicht, soll ich die aus der Wechselhandlung, oder die aus dem Eisen-Magazin, oder die aus dem Juwelierladen herausnehmen, oder soll ich das Eckhaus dort, oder das Landgut da, oder das Bräuhaus drüben heirathen.

Und nun, hier wendete sich der Richter zu mir, will ich ein Paar Exemplare dieser trockenen Pflanzen aus dem Herbarium der Hagestolzenwelt heruntersteigen lassen, und sie näher beschauen."

„Bst!" winkte er einem Hagestolzen zu „komm herab."

Ein Jüngling von 60 Jahren stieg herunter. Sein Gesicht sah aus wie das Geschlechtsregister der Familie

Langeweile, und Ein Neubau von Halstüchern hielt dasjenige was man Kopf heißt in die Höhe.

„Wie lebst du den Tag über?“ fragte der Richter.

„Ich“ hustelte der Jüngling, „um 9 Uhr und 7 Minuten schlag ich die Aeuglein auf, dann zieh ich die Pantöffelchen an, dann schlürf ich ein Süppchen, dann schleich ich ein Stündchen aus, dann eß' ich mein Mittagsbrödchen, dann mach' ich ein Schläfchen, Abends hab' ich ein Spielchen, Nachts trink ich ein Schälchen Thee, und dann schnarch ich an der Seite meines Möpschen's selig ein.“ — *Ein reitzendes Bild stiller Glückseit.!* —

„Nun komm du herab, du eingesottenes Marillen-Exemplar,“ sprach der Richter wieder zu einem andern Hagestolzen, und ein Männchen schlank und dürr wie ein ausgedehntes Ausrufungszeichen, kroch wie eine Kreuzspinne heran, der Tabackrauch hatte ihn schon lebend zu einer Mumie gemacht. — „Wie lebtest du den Tag über?“ fragte der Richter.

„Ich!“ antwortete er, und seine Stimme klang aus Nase und Mund wie ein Klarinetten-Mundstück, „ich? O, des Morgens habe ich Kaffee getrunken und Taback geraucht, gegen Zehne habe ich Taback geraucht und Bier getrunken. Mittag habe ich gegessen und Taback geraucht,

Nachmittag hab ich Taback geraucht und Kaffee getrunken, Abends hab ich Bier getrunken und Taback geraucht, und des Nachts hab ich Taback geraucht und geschnarcht. — „Und warum" sagte der Richter, „hast du nicht auch Taback geraucht und geheirathet?" „Ach" antwortete der ausgeraucht Menschenkopf, „darüber wäre mir das Feuer ausgegangen."

„Nun komm du herab, du marinirter Häring!" sprach der Richter zu einem Dritten, welcher lang und gradherab wie ein Fläschchen Kölner-Wasser dastand, und sein ganzes Leben hindurch nichts anders gethan hatte, als Anekdoten erzählt. „Wie hast du gelebt?"

„Ich?" näselte das Kölnerwasserfläschchen, „darauf muß ich Ihnen meine Anekdote erzählen. Wissen Sie warum der liebe Herrgott dem Herrn Hiob alles genommen hatte, nur seine Frau nicht? weil er ihm sodann alles doppelt ersetzte, er ihm auch sodann zwei Frauen hätte geben müssen und das wäre ein großes Unglück gewesen! denn da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen: Einmal fragte eine zweite Frau ihren Mann: Liebst du mich auch so wie deine erste Frau? „O," erwiederte er, „ich wollte du wärst meine erste Frau gewesen!" Da hatte er auch nicht unrecht, denn da fällt mir eine

Anekdote ein:" — — „Ho!" ſchrie der Richter, „genug! Hebe dich von mir weg, du Anekdoten-Satan, und du dort ſteig herab, du ausgeſeufzter Heiraths-Hauſirer, komm herab und ſag wie du gelebt, und warum du nicht geheirathet haſt?"

Ein blaſſes Mondſcheingeſicht ließ ſich an einem wohl proportionirten Seufzer herab.

„Ach! warum ich nicht geheirathet habe? O! ich muß es Ihnen bekennen, Herr Richter, ich hätte für mein Leben gerne geheirathet; ach! ich habe an Diverſe Herzensladen angeklopft, o! allein wie haben ſie mich behandelt, ach! glauben Sie mir, Herr Richter! Der größte Theil der Mädchen und ihrer Mütter ſind ſelbſt Urſache, daß die Männer nicht heirathen und ſie nicht geheirathet werden. Keine will in ihrem Range heirathen. Sie wollen alle einen Rang und einen Stock höher heirathen, als ſie wohnen, und wenn es nur höher iſt, mag es immerhin ein Range oder Stock ſeyn. In ihrem Frühlinge wollen ſie Allen gefallen und Keinen heirathen, ſpäterhin aber ſich zu gefallen Alle heirathen.

Die Mütter und die Töchter fühlen ſich geſchmeichelt, wenn Anbeter von Stand, Rang und Adel ſie umflattern. Der ſolidere Bewerber wird eingeſchüch-

tert, zurückgeſchreckt und verſcheucht; jene bunten und in alle Farben ſchillernden Courmacher ziehen ſich, wenn die Glocke heirathen geſchlagen hat, zurück, und die Mädchen bereuen zu ſpät, durch leeres Gaukelſpiel ernſtere Bewerbungen verſcherzt zu haben.

Der edlere Sinn für ſtille häusliche Freuden iſt einem großen Theile unſerer Mädchen fremd, die Werthſchätzung eines Mannes nach dem Maaßſtabe ſeines geiſtigen und ſittlichen Charakters fehlt ihnen, der Reiz eines einfachen aber ruhig glücklichen Familienlebens iſt ihnen zu farblos. Sie wollen berauſchen und nicht beglücken, ſie wollen nicht nur heirathen, ſondern ſie wollen eine Parthie machen, ſie ſuchen nicht einen treuen Führer, einen ſorgſamen Gehülfen, einen zärtlichen Genoſſen durchs Leben, ſondern einen Einführer in Zirkel, einen Hinführer ins Theater, und einen Ausführer in Equipagen; ſie vermählen ſich nicht ſo innig mit dem Manne als mit dem Titel, ſie heirathen nicht den Mann um ein Weib zu werden, ſie heirathen den Major um Majorin zu werden, den Hofrath um Hofräthin zu werden, den Profeſſor um Profeſſorin zu werden, und ich glaube ſie heirathen auch einen Wittwer um Wittwe zu werden.

„Genug," ſagte der Richter, „du haſt nicht ganz unrecht, indeſſen fällt die Schuld immer auf die Männer zurück, und ſomit kann ich euch Hageſtolzen der Strafe nicht entlaſſen. Macht euch auf das Schrecklichſte gefaßt!"

Er ſchwang ſeinen Stab und die Hageſtolzen zitterten wie Eſpenlaub, die Erde that ſich auf und die Gräber gaben eine Legion fünfzigjährige Jungfrauen heraus. Sie zogen ein mit Möpſen und Kaffeekannen, mit Kanarienvögeln und Rieſenkatzen, mit Seidenwürmern und Kartenblättern, mit Gebethbüchern und Suppenſchaalen, mit Zinsbüchern und Verſatzzetteln und ſtellten ſich vor den Richter hin. Dieſer aber ſprach:

„Ihr Hageſtolzen, ihr ſeyd verurtheilt euch mit dieſen Damen hier zu vermählen. Da hilft kein Sträuben!" Ein Schrei des Entſetzens fuhr durch die Hageſtolzen hin, die fünfzigjährigen Jungfrauen aber lächelten ſelig, und warfen von ſich Möpſe und Kaffeekannen, und Kanarienvögel und Katzen, und Seidenwürmer, und die Hageſtolzen und die fünfzigjährigen Jungfrauen flogen ſich in die Arme wie die Klapperſtörche, und ihre Herzen ſchlugen aneinander wie die Brettermühlen. — Es war ein großer, ein impoſanter, ein herzerhebender Anblick! allein, o Entſetzen! Eine einzige fünfzigjäh-

rige Jungfrau war überzählig! Für ſie war kein Hagestolz mehr da! ſie ſah ſich unternehmend um, erblickte mich, und krebs'te mit ausgeſtreckten Scheeren auf mich zu; eine tödtliche Angſt überfiel mich, ich ſchrie ängſtlich auf, und — erwachte! Alles war ein Traum geweſen, ich war froh daß ich nicht zum jüngſten Gericht kam, und daß auch das alte Gericht mir nicht beſcheert war, und wünſche, daß auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit dieſer Vorleſung freundlich zu Gericht gehen mögen.

Vierte Vorlesung.

Didaskalien über das deutsche Theaterwesen.

Wenn wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eines Morgens erwachten, und es wäre kein Wetter, so gar kein Wetter, kein freundliches Wetter, kein unfreundliches Wetter, kein schönes, kein trockenes, kein nasses Wetter, kurz das Wetter wäre ganz ausgeblieben, stellen Sie sich unsere Verzweiflung vor! Wir wüßten dann gar nicht wie wir es anfangen sollten, ein Gespräch anzuknüpfen; die Handhabe, das Mundstück und das Entree-Billet zu allen Unterhaltungen fehlte uns, wir wüßten kein gescheidtes Wort zu sprechen. Kein Mensch würde es wagen einen andern anzureden, alle Zirkel und Gesellschaften würden, wegen plötzlichen, unvorhergesehenen Ausbleibens des Wetters abgesagt werden.

Ich habe mir eine ſolche Scene ſchon recht lebhaft ausgemalt, wie ich mir gerne einmal eben ſo wie eine Luftpumpe auch eine Wetterpumpe anſchaffen, und mit in Geſellſchaft nehmen möchte.

Jedem Eintretenden würde ich dann ſchnell und unbemerkt das Wetter aus dem Munde pumpen, mit welchem er ſeine Rede beginnen will. In welche Verlegenheit geriethen ſie, wenn ſie das Wetter, welches ihnen ſchon auf der Zunge gelegen hat, auf einmal nicht finden, und nun den Faden der Converſation nicht aufwinden könnten. Höchſtens würde ein Genie ſich mit dem Einfalle retten: „Ach welch' ſchönes Reinwetter iſt heute!“ Aber damit wär' es auch alles, es könnte ſich auf keine Weiſe variren, und man würde ſchweigen bis einmal wieder Wetter wird.

Stellen Sie ſich aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das noch ſchrecklichere, entſetzlichere, gräßlichere Unglück vor, wenn wir eines Morgens erwachten und — es gebe gar kein Theater mehr. Weder Theater, noch Theater-Gebäude, noch Theaterleute, noch Theaterzettel, noch Theater-Kritiken, noch Theater-Intendanten, noch Theater-Intriguen, noch Theater-Liebſchaften, ſtellen Sie ſich dieſe ſchauderhafte Idee

vor! Würden wir dann noch leben können? Hätte das Daseyn noch Reiz für uns?

Das Theater ist ja unser Alles! Wetter hin, Wetter her, wenn nur Theater ist, so können wir in Gottes Namen das Wetter entbehren, das Theater ist unser Alles in Allem, unser Alpha und Omega, unser Augensälbchen und unser Brustsäftchen, unser Rosensäckchen, unser Herzblatt und unser Seelen-Amulet, unsere Gliederpuppe und unser Hutschmännchen. Wir brocken das Theater Morgens in den Caffee, wir tauchen es in die Zehnersuppe, wir salzen damit unser Mittagsbrod, wir zuckern damit unsern Caffee, wir streichen es auf das Butterbrod, wir zünden mit ihm die Pfeife an, wir versüßen damit den Abendthee, wir stricken es in alle Strümpfe ein, wir markiren damit, während wir die Karten zum Ecarté abheben, und wir nehmen es noch als Schlafrock des Nachts um.

Wenn wir die Leerheit des jetzigen deutschen Theaters betrachten, seine allgemeine Nichtigkeit, seine generelle Ohnmacht, seine innerste Zerfallenheit, seine tiefeingefressene Nullität, und man hört das ewige Schwatzen und Faseln, das ewige Raisoniren und Kritisiren, das ewige Vergöttern und Verdammen, das ewige Meinen

und Richten, das ewige Debattiren und Demonſtriren in allen unſern Zirkeln, über, von und durch Theater, ſo wird man unwillkührlich an jene Schilderung erinnert, die ein Reiſebeſchreiber von einer kleinen Stadt machte: „Wenn ſich nicht einmal ein Todesfall ereignete, wäre gar kein Leben in der Stadt.“

Es iſt uns Deutſchen jedoch zu verzeihen, daß wir uns ſämmtlich um die Achſe des Theaters drehen, denn das Theater iſt das einzige öffentliche Leben, die einzige Oeffentlichkeit, die man uns noch ſo ziemlich gönnt.

Die öffentliche Meinung iſt nun einmal auf der Welt; dieſer öffentlichen Meinung wachſen ſcharfe Zähne, damit aber dieſe ſcharfen Zähne nicht etwa in delikate Dinge fahren, ſo beißen wir ſie an dem uns preisgegebenen Theater ſtumpf. Wir führen uns ſelbſt bei der Naſe herum, wir treiben uns ins Theater und wenn wir einen Schauſpieler herausrufen und den andern auszischen, ſo machen wir uns weiß, wir wären ſtimm- und wahlfähig, wir hätten öffentliche Gerichts-Verhandlungen. Wir betrachten unſern Theaterhelden als den Lord von Wollſake und wir ſetzen uns ſelbſt das Theater als Fontanelle, um die Richtung unſerer öffentlichen Meinung auf eine unſchädliche Weiſe hübſch abzuleiten. Das

Theater iſt unſer Tuſch- und Sturz-Bad, welches wir uns alle Augenblicke über den Kopf ſchütten müſſen um die etwaigen Kongeſtionen und Aufwallungen eines gewiſſen politiſchen Blutes, und des Blutes ſonſtiger höherer Intereſſen, zum Niederſchlag zu bringen. Es giebt keine Nation, die ſich in neuerer Zeit ſo ſehr, ſo ausſchließlich, von den Thronen bis zu den Hütten herab, mit dem Theater beſchäftigte, als die Deutſche, und wunderbar genug, es giebt doch keine Nation die ſo gar kein National-Theater hat als eben die Deutſche.

Paris beſitzt in ſeinem Theatre français ein ächtes National-Theater. Den Deutſchen fehlt aber zu einem National-Theater, erſtens die Nation, daß heißt die Einheit der Maſſe, in Form und Kultur der National-Bildung und des National-Karakters, hauptſächlich aber fehlt ihm die Einheit der Verfaſſung, die allein eine Nationalität ausmacht. Die deutſche Nation verhält ſich zur franzöſiſchen, engliſchen oder zu andern Nationen wie Charpie zu Leinwand, wir ſind zerzupft, zerfaſert, und in einzelnen Fäden liegen wir, ohne Zuſammenhang, neben einander.

Wir ſind Oeſterreicher, Preußen, Bayern, Heſſen, Schwarzburg-Sonderhauſener, Meklenburg-Strelitzer,

Lippedetmolder, Reuß-Kreutzer und Reuß-Schleitzer, aber wir sind keine Deutsche. Es ist uns gegangen, wie den Tulpen in Holland, man hat so viel Zwiebelgattungen aus uns gezogen, daß nicht einer von uns mehr weiß, was er eigentlich für eine Tulpe und ob er wirklich eine Tulpe ist.

Napoleon, dieser größte historisch tragische Schriftsteller, welcher Nationen zu Lettern nahm, welcher Gebirgsketten und Meere nur als Beistriche eines einzigen Länderſatzes betrachtete, und welcher an einem Schreibfehler, den er mit den Frauenzimmern gemein hatte, zu Grunde ging, nämlich an dem Fehler, daß er keinen Schlußpunkt machen konnte, Napoleon ist wie ein verderbliches Erdbeben durch Deutschland gegangen, hat das Gebäude zerrüttet und große Risse in die Bauten der deutschen Nation gebracht; das Erdbeben ist gottlob vorüber; aber die Risse sind geblieben, der Kitt, den wir über diesen Rissen haben, gleicht die Oberfläche aus, aber die Wände sind und bleiben immer bis in den tiefsten Grund gespaltet. Diese Erscheinung hat so viel fremdartiges an uns zurückgelassen, daß unsere Originalität verwischt ist; selbst der Französismus eines großen Theils der deutschen Höfe hat das Einschleichen frem-

der Eigenthümlichkeit und die Inokulation ausländiſcher Elemente in das Leben des Volkes und der Nation begünſtiget. Es fehlt alſo zu einem deutſchen National-Theater vor allem die Nation. Sodann aber auch die National-Dichter, denn National-Dichter heißen nicht etwa die ſo in deutſcher Sprache ſchreiben, ſondern jene, ſo die Geſchichte der Nation, ihre geheiligte Vorwelt und ſchwergeprüfte Mitwelt herausgeholt aus ihren Schlafgruben, und ſie hinſtellten auf die Sonnenteraſſe der Poeſie, daß ſich das Volk an ihr ergötze, kräftige und labe, und ſich und ſeine Vorfahren, und den Geiſt in ſeiner Nation wieder erkenne, und an dieſen Gebilden zu ähnlichen Thaten und Ergebniſſen der National-Tugend, und des National-Heroismus angeglüht werde.

Schiller und Göthe ſind keine Nationaldichter in „Kabale und Liebe,“ in „Don Carlos“, in „Stella“, in „Taſſo“ u. ſ. w., aber ſie ſind es in „Wallenſtein“ und in „Götz von Berlichingen.“

Daß uns zu einem deutſchen Nationaltheater aber nicht nur die Nation und die Nationaldichter fehlen, ſondern auch die Nationalſchauſpieler, will ich ſpäterhin, wenn ich auf unſere Hiſtorienwelt zurückkommen werde,

erwähnen, so wie das, daß es keine deutschen National-Direktionen giebt.

Unsere Theater haben gewöhnlich nichts Nationelles als Nationalgeld und Nationalschulden; das Geld, welches sie vom Staate oder Nation bekommen, und welches sie einzelnen aus der Nation wieder schuldig sind.

Wien und Berlin leben in der Einbildung ein Nationaltheater zu besitzen, jenes in seinem Burgtheater, und dieses in seinem Schauspielhause. Würde man aber nun einen Wiener fragen: „Was ist denn so eigentlich Nation?" so würde der gute, herzliche Wiener, mit der liebenswürdigsten Bonhommie, die es nur geben kann, antworten: Na, a Nation, das sein halt mir Wiener, unser guts Völkel so durcheinander, von Simmering bis Grünzing und Eipeldau, wie wir halt uns so durcheinander gern haben und alle andre Leut a, und wie mir halt unsr Schnitzl essen und a Menatratich dazu!" — Würde man den Berliner fragen: „Was verstehen Sie denn so eigentlich unter Nation," so würde der gebildete und egeistische Berliner antworten:

„Nation det is so eene Sache, die nur in Preußen wachsen dhut, eine Nation muß jebildet sind, det is man das Erste und det sind wir aberst alleene."

Das Wiener Hoftheater könnte, seiner Kräfte und Leitung nach, vielleicht noch den ersten Impuls zu einem wirklichen deutschen Nationaltheater geben, wenn die Wiener Censur nicht aus allen Stücken den Character aus- und das Nationelle einstriche. Gerade das, was die National-Theaterdichtung begründet, das Vorführen vaterländischer Helden und Ergebnisse in ihrer wahren Gestaltung, mit ihren Licht- und Schattenseiten, ist da Todessünde. Die dramatischen Dichter sollen in Wien ihre Gestalten verklärt aussteigen lassen aus ihrer historischen Familiengruft, alle Makel und Sünden müssen im censirenden Purgatorium abgestreift werden, und nur der, durch das „Imprimatur" heilig gesprochene Schatten der historischen Figur, darf von den Autoren daselbst auf die Bretterwelt citirt werden. Schatten aber, namentlich die zu Schatten censirten Helden sind keine Gegenstände für die Bühne, und ein durch die letzte Oehlung der Censur gegangenes Stück ist ein grundschlechter Herold der Nationalität.

Wie man, der Sage nach, den Laufern Milz und Leber ausschneidet, damit sie leichter laufen, so schneidet die Wiener-Censur auch ihren National-Dichtern die Leber aus, damit sie nicht von der Leber weg reden

können, und lassen sie laufen. Es ist demnach rein albern, wenn sich das Wiener Burgtheater ein Nationaltheater schelten läßt.

Auch in Berlin, wo ein großer Grad von Bildung und eine geistige, freyere und liberale Censur herrscht, ist die Bildung doch nicht Nationalbildung, und die Preußen haben auch keine eigenthümliche dramatische Literatur, und keine in allen Theilen ausgebildete, vollständig ausgezeitigte Nationalsprache, und ohne diese giebt es kein Nationaltheater.

Ueberhaupt ist die Benennung „Hof- und Nationaltheater" schon Beweis genug, daß es kein Nationaltheater giebt. Ein Hoftheater ist kein Nationaltheater und ein Nationaltheater kein Hoftheater; man muß sagen: „Ein Hof- und National-Theatergebäude" das ist möglich.

Berlin hat auch in letzterer Zeit sich eingebildet in seinem Königsstädter-Theater ein Volkstheater zu besitzen, so wie Wien eines besitzt.

Allein „Nation" und „Volk" sind zweierlei. Die deutsche Nation faßt mehrere Völker in sich, denn Volksthum ist nichts als Menschenthum, durch gemeinschaftliche Sitten, gemeinschaftliche Wohnplätze auf

eine absonderliche Weise charakterisirt. Blos Oesterreich aber, eben weil es durch eine geistige Contumaz alle Volksporen gegen das Eindringen fremder Lüfte und Ansichten verstopfte, hat durch das Isoliren des Volkes seine Eigenthümlichkeit bewahrt.

Seitdem der kühne Rößelsprung der Freiheit auf dem Schachbrette Deutschlands geendet ist, und aus den Narben des bluterrungenen Bodens segensreiche Friedenshaine emporblühen, sind die übrigen Völker weniger abgesondert als früher, obschon ihnen eine allgemeine Nationalität abgeht. Jedoch ganz im Norden von Deutschland giebt es eben so wenig ein Volksthum als eine Volkssprache oder einen Dialekt. Es giebt dort nur ein hohes und gebildetes Publikum und einen Pöbel, aber kein eigentliches Volk, so wie es nur ein hochgebildetes Deutsch dort giebt und einen corrupten Jargon aber keinen Dialekt. Wien aber hat sein Volk, mit tausend naiven und reitzenden, spaßigen aber nie lächerlichen Eigenthümlichkeiten; mit allen jenen Individualitäten die ein Lächlen über seine Bildung, aber stets auch eine Rührung über seine naive Gutmüthigkeit, und ungeschminkte Herzlichkeit hervorbringt. In dem Berliner Jargon liegt kein Charakter, keine Natur, er verräth

nichts als Gemeinheit und Rohheit, in der Wiener-Mundart hingegen spiegelt sich die herzlich biedere Einfachheit und Biederkeit des Volkes eben so ab, wie in der schwäbischen und nürnbergischen die Einfalt und Treuherzigkeit.

Darum sind diese Mundarten so gar poetisch bildsam, denn wir haben vortreffliche Gedichte im Nürnberger Dialekt, und wer kennt nicht Hebels meisterhafte Gedichte, und in letzter Zeit Castelli's Gedichte in Niederösterreichischer Mundart?

In Bayern nähert sich die Mundart schon sehr der Oesterreichischen, und deshalb mag auch der unglückliche Nachahmer der Wiener Volksbühne in München, Herr Carl, seine Rechnung gefunden haben.

Das einzige wahre deutsche Volkstheater aber ist nur und blos das der Leopoldstadt zu Wien, und ich glaube daß es in gewisser Hinsicht für alle deutsche Theater-Freunde nicht uninteressant seyn wird, wenn ich ihnen in der zweiten Abtheilung meiner heutigen Vorlesung, die kurzgefaßte Geschichte und Karakterstücke dieses Theaters sammt ihren ersten Künstlern und Dichtern liefern werde.

Zweite Abtheilung.

Zwei Genien überflügeln gemeinschaftlich den Tempel der darstellenden Musen, der Genius des Erhabenen und der Genius der Laune, in das Reich des Ersteren gehört die Tragödie, in das Reich des Zweiten die Posse. Das Lustspiel hat ursprünglich kein eigenes Bereich, es neigt sich, in so ferne es den Knoten aus den feinen Fäden sich durchkreuzender und durchwirrender menschlicher Leidenschaften und Gemüths-Stimmungen schürzt, der Tragödie an, entwirrt und löst es sich aber durch äußere Umstände, durch Zufälle des geselligen Lebens bedingen, als ein analoger Theil der Posse auf, da es auf Popularität, den gemeinschaftlichen Pfeiler dieser Gattung, basirt ist.

Also nur Tragödie und Posse, als die zwei Gipfelpunkte des höchsten Seelen-Affekts und der populären Lebensregsamkeit, wären der Zenith und Nadir des Schauspielwesens. Die Affekte, die menschlichen Leidenschaften und der Seelenpathos, welche die Ur-Ele-

mente des hohen Trauerspieles ausmachen, variren unter jedem Himmelsstrich; klimatischer Einfluß, Orteigenheiten, nationeller Charakter, ja auch oft politische Conjekturen, eigenen fast ein jedes Volk zu einer eigenthümlichen charakteristischen Variation dieser Affekte, und diese wird in ihrer Tragödie Norm, Urprinzip; darum sind die Tragödien vieler Völker verschieden, und fast jedes Land hat eine eigene Art Tragödien.

Das Volks- und Possenspiel hingegen ist der Spiegel der menschlichen Natürlichkeit, das Sezirmesser seiner Seelenstruktur, und die Veranschaulichung seiner meistens materiellen Schwächen und Eigenheiten, diese, die rohe unverdrechselte Natur nämlich, und alle jene lächerlichen Mutationen und Verschiebungen, die sie in ungekünstelter Entäußerung ihrer komischen Subjektivität hervorbringt, ist bei allen Nationen, unter allen Himmelsstrichen bis auf kleine Abweichungen immer dieselbe; daher ist auch die Posse universeller, und die Lokal- und Volksstücke, die nobilitirten Possen der neuern Zeit, spiegeln die komische Naturseite des Menschen überhaupt ab. Der komische Dichter, oder vielmehr der poetische Reflektor der prosaischen Menschenschwächen und Thorheiten, hat das Verdienst, statt mit der Geißel, mit der

Pritſche zu treffen, und ſtatt in der Toga der Erhabenheit auf Wenige zu wirken, in den Staubmantel der Popularität das Allgemeine ſo zu treffen, daß der Getroffene zwar lacht, aber doch heimlich in ſeinen Buſen greift und die getroffenen Schwächen ein wenig muſtert. Was die Popularität des Stoffs für das Stück iſt, iſt die Popularität der Sprache für die Darſtellung, und bis jetzt iſt nur das Leopoldſtädter Theater das einzige in Europa, daß ſo glücklich dahin gerungen hat und noch dahin ringt, den Geiſt und die Sprache, und den Sprachgeiſt des Volkes in einem glücklich in einander fließenden Farben-Verſchmelz, als ein Ganzes, als ein plaſtiſch-draſtiſches Sittentableau, als einen großen Trumeaurſpiegel, deſſen Veranſchaulichungsglas von dem Thorheitshimmel der höhern Welt bis in die Arena der gemeinſten Schwächen reicht, kurz als ein Volkstheater in der weiteſten und engſten Bedeutung des Wortes, aufzuſtellen.

Die Tendenz durch die Lachmuskeln auf die Moralität der Menſchen einzuwirken, hat ſich vom Ariſtophan herab bis zu Hafner, dem eigentlichen Fundator der Wiener Volksſtücke, als wirkſam bewährt. — Urſprünglich war wohl alles Volksſtück, denn die Extem-

perirſtücke konnten und können nichts anders ſeyn. Die Mimen, Poſſenreiſſer und Spielleute (Joculatores) des eilften Jahrhunderts waren ſo zu ſagen improviſirende Volks-Dichter; dahin gehören auch die Faſtnachtsſpiele der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte begann der öſterreichiſche Hans Sachs: Wolfgang Schmelzl, ordentliche Stücke mit Plan in deutſcher Sprache zu ſchreiben und aufzuführen; der Luſtigmacher ſeiner Komödien war oft ein Speismeiſter. Sein Stück: „Comedia des verlornen Sohns (1545)" war voll Lokalität; der Lugek, die Stephanskirche ꝛc. kommen vor. Wir machen einen großen Sprung, der uns der eigentlichen Volksbühne näher bringt, zu Joſeph Stranitzky, dem eigentlichen Stifter des Hanswurſt. Es war eine Salzburger Bauern-Maske mit der italieniſchen Arlequinpritſche und dieſer Hanswurſt (1708) lebt noch und hat ſtets gelebt auf der Leopoldſtädter Bühne, und alle in- und ausländiſche Hanswürſte, ſie mögen nun heißen und geheißen haben wie immer, ſind urſprünglich Hanswurſt.

Folgendes wäre ungefähr die Stammtafel bis zum Thaddädl:

(Aus den ältern Zeiten:)

Hiesel. Nicpel. Pikelhäring. Stockfisch.
Liperl. Hanswurst.

(In der Stadt:)

Bernardon. Poldel. Bürlin. Jackerl.
Affligio.

(In den Vorstädten:)

Dummer Anton. Müller Tomerl.
Fuchsmundi.
Käsperl.
Thaddädl.

Das jüngste Kind der Hanswurstischen Laune, der stift- und turnierfähige Thaddädl zählt also 15 Ahnen und vielleicht noch mehr, die uns entgingen. Die größte aller Hanswurstiaden, die Verbrennung des Hanswurst von der Neuberinn, hat nur den Namen verbannt, der Charakter selbst lebt noch in allen Volksstücken.

Das Leopoldstädter-Theater, auf dem Hafner den ersten genialen Impuls zu allen nachherigen Produktionen gegeben, reinigte der edlere Geschmack der spätern Lo-

kaldichter nachher immer mehr und mehr vom Hyperjo-vialen, welches gewöhnlich in Trivialitäten überging; und in der neueſten Zeit, die wir doch eigentlich in Augenſchein nehmen, haben die Lokaldichter dieſer Bühne A. Bäuerle, C. Meisl, und J. Gleich, jene Zwitterbilder des eckelhaft Burlesken und der Extempo-rationen faſt gänzlich verbannt, und ſich bemüht, ſtatt aus den gemeinen Sümpfen der Trivialität, aus der Quelle der fr[illegible]weglichen, ſittlichen Laune und aus der Ciſterne der anſtändigen Jovialität ihre Geiſteskin-der zu ſchöpfen. Die Bahn, die ſie ſich vorgezeichnet zu haben ſcheinen, iſt ſehr groß, ja allumfaſſend. Der Grundfaden iſt ſtets das Lächerliche, das heißt: das Reinlächerliche in dem Hohlſpiegel der Satyre verzerrt und vergrößert erſcheinen zu laſſen, und durch eine Aus- und Uebertreibung aller Charaktere das Komiſche als ton-vere Lebensmaſſe an ihren Stücken hervorſpringend zu ma-chen; kurz, eine theatraliſche Privat-Irrenanſtalt zu er-richten, in welcher die Seelenkranken und geiſtig mora-liſch Verrückten durch die Methode, daß ihre Dichter-ärzte die nämliche Fixe Idee zu haben vorgeben, und in die geheimſten Funktionen des Kranken greifen, ſchonend ge-heilt werden. Das Unternehmen iſt kühn, der Zweck

groß, die Folgen bei taktfestem Verharren auf der Bahn, unendlich!

Ein Volksdichter, wenn er die Avers- und Reversseite seines Berufs an die Sonne des leuchtenden Zweckes und Erfolges, und nicht an das Unschlittlicht des Honorars und Erwerbs hält, ist oder könnte wenigstens der erste Volkslehrer seyn. Groß und klein, männlich und weiblich, gering und vornehm kommt in seine Schule. Er unterrichtet nach der wahren Bellancastrischen Methode; seine Lehren, in Sprichwörter, in Witzfunken, in Gassenliedern gehüllt, gehen vom Munde zu Munde, wer heute sie gelernt, der lehrt sie morgen schon weiter. Er hat ein gebackenes A B C, ein Bilderbuch aus Bonmots und Einfälle, welches seine Schüler gerne verzehren und leicht dabei lernen. Mit Unwillen muß man daher die einseitigen Urtheile anhören, welche die Parfümgeistler und sentimentale Schnörkelseelen, an welchen unser kritisches Kinderstift jetzt so reich ist, mit einer gewissen literarischen Patronanz, auf die Volksdichterei herab zu donnern belieben. Volksdichterei ist ein Hebel zur Volksbildung, Volksbildung aber ist die erste Basis des Völkerglückes. Wenn der Zweck nicht erreicht wird, wenn die Volksdichterei zuweilen nicht das ist, so

sind nur die Volksdichter vielleicht oft die Ursache, von denen jetzt freilich eine Menge wie Pilze hervorwimmeln; und ihre Witzverrenkungen wie Guckgucke ihre Eyer in das Straußennest der Volksbühne legen.

Die nothwendigsten Erfordernisse eines Lokaldichters sind: ein Naturtalent zum Lächerlichen und stoffhaltiger Kraftwitz, das erste für die Handlung seines Subjekts oder für die Leidenschaft, die er zur Vorstellung auffaßt, das zweite für den Ausdruck und den Gedanken. Zu dem ersten gehört Scharfsichtigkeit, zu dem zweiten Einbildungskraft. Das Talent fürs Lächerliche operirt analytisch, wo hingegen der Witz syntetisch seine Funktionen verrichtet. Wer einen Gegenstand lächerlich macht, der vergleicht ihn, zergliedert ihn, er löst ihn in seine Bestandtheile auf und macht diese, in so fern er sie mit vielem Unterscheidungssinn mit dem Nichtlächerlichen paralellisirt und kontrastirt, lächerlich; Witz aber erfindet, er fügt hinzu, er verbindet seinen Gegenstand mit Dingen, die gar kein natürliches Verhältniß gegen einander haben, er ist ein Freibeuter, der die heterogensten Bilder auffängt und an seinen Triumphwagen zusammenkettet. — Mit Unrecht wollen einige Kritiker behaupten, daß Personen, die ein Talent zum

Lächerlichen haben, selten Schönheitssinn, noch seltener Geschmacksurtheil besitzen. Nach unserer Meinung ist sowohl in den Ereignissen die Natur als der Kunst nichts lächerlich, was nicht von dem bestimmten Verhältnisse und von der gewöhnlichen Einrichtung seiner Art und Gattung abweicht, ist aber nur der kleinste Verstoß gegen Symetrie und Harmonie da, ein zu Viel oder zu Wenig, tritt ein Gegenstand nur etwas aus den Limiten des Angemessenen, des Richtigen und Schönen, so betritt er schon das Reich des Lächerlichen; ein Mensch also, der einen Sinn für's Lächerliche hat, d. h. der augenblicklich von der Disproportion und dem Unverhältnisse seines Gegenstandes ergriffen wird, muß wenigstens angebornen Schönheitssinn oder ein besonderes Unterscheidungsvermögen in Hinsicht der Richtigkeit und Schönheit der Formen haben, welches Vermögen am Ende doch wieder auf angebornen Schönheitssinn basirt ist.

Wenn das Talent zum Lächerlichen das Belachenswerthe als Multiplicandus mit dem Witz als Multiplicator multiplicirt, so ist das Fazit: das Burleske. Und nur die Burleske oder das zum Auf-Lachen Reitzende ist der Gegenstand des Volksdichters. Ein ernsthaftes Subjekt aus dem Nimbus seiner Erhabenheit zu reißen

und es niedrig gemein behandeln, erhält einen hohen Anſtrich vom Lächerlichen, es iſt Hohn des Erhebenen, an dem gar nichts Unſchickliches iſt; dahin gehören Travestien; Tassonis Secchia rapita etc. Auch Meisl's „Entführung der Prinzeſſin Europa" oder früher Gewey's „Pygmalion" oder: „die Muſen bei der Prüfung" gehören zu dieſer glücklichen Gattung des Lächerlichen, zu der, wie uns dünkt, Wieland in ſeinem Ariſtipp den erſten Impuls gegeben haben mag. Die hohen griechiſchen Götter, den donnerſchlagenden Zeus, den fluthenbeſänftigenden Neptunus und den ſtygiſchen Pluto mit allen den mythologiſchen Erhabenheiten auf der Bühne wandeln zu ſehen, den platten Volksdialekt aus ihrem Munde zu hören, und ſie überhaupt mit allen Lappalien und Kleinlichkeiten des Lebens behaftet zu ſehen, war zu neu, zu Drall, und der Contraſt des Subjekts mit der Art es zu behandeln, zu burlesk, als daß dieſe Gattung olympiſcher Kabinetsſtücke nicht die Lachluſt gereizt haben ſollte. Aber bald folgte Eckel dem Ueberreitz, ähnliche Parodien wimmelten zu Tauſende hervor, es war uns nichts neues mehr, Götter und Heroen Taback ſchnupfen, und rauchen, ſich raſiren und friſiren ꝛc. zu ſehen, und es verlor an Pikanterie und Intereſſe.

So erging es früher den Käſperlen und Rittern des Henßler'ſchen „Donauweibchen" ꝛc. die zu ihrer Zeit populäre Volksdonquixotismen waren, und jenes polternde Ritterthum und Ritterſpuck glücklich und eigenthümlich in den Rahmen der Volksbühne faßten, und lange Zeit gefielen, bis ſie durch Uebervölkerung einer den andern und zuletzt ſich ſelbſt verzehrten. So erging es denn bald dem traveſtirten Jupiter wie es dem ſeligen Käſperle erging.

Nun fingen die Volksdichter an, ſtatt von oben herab, von unten herauf zu beſchwören, die Geiſterkomödien kamen an die Reihe. „Fauſt's Zaubermantel" von A. Bäuerle und ſpäter das „Geſpenſt auf der Baſtey" von C. Meisl eröffneten den Cyklus einer neuen Gattung. Geiſter und Feen, Zauber und Schatten wurden mit dem Menſchen familiär gemacht, und das Geiſterreich mit ſeinen Talismanen und Zaubergaben both ein weites Feld für die Phantaſie dar, da durch ſelbe das Barokſte einen Anſtrich von Wahrheit bekam, das Grellſte und Abſtoſſendſte verwirklicht, das Entferntſte nahe gerückt, und das unmöglich Scheinende möglich gemacht werden konnte. Dieſe Gattung iſt eigentlich der reichſte Schacht für die Situationskomik, aber auch dieſer

wurde bald erschöpft, und die armen Geister so in Requisition gesetzt, daß auch sie nicht mehr recht einwirken wollen. Gleich's „Eheteufel", „Ider", „Berggeist", „der alte Geist in der modernen Welt", der Hölle Zaubergaben", Meisl's „lustiger Fritz", „Fee aus Frankreich", „Schutzgeist guter Frauen", ꝛc. „Gespennst im Prater," und hundert ähnliche Abarten dieser Gattung stumpften auch schon die Zuschauer für dies ewige in Contributionsetzen der Geisterwelt ab.

A. Bäuerle, der an Kraft und Schlagfertigkeit eines zeugekräftigen Springwitzes das ersetzt, was an Schnellfertigung der Stücke C. Meisl und A. Gleich vor ihm voraus haben, hat schon früher den wahren Punkt der eigenthümlichen Volks-Komödie in Darstellung von Volks-Charakteren getroffen. „Der Leopoldstag", der Fiaker als Marquis", „der Freund in der Noth", „die Fremden in Wien", „die moderne Wirthschaft", u. a. m. sind Zeitspiegel und können nach langen Jahren als Sittengemälde dieser Epoche betrachtet werden. Dies ist der eigenthümliche Aristophanismus, ein Anschmiegen der Zeitanforderungen, und ein Geisteszuschnitt nach der Maske des Volkes. Bald darauf erschien die „falsche Prima Donna", wenn auch nicht

Bibl. Univers. Lips.

Original, doch originell behandelt, und brachte wieder eine Schleppe von Nachahmungen mit, „die Buschmenschen", „die Aloe", „die Abentheuer in Strümpfelbach" u. s. w., zogen als Troß dieser Donna nach.

In den „Bürgern in Wien" hat A. Bäuerle durch sein Talent einen neuen Charakter hervorgebracht, die deutschen Blätter führten mit Recht an, daß er eine stehende süddeutsche Charaktermaske geschaffen habe. Kasperl und Thaddädl erstanden in Staberl als neuer, drolliger Typus. Auch dieß Stück pro- und reproducirte eine Menge Nach- und Aftergebilde, die alle sammt und sonders von den allerneuesten Formen verschlungen wurden. Diese allerneueste Form ist die patriotische und begann mit Bäuerle's „Aline" oder „Wien in einem andern Welttheile." Wien mit seinen Reitzen und Genüssen, mit seinen nur ihm eigenen Ergötzungen und Unterhaltungen so quasi durch die Welt reisen zu lassen, in dem Reisebündel eines Wiener Barbiers, und es nach Gefallen in Golkonda auspacken zu lassen, und seine Herrlichkeiten darzuthun und das süße Heimweh in Volksmelodien in das Herz und in die Ohren der Zuhörer dringen zu lassen, ist ein Hebel, der zu wohl und zu glücklich berechnet war, als daß er nicht

auch bei minderer Ausstattung an Witz und Laune seine Wirkung machen müßte. Der Effekt war auch unbeschreiblich und alle Nach- und Nebenahmungen, mehr oder weniger gerathen, verfehlen des günstigen Erfolges nicht, da die Kaiserstadt und nur die Kaiserstadt der ewige Refrain aller angeschlagenen Melodien war.

Der Genius der Possen und Lokalstücke ist lustig und macht kein Geheimniß daraus, daß er darauf ausgeht, uns lachen zu machen, und das haben beide vor dem Trauerspiel voraus, in welchen wir die Darstellung selbst für Wirklichkeit halten müßen. In allen Possen, Burlesken und Parodien macht der in uns aufkeimende Verdacht der Falschheit, den Gegenstand nur noch jokoser, der Dichter geht über die Wahrheit hinaus und belustigt sich selbst über sein Lustigmachen. Diese Freiheit geht natürlich auch auf den darstellenden Schauspieler über. Der Zuschauer darf zuweilen bei komischen Schauspielern daran erinnert werden, daß er bloß Schauspieler, darstellende Copie ist. Dieses macht denn die Sache oft noch lächerlicher ohne den Eindruck zu zerstören. Die zwei Pole der darstellenden vis comica sind Ruhe und Beweglichkeit, die erste kitzelt den Verstand, sie ist anständig wahr, sie giebt treue Schilderungen

mit leichtem Zusatze, die zweite ist übertrieben, possenhaft, grotesk, kitzelt das Zwerchfell, überladet, zerrt das Wahre hinaus über die Grenzen. Beide Polhöhen sind am komischen Himmel zuläßig und ergötzend. Zwischen diesen beiden Polen laufen unzählige Linien, nähern sich bald diesem, bald dem andern Pole. Der möglich vollkommenste Grad der Komik müßte entweder als Aequator grade inmitten dieser beiden Pole, als gleichmäßige Fernhaltung beider Endpunkte liegen, oder in einer genialen Rundung der komischen Bühnenachse bestehen, so daß sich beide Pole berühren, küssen, umarmen und festhalten. Dieses wäre der Ring der geistigen Auffassung und Reflexion, Sinnbild ewiger Wahrheit, aber bei diesen wie bei den wirklichen Polen stoßen sich beide ab, und der Ring schnellt zum Stab zurück.

Diese Betrachtung führt uns zu der eigentlichen Benennung der zwei ersten und vortrefflichsten Komiker der Leopoldstädter-Bühne, also Deutschlands.

Hr. Ign. Schuster, Polarstern der Ruhe, Hr. F. Raimund, Polarstern der Beweglichkeit. Hrn. Ign. Schusters Spiel ist eine Schöne, die sichs vorgesetzt hat, uns zu verführen, und

die, ihres Sieges ſich bewußt, es ſo fein anlegt, daß wir es gar nicht merken. Sie geht in aufſteigender Linie alle Stufen mit uns durch, zieht uns mit unſichtbaren feinen Fäden durch Ovid's Kunſt zu lieben, ohne ein Comma zu vergeſſen, von der Grammatik der Augenſprache, der Syntax der Händedrücke, durch die Philoſophie der Küſſe, bis zu dem Examen rigorosum der zärtlichſten Dahingebung, wir liegen in ihren Ketten ohne zu wiſſen wie es kam.

Hrn. F. Raimunds Spiel iſt eine Schöne, die von innerer Glut getrieben, uns zum Opfer will, zu Sklaven, und uns auch hinreißt; ſie kokettirt, macht Paraden, eine liebenswürdige Désordre zeigt à dessein ein Deſſein, das eigentlich beſſer verborgen bliebe, aber dennoch eine Schönheit iſt, wir ſehen, die Schöne legt es darauf an, uns zu erobern, und können doch nicht entfliehen. Freilich dürfte aus dieſem Vergleich entſpringen, als ob Raimunds Spielſchöne eine Dictima wäre, die in einer gewiſſen vergerückten Saiſon an Anbethern verlieren wird, während Schuſters Spiel, wie ein Ninon de l'enclos iſt, die noch im höchſten Alter Bewunderer findet; aber Hr Raimund beſitzt nach unſerer Ueberzeugung gewiß auch einen

innern Genius, der ihn, wie Sokrates der Diotima, das Arkanum lehrt und lehren wird, die jugendliche Spielfrische zu erhalten und auf den Wendepunkt noch geschickt auf jeder beliebten und besuchten Bahn überzuspringen.

Hr. Schuster paßt die Zeit sich an, er folgt ihr.

Hr. Raimund paßt sich der Zeit an, er läuft ihr entgegen, und stoßt daher oft hart mit ihr an.

Hr. Schuster ist ein charakteristischer Historienmaler, seine Figuren haben Wahrheits-Interesse, es ist in seiner Charakterzeichnung wie bei großen Gemälden der Geschichte nichts vergessen was zu sagen scheint: da und da, und um diese und diese Stunde ist dieses wirklich so geschehen; über diesem besitzt er noch das große Geheimniß, das nur wenigen Malern eigen ist, seine Köpfe ernsthaft zu malen, und ihnen doch einen unsichtbaren, unauslöschlichen, lächerlichen Zug zu geben, den man vergebens herauszusuchen bemüht ist, man weiß nur an seiner Wirkung, daß er da seyn muß. Sein klassischer Staberl in den „Bürgern in Wien", „sein Mehlspeismacher Zweckerl in dem „Freund in der Noth", die herrliche Zeichnung des Schieberl in der „Heirath durch die Güterlotterie"; seine meisterliche Darstellung des

„Würfel im „Leopoldstag" u. a. m. sind eben so viele große, runde, naturwahre, geschichtliche Gemälde, die sich durch mehrere Momente durchbewegen. Hr. Raimund ist ein epigrammatischer Portraitdichter, er wirft mit Genialität einen Zug, eine Pointe hin, und ein Bild, ein Faunus- oder Komuskopf liegt da, er überflügelt, er umzingelt die Komik, er ist überall und in jeder Rolle vortrefflich und treffend, so daß seine Individualität oft gänzlich verschwindet. Vorzügliche Mimik ist eine der vorherrschendsten Gaben dieses lustigen Bühnenproteus, sein Ydor, Gespennst auf der Bastey, Sandelholz im „verwunschenen Prinzen", Bims in Bäuerle's „Aline", Spindelbein u. a. m. sind eben so viele Variationen auf das Thema seiner ewigen, heitern und schönen Beweglichkeit. Am Charakteristischen ist es, daß man glaubt, und mit Recht glaubt, diese Rolle müsse man nur von Hrn. S. und jene nur von Hrn. R. sehen; jeder dieser beiden vortrefflichen Priester der Thalia hat eine eigene Sphäre, die er mit gleichem Erfolge durchkreis't.

Unter den deutschen Volksbühnen-Dichtern steht, wie gesagt, Hr. Bäuerle oben an. Er hat in letzter Zeit einen traurigen Nachahmer und einen bizarren Re-

benbuhler gefunden. Dieſer Nachahmer iſt Hr. Carl, welcher ausgeſtattet mit perſönlicher Komik, mit einer glücklichen Weiſe durch wirkſame Jokoſität des Spieles das Zwerchfell zu erſchüttern, eine trockene oder vielmehr gar keine Phantaſie hat, und aller Originalität beraubt, durch ſklaviſches Nachahmen und Nachmodeln, den geſunden Geſchmack bis zum Eckeltode martert. Seinen unzähligen, markloſen, windausgeklopften und geiſtausgeblaſenen Staberliaden liegt die Ohnmacht der Einfindung mit vollendetem Siegel auf der Stirne. Da iſt kein Geiſt und keine Seele, keine Erfindung und keine durchgehende Idee. Es ſind einzelne Spaßlappen, die noch bei weitem nicht Witz genannt werden können, Fetzen drolliger Einfälle, Flickſtücke von burlesken Ideen, die mühſam, und in ſich ſelbſt mürbe und zerfallen, zu einem Ganzen mit großen Schneiderſtichen zuſammen genäht ſind. Es geht keine Idee durch das Ganze, keine Grundtendenz iſt da, man ſoll lachen, Punktum.

Man lacht und ärgert ſich hintendrein daß man gelacht hat.

Ein Nebenbuhler aber iſt Hrn. Bäuerle entſtanden in Hrn. Raimund, welcher durch ſeinen „Barometermacher" durch ſeinen „Diamant des Geiſterkönigs",

durch ſeinen „Bauer als Millionär“ und ſeine „gefeſſelte Fantaſie“ die Wiener entzückt und ſich ſelbſt verzückte. Allein die guten Wiener ſind eben ſo leicht zu entzücken, als jeder Verfaſſer durch ſich ſelbſt. Die guten Wiener Zeitſchriften, die überhaupt nicht tadeln dürfen, haben den Raimund den öſterreichiſchen Shakespeare genannt, und Hr. Raimund war ſo gütig, es zu glauben. Indeſſen ſind ſeine Stücke gar keine Volksſtücke, denn ſie athmen weder eine patriotiſche Idee noch eine Volks-Eigenthümlichkeit. Es iſt ihm eingeredet worden, er habe Phantaſie, nun ackert er beſtändig mit Phantaſie darauf los. Dekorationen, Allegorien, Götter, Furien, Hexen, Sylfen, Gnomen, kurz die ganze Geiſterwelt muß die Schüſſeln zu ſeinen Tafeln zuſammen ſchleppen. Ein obligater Blitz welcher aus der rechten Couliſſe in die linke ſpazirt, endet oft die Verwicklung, und eine Schlußdekoration, die mit dem Zuſchauer zugleich aus den Wolken fällt, macht der Komödie bon grè mal grè ein Ende. Den „Bauer als Millionär“ nannten die Wiener ein klaſſiſches Stück. Was iſt daran? Die Allegorie wird darinnen zu Tode gehetzt. —

Der Haß, die Unzufriedenheit, das Glück und die

Jugend und das Alter spielen die Hauptrollen, der Haß haßt, er haßt — die Unzufriedenheit und die Unzufriedenheit ist unzufrieden, und die Jugend ist jung, und das Alter ist alt, und der Neid ist neidisch, und das Glück ist glücklich, ist das ein Volksstück?

Der Bauer zieht den Stiefel aus und ein Bedienter sagt den Dienst auf, sind das Charaktere? Hexen und Geister fliegen durch die Wolken, ist das ein Dichter-Flug?

Man kann sagen Hr. Raimund hat den Grund zum Ruin und zum Untergange der Volksdichtung gelegt, indem er den Geist dieser Gattung verbannt, er hat das Publikum an leere Schauspiele gewöhnt. Die besten und wahren Volksdichter haben sich deßhalb auch zurückgezogen, und auch diese Bühne geht jetzt, da sie noch dazu an Hrn. Steinkeller einen eben so schlechten Direktor, als die meisten deutschen Theater hat, ihrem baldigen Untergange entgegen; so wie der Verfall des ganzen deutschen Theaters überhaupt ganz nahe ist. Dieser Verfall ist in der Nichtigkeit und in der Anmaßung unserer Schauspieler, und in der Linkheit und Unbeholfenheit der deutschen Direktoren und Intendanzen gegründet. Diese zwei Themen werden der Gegenstand meiner zwei nächsten Vorlesungen sein, zu welchen ich mir

die Aufmerkſamkeit desjenigen Theils meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen erbitte, die neben meinen ſogenannten humoriſtiſchen Vorträgen, auch eine ernſtere Stunde nicht verſchmähen wollen.

Fünfte Vorlesung.

Schauspielthum und Schauspielerthum.

Sie haben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mir erlaubt, Ihnen meine Ansichten über einiges aus dem deutschen Theaterwesen mitzutheilen. Ich sage, Sie haben es mir erlaubt, das heißt, Sie haben es mir stillschweigend erlaubt, welches ich daraus ersehe, daß Sie mir das Vergnügen machen, auch diese Vorlesung mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen.

Indem Sie mir aber die schmeichelhafte Aufmerksamkeit erzeigen meine Ansichten geduldig anhören zu wollen, so können Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unmöglich wünschen, daß ich Ihnen dasselbe mittheile, was Sie meinen.

Denn Ihre Meinungen und Ihre Ansichten kön-

nen Sie ſich gewiß ſelbſt auf eine angenehmere und geiſtreichere Weiſe entwickeln, als ich es in dem kurzen Zeitraume einer Stunde, oder auch nur überhaupt zu thun im Stande bin.

Sie wollen alſo gewiß eine fremde Meinung hören, auch wenn dieſe nicht mit der Ihrigen übereinſtimmte, oder ihr auch geradezu entgegen liefe, nicht etwa um ſie zu beherzigen, von welcher Anmaßung ich weit entfernt bin, ſondern um ſie der Curioſität halber doch auch zu hören.

Es giebt aber viererlei Gattungen Meinungen. Es giebt:

1. Muttermaal-Meinungen.
2. Windel-Meinungen.
3. Angeſchaffte Garderobe-Meinungen und
4. Selbſtverfertigte Meinungen.

Die Muttermaal-Meinungen das ſind die, welche wir wie andere Gebrechen mit zur Welt bringen. Der Eine wird mit ariſtokratiſchen Sommerſproſſen geboren; der andere bringt Ultra Leberflecken mit auf die Welt, der dritte kömmt mit liberalen Feuermaalen an das Weltlicht u. ſ. w.

Das ſind die Meinungen, die ſich in Geſchlechtern

fortpflanzen, das sind die wild gewachsenen Meinungen, die in ganzen Waldungen ohne Pflege und Obsorge fortgedeihen. Wir meinen dieß, oder jenes, weil unser Vater dieß und jenes meint, unser Vater meint dieß und jenes, weil Großmutter selige dieß und jenes meinte, und Großmutter selige meinte dieß oder jenes weil Urgroßvater seliger dieß und jenes meinte. Von solchen Muttermaal-Meinungen kann hier aber die Rede nicht seyn.

Die Windel-Meinungen sind solche, in welchen wir aufgezogen wurden. Sie sind so windelweich und bequem, wir legen sie so ungerne ab, bewahren sie wenigstens zum Andenken auf und betrachten sie mit einer heil'gen Scheu. Nun haben wir diese Windel-Meinungen von einer Tante, von einem Pathen, von einer Base eingebunden bekommen und verehren Sie in Demuth, kömmt nun Jemand und sagt: ich will dir für diese Windelgedanken, aus denen du doch eigentlich herausgewachsen seyn solltest, andere, bequemere, größere, deinem Wuchse angemessenere Meinungen geben, so nehmen wir sie nicht nur nicht an, sondern wir verketzern diesen Jemand, nennen ihn einen Bösewicht, der uns unsere Windel-Meinungen frevelhaft austauschen will. Von

dieſen Windel-Meinungen könnte wohl, aber ſoll auch nicht die Rede ſeyn.

Die angeſchafften Garderobe-Meinungen ſind ſolche Meinungen, die wir uns beſtellen und machen laſſen; die wir aufkaufen und aufleſen, aufgeſchaft, zu borgen nehmen, die wir uns anpaſſen oder von andern Menſchen für uns zuſchneiden und umnähen. Von ſolchen Meinungen haben wir gewöhlich ganze Garderoben. Wochen-Meinungen und Sonntags-Meinungen; Ordinäre Meinungen und Galla-Meinungen, populäre Meinungen und despotiſche Meinungen, romantiſche Meinungen, Kunſt-Meinungen, u. ſ. w. Wir haben uns dieſe Meinungsgarderobe mit vielem Aufwande aus allen äſthetiſchen Schneidereien angeſchafft. Wir ziehen alle Tage das an, was wir brauchen. Gehen wir zu Hofe, ſo ſagen wir: „Jean! ich muß mich anziehen, geb mir einmal meine damaſtene ariſtokratiſche Meinung her!“ Gehen wir in's Theater, ſo heißt es: „Jean! geb mir einmal meinen Surtout der dramatiſchen Meinung her!“ Gehen wir in ein diplomatiſches Dinée, ſo ſagen wir: „Jean! geb mir meinen ſchwalbenſchweiffarbenen politiſchen Meinungs-Mantel her, den man ſo auf beiden Seiten tragen kann.“ Gehen wir

blos zu Thee und Abendgesellschaften, so ziehen wir den leichten casimirnen romantischen Meinungs-Frack an. Am andern Tage lassen wir alle diese Meinungen hübsch ausklopfen und für die nächste Gelegenheit wieder in den Schrank hängen. Auch von diesen Garderobe-Meinungen ist hier die Rede nicht, sondern von der vierten Sorte Meinungen, von den

Selbstverfertigten Meinungen.

Die selbstverfertigten Meinungen sind, wie Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen wohl alle wissen, eine sehr angenehme Sache, nämlich: Wenn man so eine eigene Meinung sich macht, ohne Vorzeichnung, ohne Muster, ohne Vordruck; man trägt eine solche Meinung mit einer Art von Wohlgefallen. Es sind Meinungen, für die man keine Speditionskosten, kein Leihbibliothekgeld und kein Macherlohn bezahlt hat. Freilich sind solche selbst verfertigte Meinungen sehr selten. Es giebt Ehen, in denen der Mann keine selbstverfertigte Meinung tragen darf, er zieht immer die Meinungen aus der Garderobe seiner Frau an. Es giebt ganze Behörden, bei denen nur der Accessist sich zuweilen eine selbst verfertigte Meinung zu Schulden kommen läßt, welche ihm aber als ein Luxusartikel vom Etat gestrichen

wird; es giebt Familien, in denen nur der Majoratsherr eine selbstverfertigte Meinung besitzt, und es giebt Schriftsteller, die nur alle Schaltjahre eine selbstverfertigte Meinung zu verzehren haben. Also bei den selbstverfertigten Meinungen wollen wir stehen bleiben. — Ist es gerecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ja ist es auch nur billig, daß wir unsere selbstverfertigten Meinungen auch Andern, als die einzig guten aufdringen wollen? Wenn sich ein magerer, schlanker Verstand eine Meinung für sich verfertigt, kann er verlangen, daß ein dicker, wohlgenährter Verstand in diese Meinung hineinkriechen soll? Kann dann diese Meinung Stich halten? Wenn eine lange Erfahrung sich eine Meinung verfertigt, kann sie fordern, daß eine kurze Ansicht sie anziehen soll, ohne daß sie ihr über die Beine herabschlottere?

Man lasse in Gottes Namen jeden seine Meinung machen wie er will, man zwinge keinen Menschen, seine Meinung anzuziehen, aber man verarge es auch Niemanden, wenn er seine selbstverfertigte Meinung öffentlich anzieht und damit in Gesellschaft geht, vorausgesetzt, daß diese selbst gefertigte Meinung das Sittlichkeitsgefühl nicht verletzt.

Den Blonden kleidet blau und ſchwarz, den Brünetten gelb und Roſa ſehr gut, wer wird nun verlangen, die Blonde müße auch gelb tragen, weil die Brünette es trägt? Eben ſo iſt es mit Meinungen, und nun ſchon gar mit Theater-Meinungen.

Wir kaufen um einen Gulden und auch um achtzehn Kreuzer das Recht, eine Meinung über das Theaterweſen zu haben, nun glaubt freilich die Gulden-Meinung, ſie ſey wenigſtens dreimal mehr Meinung als die Achtzehn-Kreuzer-Meinung.

Meinungen und Begriffe aber verholzen, verſteinen ſich endlich bei uns Menſchen, und wenn man uns andere, wenn auch wahrere Begriffe beibringt, ſo finden wir ſie falſch, lächerlich und ketzeriſch.

Daß die Schauſpielerei eine Kunſt iſt, und daß die Schauſpieler Künſtler ſind, dieſe Meinung gehört zugleich zu unſern Muttermal-Meinungen, zu unſern Windel-Meinungen und zu unſern Garderobe-Meinungen. Der Begriff Schauſpielerkunſt und Schauſpielkünſtler iſt mit uns zuſammengewachſen.

Ich habe es gewagt mir ſchon längſt eine ſelbſt verfertigte Meinung anzuſchaffen, die ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nicht anpreiſen,

nicht anempfehlen, noch weniger aber aufdringen, sondern blos mittheilen will.

Ich bin nämlich überzeugt, daß die Schauspielerei im Allgemeinen nicht Kunst genannt werden kann, und die Schauspieler im Allgemeinen nicht Künstler heißen können.

Poesie, Tondichtung und Zeichnen nur sind eigentliche, reine, absolute Künste; was man aber Schauspiel, Gesang, Tanz- und Garten-Kunst nennt, das sind Gegenstände der Geschicklichkeit, der Fertigkeit, der Routine, der Mechanik.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das näher auseinandersetze:

Das erste Kennzeichen der Kunst ist: Herrschaft des Geistes über die Natur, und die Kraft alle Umgebungen zu seinen idealen Forderungen zu erheben. Durch das innere Treiben und Drängen eines Menschen, durch Um- und Ausbildung vorhandener Formen neue zu schaffen, durch die Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze, und durch das Bewußtseyn gesetzlich auf sie wirken zu können, erzeugt sich in ihm das Ab- oder Spiegelbild von etwas außer ihm liegenden, das als Motiv, als Entbindungswerkzeug seiner

innern Welt, ſeiner Gedankenanforderungen, und zugleich als Ligatur und Verbindungsſehne mit eben dieſem Aeußern eintritt, er dichtet und erfindet.

Schaffen, Hervorbringen, mit einem Worte Produktivität iſt die unerläßliche Bedingung der Kunſt.

Die Baſis alſo alles Künſtleriſchen fehlt der Schauſpielkunſt ganz, wo iſt da Erfindung, wo Hervorbringen? hier heißt es nachringen, nachbilden, Copie des Geſchaffenen; die glücklichſte Darſtellung im harmoniſchſten Zuſammenwirken ihrer drei Hofdamen: Mimik, Plaſtik und Deklamation, iſt höchſtens Kunſtſtück, welches nur überraſchende Fertigkeit im Hervorbringen vorübergehender Wirkungen iſt, die durch Uebung eingelernt und durch Täuſchung und Sinnenſchein begründet worden; bei weitem aber noch nicht Kunſtwerk, welches eine ſelbſtſtändige Aeußerung unvorgeſchriebener Wirkſamkeit, hervorgebracht durch das nach einem freien Zweck ſtrebende Wollen, übereinſtimmend in allen ſeinen Theilen, iſt. Das zweite eben ſo unerläßliche Forderniß der Kunſt oder des Künſtlers iſt: Freiheit, ſowohl Freiheit des Geiſtes: Fantaſie, als Freiheit des Raumes, des Kunſtraums: Originalität, d. h. eine nach unbeſchränkten Weiten operirende, eigen-

thümliche und nicht gegenständliche Veranschaulichung.

Diese Freiheit kann aber der Schauspieler nicht haben, seine Fantasie kann die Ideale nicht ausbilden, da es nicht ihm zur Willkühr heimgestellt wird, sondern weil er blos wie ein Spiegel empfängt und das Bild, das hineinschaut, wieder herausschauen lassen muß; dieses hebt auch die Freiheit des Kunstraums, die eigentliche Originalität, welche blos Organ einer alle Ufer überwogende Fantasie ist, gänzlich auf. Der gänzliche Mangel an Produktivität, verbunden mit der nothwendig bedungenen Entäußerung aller innern Freiheit ist hinreichend um darzuthun, daß die darstellenden Personen nicht Künstler genannt werden können.

Das Schauspielwesen ist Mittel, Uebergang zur Kunst. Die Deklamation Uebergang der Poesie zur tönenden Kunst. Mimik Uebergang der Poesie zur zeichnenden Kunst, Plastik endlich endlich Uebergang der Poesie zur plastischen Kunst. Diese vereinigten Uebergänge zur Kunst können eben so wenig selbst Kunst genannt werden, als die Schiffbrücken, die zu einem Brückenkopfe führen, ein Brückenkopf genannt werden können.

Nun werden mich aber meine verehrteſten Hörer und Hörerinnen fragen, wie ſoll man Schauſpieler, die uns hinreißen zum Mitgefühl, die Wahrheit mit Kraft paaren, kurz diejenigen Schauſpieler erſter Gattung, die mit Recht bewundert und verehrt werden, nennen? Man nenne ſie groſſe Schauſpieler, unübertreffliche Schauſpieler, herrliche, treffliche, einzige kurz man erſchöpfe das Reich des Epithetons, um diejenigen wenigen Coriphäen beider Schweſter-Muſen würdigend und auszeichnend vor andern zu unterſcheiden, aber man nenne ſie nicht Künſtler. Handelt es ſich aber darum, eine Sophie Schröder zu bezeichnen, ſo nenne man ſie ein Genie, eine genielle, oder vielmehr die geniellſte Schauſpielerin, oder noch kürzer eine Wunderſchauſpielerin, ſie iſt die einzige, die ich kenne, die zur Schauſpielerin geboren iſt, die das „est deus in nobis“ verwirklichet, bei ihr ſcheint jener höchſte Grad von Kunſtbildung, das Ideale mit dem Wirklichen liebend verſöhnen, und das intenſive Gedankenleben im Einklange mit den äußern Geſtaltungen gleichmäßig anzuregen, Naturanlange zu ſeyn, und man wird erſucht, von manchen herrlichen Theilen ihrer Darſtellung zu denken, ſie ſelbſt wiſſe ſich

keine Rechenschaft davon zu geben, und sie Kunstschwärmerei zu nennen.

Wie kann die Schauspielerei Kunst genannt werden, wenn die sie Ausübenden auf ihre persönliche Form, auf ihr materielles Seyn angewiesen sind? Wenn ihre Persönlichkeit Alles in Allem ist?

Von Raphael mag es gelten, daß er ein großer Maler geworden wäre, auch wenn er ohne Arme auf die Welt gekommen wäre; Schiller wäre ein großer Dichter gewesen, auch wenn er keine Worte gehabt hätte und Mozart wäre ein Genie geworden, auch wenn es keine Noten gegeben hätte, aber können wir das auf Schauspieler ausdehnen?

Ihre Körperlichkeit ist ihr Hauptwesen. Wir können nicht sagen, wenn Devrient, wenn Lemm, wenn Wolf, wenn Anschütz als Zwerge geboren worden wären, sie wären auch große Schauspieler. Wenn wir dem Götz von Berlichingen einige Zoll von seiner Figur abschneiden, so schneiden wir seine Kunst mit ab; wenn wir der Eboli ein lahmes Bein geben, so sinkt die ganze Kunst; und wenn unsere Bösewichter keine rothe Haare und keine rothe Hosen anziehen können, so bleibt vom Bösewicht nur ein armer Wicht übrig.

Die Kunst giebt das Produkt aus der Kraft- und Naturfülle des Genie's, das Schauspielwesen giebt ein Abgeleitetes, welches zwischen Kunst und Natur sich selbst abkühlt.

Glauben Sie aber nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es am Ende leeres Stroh dreschen heißt, wenn man sich darum abmüht, ob die Schauspielerei Kunst heißen soll oder nicht; nein, der Wahn der Schauspieler, daß sie Künstler sind, hat unser Schauspielwesen so heruntergebracht. Seitdem so viel geschwatzt worden ist von Kunstbildung, künstliche Uebereinstimmung der Darstellung, künstlerische Auffassung, Kunststyl und Kunsthaltung, seitdem hat das Phantom der Kunst die wirkliche Natur erdrückt, und wir haben gar nichts. Seitdem die Schauspieler angefangen haben zu denken, seitdem spielen sie erbärmlich. Jeder Bediente, der einen Brief bringt, um die Worte zu sagen:

„Das Burgfräulein schickt mich her!"

will das Burgfräulein dramatisch aus der Kehle würgen.

Nichts hat der ganzen Schauspielerei so sehr geschadet, als eben die künstlerische Affektation, der luftgeschwollene Pathos, der ausgespreizte Stelzenernst, der

hochtönende Sontags-Bombast, die leere hohle Deklamation, der donnernde Lungenflügelschlag und der fortrollende Pausbackenschall, in dem sich unsere jetzigen Schauspieler so sehr gefallen.

Ich rede hier im Allgemeinen, denn Ausnahmen sind überall hie und da zu finden, also bevor unsere Schauspieler die Kunst (General-Uniform anziehen, sollten sie erst die Bildungsexercitien der Sprache durchmachen, die ihnen abgeht; sie sollten erst halb rechts und halb links marschieren lernen; sie sollten den Provinzialismen-Rock ausziehen, und die Dialekt-Zunge ausschneiden, sie sollten das Accentuiren hübsch lernen, und, vor Allem aber, den lieben Buchstaben des A B C's Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Wem von Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, brauche ich es noch zu sagen, wie die jetzigen Künstler agiren und accentuiren? Setzen sie nicht auf jedes Wort einen Trumpf, und ist es nicht, als ob jede Sylbe einen Blitzableiter hätte, in den es einschlagen müsse?

Wenn ein solcher Künstler sagt:

„Und Kopf und Herz und Leben weih' ich meinem Fürsten!"

ſo ſchleudert er die drei „und's“ in den Souflerkaſten den Kopf wirft er in die rechte Couliſſe, das Herz in die linke Couliſſe, das Leben in's Parterre und den Fürſten auf die letzte Gallerie.

Eine der drolligſten Anekdoten vom falſchen Pathos, die ich von einem, Ihnen wahrſcheinlich ſehr wohl bekannten Künſtler ſah, kann ich nicht umhin, ihnen hier mitzutheilen. Er ſpielte in „Herzogs Befehl“ den Offizier, der nur einen Arm hat. In der Scene, wo er ſeiner Geliebten das Herz anbiethet, ſagte er mit einer ungeheuern Deklamation und Leidenſchaft: Es iſt ehrenvoll für's Vaterland, ein Glied zu opfern, ich habe nur eine Hand, denn dieſe fehlt mir!“

Dabei ſtreckte er die fehlende Hand hoch in die Luft.

Sind Sie nicht ſchon oft Zeuge geweſen, wie unſere Künſtler in Schwulität gerathen, wenn ſie das D vom T, B vom P unterſcheiden ſollen.

Wird nicht jede Dattel zu Tadel, machen ſie nicht aus dem Bein eine Pein, aus dem Backen ein Packen und geben ſie einmal dem größten Theil unſerer Küſtler eine Bouteille Porterbier und Sie

bekommen dieſelbe als eine Pudelleje Borterpier zurück.

Das alles hier Geſagte ſoll vom Allgemeinen gelten, daß es in jedem Stand, in jedem Fache Individuen giebt, die ſich über das Allgemeine erheben, und eine ehrenvolle Ausnahme von der Regel machen, verſteht ſich von ſelbſt. Meine Meinung geht die Sache überhaupt, nicht aber die Perſon im Einzelnen an. Dieſes bitte ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, auch bei der zweiten Abtheilung gefälligſt im Auge zu behalten.

Zweite Abtheilung.

Unſer Schauſpielweſen iſt durch fünf Dinge zu Grunde gegangen. Erſtens durch die Unbildung der Schauſpieler, zweitens durch ihre proſaiſche Verbürgerung, drittens durch die Schlechtigkeit unſerer Kritik, viertens durch die Frivolität des Publikums, fünftens endlich durch die grundlos ſchlechte Verwaltung und Leitung der Theatervorſtände.

Betrachten wir die Mehrzahl unſerer Schauſpieler, ſo finden wir, daß ſie aus Individuen beſteht, die keine andere Bildung haben als Einbildung, keine andere Weisheit als Naſeweisheit, und keinen andern Geiſt als den Geiſt des Dünkels.

Wie ſoll die Schauſpielerei zur Kunſt oder auch nur zu einem tüchtigen mechaniſchen Weſen gedeihen, wenn wir keine Schule, keine Bildungsſchule für dieſelbe haben? Der Schuſter lernt ſein Handwerk von Jugend auf, der Schneider, der Tiſchler u. ſ. w. Der Maler, der Bildhauer hat Schulen, er lernt zeichnen, Farben miſchen, behandeln, den Meiſel führen, Umriſſe machen u. ſ. w. Der Mediciner, der Advokat

machen ihre Schulen durch, das Militär hat seine Exercitien, seine Grade, seine Taktik, kurz Alles, Alles hat seine Schule, seine Studien, alles geht nach und nach von Jugend auf, durch Unterricht seine Bahn zu einem Zwecke hin, bloß der Schauspieler legt sich mir nichts dir nichts heute Abend als gewöhnlicher Mensch nieder, und steht morgen früh als Künstler auf. Er verwundert sich selbst, daß er so von heiler Haut ein Künstler geworden ist, allein er glaubt sichs auf sein Wort. Wenn Jemand auf den Schulen nicht mehr gut thut, wenn Papa dem Mutterſöhnlein eine Maulschelle versetzt, wenn Mama das Töchterlein nicht genug herum lanciren lassen will, was thun sie? sie gehen unter die Schauspieler, und werden Künstler und Künstlerinnen. Wer giebt sich Mühe, sie zu bilden, wer studiert ihnen etwas ein? wer sagt ihnen die Ansichten über dramatische Gegenstände, über Kunst, über Deklamation, über Rhetorik, Mimik u. s. w.?

Keine Seele! Sie wissen nichts, sie wollen auch nichts wissen, sie probiren es, und sieh da! sie sind wie die Lilien des Feldes, die nicht säen und nicht spinnen und doch existiren.

Im vorigen Jahre kam ein junger Mann in Berlin

zu mir, mit der Bitte, ich möchte ihn bei meiner ausgebreiteten Bekanntschaft irgendwo empfehlen; auf die Frage, als was? erwiederte er: „Entweder als Jäger oder als Schauspieler!“

Vier Monathe später traf ich denselben jungen Menschen unter einem andern Namen in Celle beim Theater, und alle Celler und Cellerinnen betheuerten mir, er sey der erste Celler-Künstler.

Eben weil es keine Schauspielerschule giebt, giebt es kein Ganzes auf unsern Bühnen, bleibt es immer und ewig Stückwerk, Rhapsodistisches. Wenn hie und da einzelne Erscheinungen auftauchen, so stehen sie isolirt da, und es entsteht billig noch die Frage, ob ein solches Hervorragen dem Ganzen nicht mehr schade als nütze, da es nur als ein Lichtstrahl die nebenanbefindlichen Flecken anschaulicher macht?

Der Maler, der Compositeur, der Dichter macht ganz allein das ganze Werk, er führt die Nebenparthien, die Einzelnheiten eben so sorgfältig, so künstlerisch aus als die Hauptfigur, oder die Hauptsache, deshalb kann es ein Ganzes, ein Abgeschlossenes, ein in allen seinen Theilen harmonisches Ganze seyn. Nehmen wir aber ein Meisterwerk unserer großen Dichter auf der

Bühne in Augenschein; was kann ein Einzelner, was können zwei und drei gute Schauspieler viel dafür thun, wenn keine Gesammtheit des Spiels, keine Totalität der Darstellung da ist?

Mag z. B. der „Macbeth" noch so vortrefflich seyn, eine einzige Dummheit einer Hexe verwischt den ganzen Eindruck, das Gemälde hat einen Flecken, es ist nichts mehr.

Lassen wir den glorreichsten „Hamlet" auftreten und den Güldenstern einen Schöps seyn, so ist alles verloren.

Alles das kömmt daher, weil es keine Schule, keine Bildungsschule für das Schauspielwesen giebt. Hie und da läßt sich einmal ein eminentes Talent sehen, aber das Crethi und Plethi der handwerkstreibenden Histrionen drückt es todt.

Ein zweiter Grund zum Zugrundegehen der Kunst ist das prosaische Einbürgern und Eingesellschaften der Schauspieler mit der übrigen Welt.

Ich lobe zwar dieses Zeichen der Toleranz, dieses Merkmal der Aufklärung, und es wäre Rohheit jene Zeit die bessere zu nennen, in denen die Schauspieler vermieden wurden. Aber unläugbar ist es und ausgesprochen muß es werden, daß, seitdem die Schauspieler mit

uns eſſen, trinken, und ſpielen, ſeitdem wir ſie ſo in ihrer ſplitternackten Menſchlichkeit unter uns herumwandeln ſehen, wir den Reſpekt vor ihrer Kunſt ganz verloren haben. Früher vermieden wir die Schauſpieler, mehr aber noch vermieden die Schauſpieler uns, ſie ſchalten uns Philiſter, Phariſäer, proſaiſche Brodſeelen u. ſ. w. aber deſto inniger lebten ſie ihrem Fache. Sie hielten ſich eben deſto feſter und eifriger an ihre Kunſt, ſie war ihnen heilig; wir ſahen ſie nur im Cothurn, nur immer im Soccus, nur unter Lampen und Raupen, und wir ſchenkten ihren Gebilden gerne Glauben und Beifall. Jetzt aber, wo ſie im Schlafrocke und im Nachtkamiſol unter uns herumwandeln, haben wir die Illuſion verloren, wir bringen den Köhler-Glauben nicht mehr mit in's Theater.

Wenn Hamlet noch mit unſerm Bratenfett um den Mund „ſeyn oder nichtſeyn" deklamirt, wenn die Sappho eben blinde Kuh mit uns ſpielte und nun die „goldenthronende Aphrodite" herunter beſchwört, ſo iſt der ſchmale Raum vom Orcheſter nicht Kluft genug, um die Viertelſtunde früher aus unſerm Gedächtniß weit zurückzuführen.

Kurz das Verbürgern hat den bunten Schmelz von

dieſen Illuſions-Flügeln abgeſtreift, und der Sache geſchadet.

Die dritte Urſache des Verfalls der heutigen Schauſpielerei liegt in der grundſchlechten Kritik unſerer Blätter.

Wenn wir das Heer der Theaterkritiken betrachten, welche die Stimmen über das Theater und über das Theaterweſen angeben, ſo müſſen wir mit Schaudern zurückfahren.

Bald iſt es ein rezenſirendes Kindeſtiſt, welches die erſten kritiſchen Zähnchen an dem Wolfszahn der Theaterkritiken hervorbrechen machen will; bald iſt es ein feiler Winkelſchreiber, welcher für den Brodabfall an dem Tiſche eines Schauſpielers den Lobſalm auslöffelt in breiten Columnen; bald iſt es ein einfältiger Tropf, der aus Hunger unter die Rezenſenten gegangen iſt, und ſein großes Schafsgeſicht in langen Spalten abſpiegeln läßt.

Bald iſt es nichts als ein gallverdorrtes Männchen, welches ſein körperliches Mißbehagen in gallſulzigen Zeilen verjammert, und ſein Kopfweh und ſeine Kreuzſchmerzen den armen Schauſpielern entgelten läßt.

Bald iſt es nichts als ein bloßer Witzling, der ohne alle andere Fähigkeit ſich blos freut, wenn die Schauſpieler beim langſamen Feuer geprikelt werden.

Bald iſt es ein Generalausborger, der allen Künſtlern die papierne Piſtole auf die Bruſt ſetzt und ausruft:

„Borg mir oder ich reiß dich!“

Jedoch Sie werden mir mit Wallenſtein zurufen:

„Erſpare mir aus dem Zeitungsblatt zu melden was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt.“

Die meiſte Verdammniß trifft aber Redaktoren, die albern oder gewiſſenlos genug ſind, ihre Blätter ſolchen Scriblern zu öffnen, die zum Schmach der Schauſpielkunſt ihren Lobhudelſaft in denſelben austrichtern.

Als wahres Lobhudelmagazin von ganz Deutſchland iſt die Dresdner Abendzeitung bekannt. Ich habe mir den Spaß gemacht und alle Individuen zuſammengezählt, die in der Abendzeitung vom erſten Januar 1829 bis erſten Januar 1830 mit dem Namen „Deutſche Künſtler“ belegt wurden und es ergab ſich folgendes Facit:

Tragiſche Künſtler	8436
Tragiſche Künſtlerinnen	6917
Künſtleriſche Liebhaberinnen . . .	9004
Künſtleriſche Liebhaber	8615
Böſewicht-Künſtler	2031
Künſtler-Mütter	1400
Künſtler-Väter	2692
Künſtler die Alles ſpielen	6007
Summa ſummarum	55102 Stück Künſtler.

Rechne ich nun meine Anſicht dazu, ſo leben, wie ich die deutſchen Theater kenne.

in Wien	6
in Berlin	4
in München	$1\frac{1}{2}$
in Hamburg	1
in Frankfurt a. M. in Suttgart, in Braunſchweig, in Caſſel, in Hannover, in Darmſtadt, in Magdeburg, in Dresden, und in Leipzig zuſammen auch . .	$4\frac{1}{4}$
das giebt	$16\frac{3}{4}$ Künſtler,
bleiben alſo	$55035\frac{1}{4}$ Künſtler,

die mir leider entgangen ſind.

Wenn man der Abendzeitung glauben will, ſo befinden ſich in Sondershauſen zum Beiſpiel mehr Künſtler als Einwohner und wenn das Theater dort aufhörte, ſo würde der Prinz von Sondershauſen ſo viel Künſtler verlieren, als der Kaiſer von Oeſterreich Soldaten in einer verlornen Schlacht.

Die Lobſudel-Kritiken ſchaden der Sache auf eine furchtbare Weiſe; dieſes in Lobſalm einpökeln aber erſtreckt ſich inſonders auf Künſtlerinnen, und ſelbſt der

ſtrengſte Kritiker und ſo zu ſagen der kritiſirende Unmenſch hat in dieſer Hinſicht Augenblicke, „wo er dem Weltgeiſt näher ſteht als ſonſt.“

Ein einziges Beiſpiel von glücklichen unpartheilichen Rezenſenten hab ich erlebt und es iſt zu drollig, als daß ich es Ihnen nicht mittheilen ſollte. Ich war in Hamburg bei einer ſehr liebenswürdigen Dame zu einem Soirée gebeten, in welchem dilettirt wurde. Ich ſelbſt mußte auch mein Schärflein dazu beitragen und nachdem ich mich ein Erkleckliches nöthigen ließ, trug ich ein Gedicht von mir, mit vielem innerlichen Beifall von meiner Seite vor; plötzlich ertönt ein Ziſchen. Sie können ſich meinen Schreck denken, die Hausfrau erblaßte, man wußte nicht woher das Ziſchen kam, ich las weiter, das Ziſchen vermehrte ſich, die Hausfrau ſprang entſetzt auf, ſtellt die Unterſuchung an, und ſiehe da! es waren die gebratenen Aepfel in der Röhre, die ſo à tempo ziſchten! Die Aepfel ſind alſo eine ganz unpartheiliche Art Rezenſenten.

Die vierte und wahrlich *nicht die kleinſte* Urſache des Verfalls des Schauſpiels liegt in der Frivolität des Publikum's.

„Ich hoffe das nimmt niemand krumm,
Denn Einer iſt kein Publikum.
Das Publikum, in jedem Falle,
Das Publikum, das ſind wir Alle.“

Wir ſind überreizt, wir haben uns ſo abgeſtumpft für alle ſolide und nahrhafte Koſt, daß wir nur die gewürzteſte franzöſiſche Küche haben müßen, um Geſchmack daran zu finden. Das Einfache, das Wahre, das Stillleben der Kunſt, die Tiefe des Lebens, den Ernſt des Daſeyns in allen ſeinen Geſtaltungen auf der Bühne zu ſehen, langweilt uns, wir müßen ein Aufgebot von äußerlichen Zuthaten haben, das uns nicht nur rühren, ſondern auch kitzeln ſoll. Allen fünf Sinnen ſoll ein ſchwelgeriſches Mahl nicht blos aufgetragen, ſondern eingegoſſen werden. Ohrenſchmaus und Augenweide ſind die erſten Foderungen, die unſer verflachtes, frivoles und in Sinnenluſt befangenes Zeitalter an die Bühne macht, Herzensrührung und Geiſtesbildung, das überlaſſen wir den Handwerkern. Die raſende Opernwuth iſt das Ungeheuer, welches das Schauſpiel und mit ihm das ganze Theaterweſen zu Grunde richtet; dieſe unnatürliche Aufreizung zeigt von unſrer gänzlichen innern Erſchlaffung; der kräftige Nerv, das Mark un-

unſers Charakters ſind weggezehrt, betäubende Staubbäche ſinnlicher Eindrücke ſollen unſer Inneres noch gewaltſam aufwecken, und momentan auf- und anſpannen.

Neben der Oper müſſen wir noch das Ballet haben; das Ballet aber iſt nichts als die Einladungs-Karte der ſtummen Wolluſt an die taube Sinnlichkeit.

Opern-Muſik, Tanz, Dekorationen, Maſchinerien, Flugwerke, Feuerregen, Gruppirungen, alles Mögliche muß zuſammengequakſalbert werden, um unſerer empfindungsloſen Stumpfheit als àpropos Zugpflaſter aufgelegt zu werden.

In einer ſolchen Taumel- und Kitzelepoche kann die wahre Kunſt keine Würdigung finden, und wo die Würdigung als Impuls fehlt, da muß alles beſſere Beſtreben der Kunſt an und in ſich zerfallen.

Die fünfte Urſache, die in der Theaterverwaltung liegt, ſoll der Gegenſtand meiner nächſten Vorleſung ſeyn. Schlüßlich theile ich Ihnen noch eine Parodie aus Wallenſteins Lager mit, die den Inhalt meines heutigen Themas kurz in ſich faßt:

Heyſa, juheya, dudeldumdei!
Das geht ja hochher! bin auch dabei!
Iſt das die Geſellſchaft der Schreiber?
Sind wir Rezenſenten? Sind wir Hockerweiber?
Treibt man ſo mit der Kritik Spott,
Als hätt' der liebe Muſengott
Das Chiragra, könnt ſich nicht ſtrecken?
Iſt es jetzt Zeit zum Verſtecken?
Lob zu ſudeln, Speichel zu lecken?
Und die Kritik liegt auf der Naſe,
Lobt den Vetter, die Muhme, die Baſe,
Kummert ſich mehr ums Geld, als obs auch gält,
Hat lieber die Baarheit als die Wahrheit,
Kriecht herum um den warmen Brei,
Frißt den Schlegel, kennt nicht die Schlegelei.
Der Helikon trauert in Sack und Aſche,
Die Kritik füllt ſich nur die Taſche.
Es iſt eine Zeit der Thränen und der Noth,
Am Parnaß geht es kunder-bunder,
Und aus den Wolken ein zweiter Loth
Sieht Apoll auf das Sodom herunter.
Das litterariſche Reich — das Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen: litterariſch arm!
Das Luſtſpiel iſt jetzt geworden zum Wuſtſpiel,
Die Tragödie ſollte heißen Drachödie.
Die Entwicklung iſt geworden zur Zerſtücklung,
Die Einheit und das Fatum,
Sind nun Peinheit und Fad' dumm!
Und alle die geeigneten deutſchen Dramen,
Sind geworden ausgeſpindelte Rahmen!
Woher kommt das! das will ich verkünden:
Das kommt her von euern Laſtern und Sünden,

Von dem Klingkling und Verſifiren
Mit dem auch die Kinder jetzt Verſe klexen,
Von dem ewigen Freundſchaftsgeſudel,
Vom Kriechen, Knixen und Lobgehudel,
Von der Parthei-Wuth, von den Katzbalgereien,
Die den Ernſt der Sache entweihen.
Und wie die Kritik ſo die Kunſt,
Iſt jene Rauch, wird dieſe Dunſt.
Ubi erit victoriae spes
Si offenditur Deus? wie ſoll man ſiegen
Im dramatiſchen Feld, wenn, wie in Predigt und Meß,
Die Künſtler uns Vers und Sylben zuwiegen.
Das Weib auf dem Wochenmarkt
Spricht doch wenigſtens natürlich,
Marionetten drehen ſich zierlich,
Selbſt Dilettanten ſprechen öfters manierlich,
Aber wer auf dem Theater ſucht
Des Wortes Wohlklang, der Rede Frucht
Und Rede Fall, der wird nicht viel hören
Und käm er mit unzähligen Röhren.
Zu Leſſing und zu Göthen
Kamen einſt in ihren Nöthen
Schauſpieler auf das Zimmer,
Holten Rath und Beiſtand immer,
Fragten ihn: *Quid faciemus nos*
Wie machen wirs, daß wir beſſer werden als der Troß?
Et ait illis: Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr die Direktoren nicht plagt,
Neque calumniam faciatis
Wenn ihr dem Kunſtneid ob nicht liegt.
Contenti estote, ſondern euch begnügt

Stipendiis vestris, mit euern Rollen,
Wie die Dichter und Musen es wollen.
Es ist ein Gebot: du sollst deine Phrasen
Dir vom Soufleur nicht lassen einblasen;
Und wo hört man schlechter memoriren
Als in unsern deutschen Musenquartiren?
Wenn man für jede Sylbe und Laut,
Die ihr verschluckt und niederkaut,
Einen Uebersetzer wollt werfen in's Meer,
Es wäre bald keiner zu finden in Deutschland mehr.
Und wenn für jedes B und D,
Das ihr vertauscht mit P und T,
Ein Rezensent kratzte sich hinter das Ohr,
An einem Abend wär es weg,
Und, wär es so lang als ein Damenflor!
Iffland war auch ein Acteur und Fleck,
Döbelin, Schroder und Beck;
Doch wer sah, daß sie's bis zur Ohnmacht trieben,
Wenn ein Rezensent die Wahrheit geschrieben?
Wieder ein Gebot; ihr sollt mit den Händen nicht sägen.
Ja, das befolgt ihr auch täglich,
Und agirt mit den Händen unsäglich!
Vor euren Händ- und Füße schmeißen,
Vor eurem Hauen und Luftzerreißen,
Ist die Coulisse nicht geborgen an ihrem Ort,
Der Schnürmeister nicht sicher in seinem Port,
Ihr reißt den Soufleur und den Kasten fort!
Was sagt der Regisseur? *contenti estote*:
Begnügt euch mit der Hand und macht keine Pfote!]
Doch wie soll man die Acteurs loben,
Kommt das Aergerniß doch alles von oben,

Wie die Glieder so das Haupt,
Weiß doch Niemand was ein Direktor jetzt glaubt.
Comme Misericorde et Hallabarde
Sind sie in jeden Brödel vernarrt.
Sie führen das Volk ab vom guten Geschmacke,
In Sümpfe, Pfützen und Kloake;
Solche Bramarbasse und Musenhetzer
Nehmen in Pacht alle Uebersetzer,
Solche Dichterbeschneider und Kunstbaschkirs,
Verleugnen, wie Petrus, die herrlichen Meister,
Bringen Affen, Hunde und französischen Kleister,
Solche ew'ge Allerwelt Engagirer,
Solche Kunstgeschmacksrasirer
Lassen sich nennen: ein Direkteur!
Ja das Ende bringen sie direkt her!
So lange man die Kunst also beherrscht,
In der Kunstwelt ein ewig Weh herrscht.

Sechste Vorlesung.

Intendanten, Regisseure u. s. w.

„Was habt ihr Vormittag gemacht?“ fragte einst eine Mutter ihre beiden Töchter, „Nichts!“ antwortete die Eine; „und Du?“ fragte sie die Andere. „Ich habe ihr geholfen!“

In dieser Anekdote läge so ziemlich die Karakteristik unserer deutschen Intendanten und Regisseure, jene thun nichts und diese helfen ihnen dabei.

Es scheint im ersten Augenblicke unbegreiflich, daß gerade jetzt, wo der Paroxismus der Theatersucht seine höchste Höhe erreicht hat, wo alle Publikümer sich fast ausschließlich dem Theat[illegible] Vergnügen überlassen, daß gerade jetzt die artistische und ökonomische Gestaltung unserer Theater so zerstückt und so zu sagen agonisirend sind.

Allein nicht die Mittel, die ein Mensch, eine Familie, eine Gesellschaft oder ein Staat besitzt, gründen die Wohlfahrt derselben, sondern der richtige, zweckmäßige und wohl berechnete Verbrauch dieser Mittel, und ihre richtige Vertheilung und Anwendung.

Wir haben zweierlei Gattungen Theater. Die erste sind die, welche ein einzelner, auf eigene Rechnung, auf eigenes Risiko führt, die ganz allein auf die Theilnahme und Unterstützung des Publikums angewiesen sind: und die zweite sind die, welche vom Hofe, vom Staate als öffentliches Institut errichtet werden, die einen großen Beitrag vom Staate genießen und als Bildungsschulen betrachtet werden. An der Spitze der ersten Gattung steht ein Direktor oder General-Direktor, an der Spitze der zweiten ein Hof-Intendant.

Der Direktor wird Kraft seines Geldes, der Intendant Kraft eines Dekretes Chef einer Anstalt, welche Veredlung des Geschmacks, des Geistes und der Sitten bezweckt, welche die Bildungsschule des Volkes, ein Moralhaus der Jugend, eine Kulturpflanzung der Kunst und des Wissens und zugleich der edelste, anständigste und unterhaltendste Sammelplatz des Publikums aus den höchsten und niedersten Ständen seyn soll.

Das Geld giebt nun freilich die Mittel und das Dekret giebt den Titel, aber beide geben nicht die Fähigkeit einer solchen complizirten Anstalt mit Umsicht, Einsicht und Vorsicht, mit Hast, Saft und Kraft, mit Kenntniß der Sache und der Menschen, mit Energie und Ausdauer, mit Geschmack und Urtheil, mit Kunstsinn und Kunstgefühl, mit umfassender Kenntniß der Bühne und der Dramaturgie, mit inniger Bekanntschaft mit allen mechanischen, technischen und artistischen Verzweigungen dieser tausendfach durchäderten Maschine, kurz mit derjenigen Ausrüstung, die unumgänglich bei einem solchen Institute nöthig ist, vorzustehen.

Ein Generalissimus, dem die Führung der Armee anvertraut wird, hat sich gewiß auf dem Felde des Ruhms seine Lorbeeren erworben, er hat in Schlachten gekämpft und in Schlachten gesiegt, es ist sein militärischer Geist, der ihn an die Spize einer glorreichen Schaar stellt. Ein Bischoff erhält den Hirtenstaab durch sein gottgefälliges Ackern im Weinberge des Herrn. Ein Minister wird durch seine Verdienste und Leistungen im Kabinette, durch seine erprobten Talente Minister; blos der Theaterdirektor und der Theater-

Intendant die werden es, jener durch sein Geld und dieser durch ein Dekret, ohne vorher auch nur die Sache, der sie nun als einziges, belebendes Princip vorstehen sollen, mehr als dem Namen nach gekannt zu haben. Nun kann man ein sehr reicher Mann seyn und sehr viel Geld haben, und doch ein schlechter Theaterdirektor seyn; man kann als Mensch, als Edelmann, als Hofkavalier die achtungswertheste und vortrefflichste Person seyn und als Theater-Intendant auf einen Posten kommen, dem man durchaus nicht gewachsen ist. Ein solcher Theater-Intendant wird zwar stets als Haupt seine Stelle ausfüllen, aber als Kopf seine Stellung leer lassen.

„Die Kunst muß studiert werden," hab ich in einer Broschüre gelesen, welche hier, von einem hiesigen Hoftheater-Intendanten erschien, „und das Dekret als Intendant an den rechtlichsten und gebildetsten Manne aus einem andern Wirkungskreise ergeben, giebt diesem Manne wohl die Stelle, aber nicht die dazu gehörigen Kenntniße und den Geschmack. Erstere müssen durch Studium erworben, letztere angebildet werden."

Diese Worte eines Münchener Hoftheater-Intendanten sind sehr wahr, aber sie haben noch nicht den

tausendsten Theil davon gesagt, daß nicht blos dieser und jener Hofintendant in dieser oder jener Residenz, sondern daß die Intendanturen überhaupt das Unglück des deutschen Theaters ausmachen. Es handelt sich bei der Erörterung dieser Sache um zwei Fragen: „Was soll eigentlich ein Hoftheater-Intendant seyn?“ und „was ist eigentlich ein jetziger Hoftheater-Intendant?“ Der Hoftheater-Intendant soll nichts seyn als das würdige Organ, welches die Befehle und die Wünsche des Regenten an das Institut, und die Wünsche und die Bitten des Instituts an den Regenten befördert. Er soll bei dem Theater den Regenten und bei dem Regenten das Theater repräsentiren, da der öftere Verkehr, den ein Hoftheater mit Regenten hat, natürlicher Weise einen hoffähigen Mann haben muß, der diese Wünsche hin und her bringt. Ein Hoftheater-Intendant muß vor Allem auf die äußere Würde, auf den höchsten Anstand des Instituts bedacht seyn, auf die höchste Dezenz in den Vorstellungen, auf das sittlichste Betragen der Mitglieder, die durch den Umstand, daß sie einem Hoftheater angehören, eine gewisse Würde behaupten sollten, die sie aber bloß in Wien und Berlin wirklich behaupten. Ein Hoftheater-

Intendant muß nicht nur durch seinen persönlichen Charakter, sondern auch durch sein Wissen dem lieben Musenhäuflein imponiren; er muß sie dirigiren, aber nicht mit ihnen en compagnie dirigiren. Ein Hoftheater-Intendant endlich sollte ein Mann seyn, dem auch das Publikum eine gewisse Superiorität an Kenntniß und Erfahrung zugesteht. Ein Hoftheater-Intendant endlich sollte ein Mann seyn, der mit den dramatischen Erzeugungen der deutschen Nation innig vertraut, und mit den vorzüglichsten lebenden Dramatikern in steter Verbindung steht, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Urtheil zu richten, mit eigenem Geschmacke zu wählen und mit eigener Energie sogleich das Neueste und Beste dem Publikum, gegen welches er die bündigsten Pflichten hat, zu bringen.

So sollte, so müßte ein Hoftheater-Intendant beschaffen seyn, wenn er den Wünschen des Regenten, den Wünschen des Publikums und den Intentionen eines wahrhaften Kunstsinns entsprechen soll.

Werfen wir aber nun einen Blick auf die deutschen Hoftheater-Intendanten überhaupt, wie sie sind, und wir werden wenig Züge aus dem eben entworfenen Gemälde finden.

Der größte Theil der Hoftheater Intendanten mißbrauchen ihre Stellung, indem sie die Wünsche des Regenten und die Wünsche des Publikums nicht nur nicht zu vereinigen sich bestreben, sondern sie gerade zu als gegeneinanderlaufend darstellen, und sie so nach und nach wirklich in einen peinlichen Conflikt bringen.

Soll nach den Selbstwünschen des Intendanten irgend ein Mitglied engagirt werden, ein anderer verabschiedet, soll ein Zweig der Anstalt vergrößert, der andere eingeschränkt werden, so stellt der Intendant dem Regenten von der einen Seite vor: „das Publikum wünscht es" der Regent, der so gerne den Wünschen des Publikums entspricht, willigt ein, die [illegible]ung geschieht, das Publikum grollt mit dem Intendanten, allein dieser weiß unter das Publikum zu bringen, es war der Wunsch des Regenten.

Oft schon ist durch ein solches Verfahren eine Be- und Ent-Fremdung zwischen dem Regenten und dem Publikum eingetreten, die ganz allein durch entstellte Vorstellungen eines Intendanten beim Regenten und beim Publikum verursacht wurde. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die Regenten gerne auf schon gefaßte Entschlüsse verzichten, wenn der Intendant Frei-

müthigkeit und Gewiſſenhaftigkeit genug hatte, demſelben die wahre Geſtaltung der Dinge und die Stimmung des Publikums vorzuführen. Denn es giebt keinen Regenten, der die Wünſche des Publikums nicht beachtete, nur die Trottoirs die von der Stimme des Volkes zu den Ohren der Regenten führen, ſind größtentheils ſo ſchlecht gepflaſtert, wie alle unſere Trottoirs, und man bricht das Bein ehe man an das Ziel gelangt.

Kann man aber von einem Hoftheater-Intendanten, der Intendant wurde, blos weil eben kein Oberſtſtallmeiſteramt oder kein Obermundſchenkenamt offen war, und er doch etwas werden mußte, kann man mit Recht von ihm verlan. . er ſoll die Oekonomie des Theaters, das Techniſche, das Dekorationsfach, das Dramatiſche, das Artiſtiſche und endlich das ſogenannte Handwerk der Schauſpieler ſelbſt noch wiſſen oder erlernen?

Nein, aber man kann, man ſoll, man darf, ja man müßte von ihm verlangen, daß er es einſähe, daß er nichts einſehe, und ſich tüchtige Menſchen anſchaffe, die ihm tüchtig zur Seite ſtehen.

Wir haben ein ſolches vortreffliches Beiſpiel bei dem Burgtheater in Wien. Der Hoftheater-Intendant verwaltet das Theater der Form nach, aber er hat an dem

Generalsekretär Schreyvogel, rühmlichst bekannt unter dem Namen: West, einen Mann bei sich, der alles leitet, was in das Artistisch-Litterarische, Dramatische und Wissenschaftliche einschlägt. Er liest die Stücke, er prüft sie, er bearbeitet sie, er arrangirt sie, er streicht weg, er setzt hinzu, kurz er ist ein Mann wie er durchaus einem Theater, welches sich über die Gewöhnlichkeit einer wandernden Truppe erheben will, nöthig ist.

Sehen wir aber den größten Theil unserer Intendanten an, die Alles in Allem selbst thun wollen, aber Nichts in Allem und Alles in Nichts thun.

Betrachten wir nur die Repertoirs und wir forschen in ihnen vergebens nach, in wie ferne sie für die Wünsche der Regenten oder für die Anforderungen des Publikums, oder endlich für das Beste der Kunst so zusammengestoppelt worden sind. Betrachten wir die Darstellungen selbst, und wir forschen vergebens nach dem unsichtbaren sichtbaren Geist, der über und in ihnen waltet, nach dem Nimbus eines einsichtvollen Genius, der alles rundet und plättet; nach dem Maaßstabe einer reinen, geläuterten und erprobten Geschmacksleitung. Betrachten wir die Auswahl der Novitäten, die uns geboten wer-

den und wir forſchen vergebens nach den Motiven, die uns gerade das Aelteſte von dem Beſſern, und das Schlechteſte von den neuern Erſcheinungen bringt. Wir fragen uns vergebens, wer muß dieſes Stück gekauft, wer muß es gewählt, und wer endlich muß es geleſen und als würdig befunden haben, auf einem Hoftheater einem gebildeten Publikum als Novität, als Bratenſtück vorzuführen?

Sehen wir endlich die verkehrte Beſetzung der Stücke, ſo forſchen wir wieder vergebens, wer mag die Rollen vertheilt, wer der Leſeprobe und der Bühnenprobe beigewohnt haben, und welchen Damenpatronanzen und Protektionswegen und Schleichwegen wir dieſe Beſetzung zu verdanken haben?

Und auf alle dieſe Fragen haben wir nur die eine Antwort: „der Intendant und der Regiſſeur!“ Man weiß aber oft nicht, ob der Intendant Regiſſeur oder der Regiſſeur Intendant iſt. Werfen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen mit mir einen Blick auf den größten Theil unſerer deutſchen Regiſſeure; welch' ein reitzendes Bild ſtellt ſich unſern Augen dar. Die meiſten wiſſen von Dramaturgie, von Aeſthetik, von Kunſt und Kunſtanſicht ſo viel, wie Don Miguel von reiner

Menſchenliebe; ſie beſitzen kein Urtheil, keinen Geſchmack und keine Bildung, und ſie ſind es, die dem Publikum, welches einen großen Theil Perſonen in ſich ſchließt, die im Schlafe mehr Bildung beſitzen als ſie alle, die Schule der Bildung und das Treibhaus der Kunſt in aller Gloria verführen ſollen. Der Intendant iſt oft ein Spielzeug der Regiſſeure, die Regiſſeure ein Spielzeug ihrer Frauen oder Geliebten, dieſe ein Spielzeug ihrer Freunde, dieſe wieder das Spielzeug der erſten beſten Nähermädchens; würde alſo Raupach in Berlin gefragt, „Warum wird Ihr Vormund und Mündel da und dort nicht gegeben?“ ſo müßte er antworten: „Dieſes oder jenes Nähermädchen meynt, es hielte nicht Stich!“

Die Regiſſeure ſehen vor Allem darauf, daß ſolche Stücke gegeben werden, wo ſie ſelbſt zwölf eingelegte Abgänge haben, und fünfzehn obligate Couliſſen mit ſich fortreißen können. Sodann protegiren ſie ihre Damen und wählen für dieſe ſolche Stücke, wo das Koſtüm mitſpielt, und wo einige ſupernumeräre Ohnmachten ihre Reitze illuſtriren laſſen. Sind dieſe zwei wichtigſten Dinge beſorgt, dann haben unſre Regiſſeure das ihrige gethan.

Bei den Proben laſſen ſie jeden ſpielen und machen

wie und was er will, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie es selbst nicht besser verstehen.

Am meisten offenbart sich das artistische Unvermögen unserer Theaterleitung in der verrückten Eintheilung, die sie uns in den drei Zweigen als rezitirendes Schauspiel, Oper und Ballet vorführen. Bald werden wir in einer Woche mit Trauerspielen abgefüttert, die zweite Woche mit Opern, die dritte mit Ballets, wir haben dieses Kleeblatt nie in gleichem Grade vollkommen, nie zugleich ganz besetzt, nie in gehöriger Abwechslung auf der Scene.

Unsere Intendanturen machen uns weiß, oder machen es ihrer vorgesetzten Behörde weiß, durch die Verminderung der Ausgabe dem ökonomischen Zweig des Theaters auf die Beine zu helfen, das ist aber reiner Unsinn, der ökonomische Zustand eines Theaters kann nur durch die Vermehrung der Erwerbsquellen, id est: der Einnahme verbessert werden, und in dieser Hinsicht ist der schlechte Zustand des Theaters wie ein Loch, je mehr man wegnimmt, desto größer wird es. Nicht durch das Verabschieden, sondern durch das Engagiren gewinnt die Theaterkasse. Aber nicht blos durch das Engagiren bloßer Theater-Larven, die

bei den Proben und bei gewiſſen Vorſtellungen gefallen, aber bei den wirklichen Vorſtellungen durchfallen, ſondern durch das Engagiren von tüchtigen Künſtlern und Künſtlerinnen, die nicht blos bei den Intendanten und Regiſſeuren, ſondern auch in ihren Rollen und auf den Brettern zu Hauſe ſind.

Unſere Regiſſeure und Intendanten haben die ſchlechte Maxime, mittelmäßige Sachen mit großem Pomp und gute Sachen kahl auf die Bühne zu bringen, das iſt eben ſo albern; die ſchlechte Sache geht dabei dennoch ohne Spur verloren, und die Gute verliert dennoch an Erfolg und Anerkennung.

Einen Beweis aber, auf wie ſchlechten und ſchwankenden Füßen unſere Hoftheater ſtehen, liefert ihre kindiſche Furcht vor aller Konkurrenz. In Berlin lebte das Hoftheater in ſteter Furcht, weil das Königsſtädter-Theater entſtand, und dennoch wurde das Hoftheater viel beſſer, ſeitdem das zweite Theater da war. Unſere Hof-Intendanten ſcheinen nicht zu wiſſen, daß Rivalität und Konkurrenz zweierlei iſt. Rivalität führt zu Reibung, Konkurrenz zu Emolument.

In Leipzig litt in der vorigen Herbſtmeſſe die Hof-

theater-Intendanz nicht, daß die Affen auf dem Marktplatze während der Theaterzeit spielen sollten, aus Furcht, die Rivalität könnt' ihnen schaden; und hier in München, in einer aufblühenden, volkreichen, emporstrebenden, an Bildung, Bildungstrieb, und Bildungsfähigkeit so begabten Residenz, bei einem für Kunst und Kunstpflanzungen so empfänglichen Publikum, bei einer Population von 90,000 Seelen, wo befremdend genug nicht alle Abend Theater gespielt wird, hier in München fürchtet die Hoftheater-Intendanz die Rivalität mit dem Lipperltheater! Dieser letzte Ueberrest eines Volkstheaters, diese unschuldigen Trümmer der Lorenzonischen Wandelbühne muß fallen, weil man vorgiebt, diese Bretterbude thäte dem Theater jährlich 20,000 fl. Abbruch. Ungeheuere Ironie!

Wenn Sie mir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, etwa stillschweigend vorwerfen sollten, ich wäre mit der Kunstleitung, mit den Repertoirs und mit der Regie zu schonungslos umgegangen, so kann ich Ihnen zum Schluße der ersten Abtheilung als Erwiederung nur eine Anekdote erzählen.

Ein Cavalier verklagte einmal einen Bürger weil dieser sich über die Löcher in der Livrée seiner Bedienten sehr lustig gemacht hatte; der Bürger wurde vor Ge-

richt citirt und ſagte: „Ich habe mich nicht über die Livrée beluſtiget, ich habe mich über die Löcher beluſtiget, und wo Löcher ſind, dort iſt keine Livrée.“

Ich habe auch blos von den Lücken geſprochen, und wo Lücken ſind, da iſt keine Intendanz, kein Repertoir und keine Regie.

Dixi, et salvavi animam meam.

Zweite Abtheilung.

Einen groſsen Ruin des Theaters bewirken alle unſere Theaterverwaltungen, durch das ewige Gaſtrollengeben und Gaſtrollen-ſpielen laſſen. Dieſe Sommervölker-Wanderung der Schauſpiel-Welt verdirbt alle Theater. Wo iſt der Nutzen des Gaſtirens für die Anſtalt, wo für das Publikum? Iſt es ein ſchlechtes Subjekt, ſo nützt es der Kaſſe nicht, und das Publikum hat keinen Genuß. Iſt es gerade ſo gut als die einheimiſchen Künſtler, nun ſo lernen und ſehen wir nichts Neues, nichts Auſſerordentliches, iſt es beſſer, ſo läuft das Publikum hinein, und läßt ſodann ſpäter das Theater leer, wird mit ſeinen Schauſpielern unzufrieden und verliert die Luſt das Theater zu beſuchen.

Ueberdem entſteht durch das Gaſtiren ein ewiges Zerreißen des Repertoirs, ein Umſtudieren der Rollen,

ein privilegirtes Durchgehen der Künſtler-Mitglieder und eine Buntſcheckigkeit der Darſtellung. Die Lücken, die in dem laufenden Cours der Stücke entſtehen, ſind unausfüllbar. Man laſſe höchſtens ſolche Subjekte ſpielen, die man wirklich engagiren will, aber dabei theile man aus eigener Protektion keine 100 Freibillete aus, ſondern laſſe wirklich das Urtheilfähige Publikum abſtimmen. Beſonders aber laſſe man keine Sängerin reiſen, denn bei den Sängerinnen habe ich die naturhiſtoriſche Bemerkung gemacht, daß bei ihnen die Heiſerkeiten wirklich zu Hauſe ſind, denn ſo lange eine Sängerin auf der Reiſe iſt, wird ſie nie heiſer, ſo bald ſie zu Hauſe iſt, iſt ſie heiſer. Ein Intendant müßte daher jede Sängerin mit einem jährlichen Kontrakt von 500 fl. engagiren, und für jeden Abend, an dem ſie ſingt, ein ordentliches Honorar beſtimmen, da würden ſich die Heiſerkeiten ſchön vermindern und die Theaterärzte, welche den Sängerinnen zwar in den Hals, aber nicht ins Gewiſſen gucken können, würden nicht ſo oft in die Verlegenheit kommen, bei der Heiſerkeit der Sängerin ſelbſt die Stimme zu verlieren.

Wenn aber ſchon gegaſtrollt ſeyn müßte, ſo ſollten einmal auch in Gottes Namen unſere Intendanten Gaſt-

rollen intendantiren. Der Münchener Intendant müßte einmal in Berlin drei Monat eine Gastrollen-Intendanz geben, der Berliner in Wien, der Dresdener in Weimar u. ſ. w. Da könnte vielleicht etwas Erſprießliches herauskommen, denn ſie würden wenigſtens Novitäten kennen lernen, und ſie würden ein wenig aus ihren gewöhnlichen Einflüſſen, die man auf ſie nimmt, herauskommen.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen das, was ich heute die Ehre hatte, Ihnen vorzutragen mit den zwei vorhergegangenen Abenden, die über daſſelbe Thema handelten, zuſammenſtellen, ſo werden Sie gewiß die Grund-Elemente in ihnen angegeben finden, die den Verfall des deutſchen Theaters beſchleunigen. Die Behandlung war wie der Gegenſtand, — trocken, — und Sie können wenigſtens nicht ſagen: daß Sie vom Regen in die Traufe kamen.

Ich will Ihnen zum Schluſſe des heutigen Abends eine Parodie der Schillerſchen Glocke mittheilen, die in ihren Abwechslungen einen Theil unſerer Theatergebrechen in ſich faßt.

Des Dichters Lied vom Theater.

Feſtgemauert in der Erde,
Steht das Haus, der Kunſt geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Friſch, ihr Finger, ſeyd bereit!
Von Geſchick und Fluch,
Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben.
Doch der Beifall kommt von Oben.

Zu Stücken, die man jetzt ſoll geben,
Geziemt ſich wohl ein Brudermord,
Wenn jeden Akt beſchließt ein Leben,
Dann fließt das Schauſpiel munter fort.
So laſſet uns mit Fleiß jetzt zählen,
Wie viel ein Kaſſa-Stück wohl bringt;
Den ſchlechten Dichter muß man ſchmählen,
In deſſen Werk kein Teufel hinkt;
Das iſts ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward ihm Holz und Licht,
Daß er in ſeinem Geiſte ſpüret,
Wenn doch der letzte Stock ſich bricht.

Nehmet Reime *à la* Hiller,
Doch Trochäen müſſens ſeyn,
Daß es wie gepreßte Triller
Schlage ins Parquet hinein.
Sorget für Geſchrey,
Schnell den Dolch herbei!

Daß die ſüß'ge Schickſalsſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Daches höchſter Stube;
Mit ſtarrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Souffleurs Glockenſtube,
Da wird es noch geſchrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen,
Und rühren vieler Menſchen Ohr!
Wird auch noch zu den Gallerien
Vernehmlich ſchallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das Manuſcriptum deutlich ſagt:
Schlägt an des Komödianten Krone,
Der es erbaulich weiter klagt.

Ha! ich ſehe Melodramen,
Wohl! die Kaſſa bleibt nicht leer.
Das iſt etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sey es noch ſo klein,
Daß es verſeh' die fremden Brühen
Mit neuen deutſchen Melodien!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das beliebte Stück,
Das zu ſo ſchlechter Ueberſetzung,
Verdammt ein jämmerlich Geſchick.
Da ruhen noch in ſtillen Wogen,
Die ſchwarzen und die weißen Bogen!

Des guten Scribe zarte Wendung,
Bewachen seine Deutschvollendung. —
Die Thaler fliehen unverdient!
Vom Originale reißt sich stolz 's Poetlein,
Er ziert's mit Eignem keck und frisch,
Begrabt es sinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetisch!
Und herrlich in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht den Diktionär er vor sich' steh'n!
Da faßt ein namenloses Sehnen
Das Dichterlein, es irrt allein;
Aus seinen Aeuglein brechen Thränen,
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend sucht es die Erklärung,
Und ist, wenn es sie fand, beglückt!
Das schönste stiehlt es der Erklärung,
Womit es seine Stücke schmückt.
O zartes Wortbuch! süßes Hoffen!
O kleiner Dichter großes Buch!
Der Dichter hält die Taschen offen,
Es schwelgt in ächter Weisen Fluch.
O daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des jungen Scribe!

Wie sie schon da draußen toben,
Durch den Vorhang schau ich 'naus,
Ist es schon gefüllet oben,
Tritt nun der Akteur heraus.
Jetzt, Comparsen, schnell!
Prüft mir das Kastell!

Ob die Zinnen und die Pforten,
Stehen an den rechten Orten.

Denn wo Comparſen und Dekorationen,
Wo Soffitten noch in ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
Drum prüfe wen's Theater bindet,
Ob ſich Koſtüm zum Manne findet!
Der Held iſt kurz, das Kleid iſt lang.
Lieblich auf gemahlten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz.
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den friſchen Mai;
Mit dem Vorhang fällt's in Trümmer
Und kein Fetzchen iſt d'ran neu.
Das Publikum flieht!
Direktor muß bleiben,
Die Aktrice glüht!
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch ſchreiben,
Muß ſtoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Und flehen und toben,
Muß hacken und brocken
Die Leute zu locken.
Da ſtrömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es ſchmückt ſich 's Parquet mit rieſigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz.

Und drinnen dreht ſich
Das ſchmächtige Weibchen,
Die Krink der Muſen,
Und ziſchelt leiſe,
In weiblichen Kreiſe,
Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt von dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und muſtert ganz keck
Den kreiſenden Geck!
Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht ſich im Kreiſe mit artigen Knirchen
Und ruft als wär' ſie die mächtigſte Fee,
Der harrenden Nummer: *Glace au Café*,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder.
Und die Männer mit frohem Blick
Von des Hauſes ablaufender Fläche
Ueberzählen ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit den Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen ſich um und um,
Und urtheilen: das iſt dumm!
Doch mit dieſen Klapperblechen
Iſt kein leiſes Wort zu ſprechen,
Und ihr Zünglein reitet ſcharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Aktricen ſind ſchon hier.

Doch, welch ein Lärmen iſt darinnen?
Iſt das hohe Kunſtmanier?
Donner und Malheur!
Ruft der Regiſſeur.
Glühend, in den ſeidnen Haaren,
Liegen ſich die Künſtler-Schaaren.

Wohlthätig iſt ein Regiſſeur,
Wenn er die Kunſt nur hält in Ehr';
Denn was man ſiehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm beſcheert.
Doch furchtbar wird der Regiſſeur,
Wenn er in dem Gehirne leer,
Behandelt wie das liebe Vieh,
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelaſſen,
Leſend, ohne Widerſtand,
Durch die ſchönſten Zeilengaſſen
Streicht mit der verweg'nen Hand!
Denn die Regiſſeure haſſen
Was der Dichter wohl erfand.

Auf der Probe
Soll man Rollen
Lernen wollen,
Auf der Probe herrſcht ein Tropf
Ohne Kopf!
Hört ihr Krächzen fein und grob?
Das iſt Prob'!
Roth wie Blut
Iſt Regiſſeur,
Das iſt nicht die Künſtlerglut!

Welch Geplapper
Hin und her,
Kreuz und quer!

Brüllend fliegen Regiſſeure
Durch Statiſten ſtolze Heere,
Durch die Wälder ander Speere,
Kochend wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Helden, Worte krachen,
Väter heulen, Mädchen ſchnattern,
Chöre winſeln, Haare flattern,
Bretter zittern
Unter Rittern,
Alles taumelt, trippelt, trappelt,
Rollen werden abgezappelt.
Durch der Dichtung Verſen-Kette,
Um die Wette
Heult der Pathos, hoch in Bogen
Schäumen Helden Waſſerwogen,
Fechtend kömmt die Hand geflogen,
Die in Luft den Ausdruck ſucht,
Zweifelnd in der Rede Frucht
Fällt ſie, in des Dichters Träume,
In der Zeilen ſchöne Räume
Und als wollt er in gewalt'gen Wehen,
Mit ſich fort des Hauſes Wucht
Reißen, in gewalt'ger Flucht
Stohnt er auf zu Himmelshohen
Wie ein Roß!
„Ach! wie groß!"
Sagen dann die Intendanten,
„Mit Bewunderung werdens alle Tanten
Heute Abend ſpielen ſehen!"

Leer gemacht
Iſt die Stätte
Roher Proben wildes Bette.
In den öden Künſtlerſälen
Wohnt das Grauen,
Doch die Regiſſeure wählen
Sie zum *Rendez vous!*

Einen Blick
Nach der Haube
Seiner Taube
Schickt Regiſſeur zurück,
Greift fröhlich zu der ſchönſten Rolle,
Wenn ſie auch das Stück verdirbt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Rollen ſeiner Lieben,
Und ſieh' es iſt ein Kuß, den er erwirbt.

Im Revertoir iſts eingeſchaltet,
Glücklich iſt das Stück vertheilt,
Wirds auch Abends ſo entfaltet,
Daß der Held nicht ſtockt, nicht eilt?
Wenn er nicht ſtudirt?
Wenn nicht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein geſeſſen,
Hat die Rolle er vergeſſen.

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen dem Souſleur wir dort,
Vertraut der Künſtler jedes Wort
Und hofft, daß er's ihm blaſen werde

Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köſtlicheren Saamen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß ſie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Brettern toll.
Von dem Hauen,
Kreuz und quer,
Seufzt die Bühne
Hohl und ſchwer.
Einſt ſchon haben zehn Couliſſen
Gäſte auf der Letzt zerriſſen.

Ach! der Carl war es, der Räuber,
Ach! es war der Eſchen Jar'mir,
Wo er auf der Todtenbahre,
Ausgeriſſen ſich die Haare,
Aus dem vollen Künſtlerkopf,
Den er ſtets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eignen Hand
Selbſt geſchleudert an die Wand!
Ach! des Hauſes zarte Wände
Sind geſtürzet hin und her,
Denn es ſägen ſeine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er in dem Tod ſich windet,
Stampft er mit den Füßen noch;
An der Todtenſtätte findet
Man gewiß im Bret ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauſpiel zehnmal d'ran,
Wie im Laub die Vögel leben,
Lebt ſich jetzt der Sängermann,

Wenns ihn nicht mehr freut,
Eine Heiſerkeit,
Und die Oper wird vertaget;
Schauſpieler doch ſich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Taſch ein Dilettant,
Für's Billet zur Overfeier,
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Geken,
Schlankgeſchnürte, junge Schaaren,
Kommen ſummend,
Nehmen ihre Sitze brummend.
Schwer herein
Schwankt die Dame,
Schmuckbeladen,
Bunt von Räthen
Schwer in Nöthen
Iſt der Platz,
Und das junge Volk der Stutzer
Sucht den Schatz!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquets geſell'ger Mitte
Sammeln ſich die Enthuſiaſten,
Und der Sperrſitz ſchließt ſich knarrend.
Zart entfaltet ſind die Töne;
Doch in der Bruſt der Menge waltet
Nicht die Luſt
Die die Kunſt hier hold geſtaltet,
Denn ihr Aug' ſucht äußre Luſt.

Heil'ges Mieder! Segenreiche
Schneiderstochter! die ins Gleiche

Rivp' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Das herein von ſeinen Höhen
Rief des Höckers ſtolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen,
Sie geſchnürt zu dünnen Pfauen;
Und das herrlichſte des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tauſend fleiß'ge Hände regen
Helfen ſich im Beifallsbund,
Wie die Herzen ſich bewegen
Thut ein ſüßes Stöhnen kund.
Mäuler regen ſich und Hände,
In des Klatſchens Harmonie,
Jeder glaubt für ſeine Spende
Zahle eine Gunſt wohl ſie.
Klatſchen ſchlägt die Liebesbrücke,
Hände machen Hände wett;
Klatſche der für ſüße Blicke,
Klatſchet der für's Freibillet!
Holdes Klatſchen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet,
Freundlich über dieſem Haus!
Möge nie die Nacht erſcheinen,
Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieſes ſtille Haus durchgellen,
Die Gallerie,
Wo vom Freiſitz immer friſcher
Beifall ſchallt,
Von der Pocher, von der Ziſcher
Wilden Lärmen wiederhallt!

Rezenſirt mir nun den Dichter
Seine Abſicht iſt erfüllt,
Aergerts euch, ihr Kritiklichter,
Daß die Kaſſe ſich gefüllt?
Schwingt die Feder, ſchwingt!
Eh' die Galle ſpringt,
Wenn ſein Fuß ſoll geh'n in Strümpfen,
Muß der Krit'ker weidlich ſchimpfen.

Der Kenner kann ein Stück beſprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunſt beſtimmt,
Doch wehe! wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfiſch ſchreibend ſchwimmt.
Blindwüthend mit der Kritik Geiſel,
Verſchrei't er ein verdienſtvoll Werk,
Und mit dem kleinen Zwergenmeißel
Verſucht er ſich am höchſten Berg.
Wo Journaliſten partei'ſch walten,
Kann Kritik ſich nicht frei entfalten,
Wo Kritiker Aktricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geſchrieben!
Wehe, wenn in der Bruſt der Schreiber
Die Eiferſucht ſich angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!
Da ſenden ſie in ihre Zeitung
Korreſpondenz, daß ſie verwundert glotzt,
Daß, einſt geweiht zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel ſtrotzt.
Journal und Zeitung! welche Zeiten!
Das kleinſte Kindchen greift zum Kiel,
Die Blätter füllen ſich, die Seiten,
Und fad und ſchwülſtig wird der Styl;

Da drechſeln Weiber Logogryphe,
Und reimen zum Entſetzen ſie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen ſie die Poeſie.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Charaden ſich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz dem Böſen,
Und jeder Schulbub ſchreibt d'rauf los.
Langweilig iſt den Spießen zu leſen,
Und Kotzebue iſt wahrlich matt;
Doch das Schläfrigſte was je geweſen
Das iſt ein jetz'ges Zeitungsblatt.
Weh dem, der an die Redaktoren
Das kleinſte Wörtchen Wahrheit ſchickt,
Sie druckens nicht, es iſt verloren,
Und wird in lauter Lug erſtickt.

Freude hat mir Gott gegeben,
Schaut die neue Oper an,
Ganz für neu hält man ſie eben,
Bin ich nicht ein Wettermann?
Herein! herein!
Choriſten alle, ſchließt den Rhein,
Daß wir die Oper tauſend weih'n,
Concordia ſoll ihr Name ſeyn,
Weil ſie in zwanglos wallenden Licenzen,
Vereint die ſchönſten der Reminiszenzen.

Und das iſt jetzt auch der Beruf,
Wozu man ein Theater ſchuf,

Zwiſchen uns und höhern Leben,
Schwebt des Vorhangs bunt Gezelt,
Zeige bei dem Aufwärtsſchweben
Alltäglich uns die Alltagswelt.
Soll blos Gerede ſeyn, wer Oben,
In der ganzen Spielerinnen Schaar,
In weißen und in bunten Roben,
Die Aller Allerſchönſte war.
Und wenn nach Luſt und Grauſen
Der kurze Zwiſchenakt beginnt,
Benützt die vielgeliebten Pauſen
Hübſch plappernd manches ſchöne Kind.
Es leihet dem Souffleur die Zunge,
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl
Begleitet ſie mit ihrem Schwunge,
Das unterbrochene Liebesſpiel;
Und wie der Vorhang iſt im Falle,
Der herunterrauſchet von der Höh',
So winket ſie, daß in der Halle
Der ſtattliche Begleiter ſteh.

Jetzo nun ihr lieben Leute,
Bringt der Dichter euch das Stück,
Für einen Gulden kriegt ihrs heute,
Morgen für ein Groſchenſtück.
Kaufet, reich und arm,
Stück iſt friſch noch, warm,
Schlaflos gings aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euren Nächten.

Siebente Vorlesung.*)

Erste Abtheilung.

Etwas über die Kunst mit Unmenschen umzugehen.

Knigge schrieb, wie Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen alle wissen, ein Buch über die Kunst mit Menschen umzugehen. Ich glaube aber für den wirklichen Menschen bedarf es keiner Kunst wieder mit einem wirklichen Menschen umzugehen, denn das Menschliche im Menschen bedarf keiner Kunst um sich gegenseitig anzuziehen und zu verständigen. Der Mensch im Kaiser und der Mensch im Bettler können sich sehr wohl begegnen ohne ein Zeremonienbuch nöthig zu haben.

*) Zum Besten der durch den Hauseinsturz Verunglückten. D. H.

Wir brauchen faſt eher ein Buch über die Kunſt mit ſolchen Menſchen umzugehen, die nach Knigge's Kunſt oder überhaupt nach einer Kunſt mit uns umgehen. Leider haben wir die Kunſt mit Menſchen umzugehen ſo weit getrieben, daß aus ihr eine Kunſt geworden iſt, die Menſchen zu umgehen, welches oft unumgänglich nothwendig iſt.

Man ſchreibe aber lieber ein Buch: „Ueber die Kunſt mit Unmenſchen umzugehen."

Denn es giebt mehr Unmenſchen als Menſchen und jeder Menſch iſt nur einen kleinen Theil ſeines Lebens ein wirklicher Menſch.

Um Ihnen dieſes anſchaulicher zu machen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich ihnen die Art und Weiſe, wie der Menſch zu ſeinen Lebensjahren und zu ihrer Art und Beſtimmung gekommen iſt, aus einer zu mir gelangten Tradition mittheilen.

Im Anfange war, nach unſerm Ausdruck, Himmel und Erde, freilich eine ſonderbare Zuſammenſtellung! Himmel und Erde! eine Million und ein Pfenning! Ein Chimborasso und ein Maulwurfshügel! allein da wir Menſchen dieſen Maulwurfs-Hügel bewohnen, ſo haben wir ihn keck dem Himmel gleichgeſtellt. Alſo erſt war

Himmel und Erde und dann wurde alle Wesenheit und zuletzt erst der Mensch erschaffen, damit er nicht zusehe, etwas ablerne und nachahme. Denn der Mensch, der König der Schöpfung, ist ein nachahmendes Thier, er sah, daß die Schöpfung sogleich nach seiner Erschaffung ruhete, sogleich hat er auch geruht, er war also der erste König, der geruht hat zu ruhen.

Darauf rief der gütige Schöpfer alle lebende Wesen vor sich, um allen Gattungen ihre Lebensweise, Lebensjahre und Namen zu bestimmen. Die Reihe begann mit dem Menschen und der gütige Schöpfer sprach:

Du sollst seyn der Herr der Schöpfung, alles ist dir freigegeben, du bist begabt mit den zwei edelsten Dingen: Vernunft und Sprache; du sollst aufrecht gehend das Antlitz des Himmels schauen und anbeten, — dein Name ist Mensch und deiner Lebensjahre sind dreißig." —

Der lebensgierige Mensch aber weinte vor dem Schöpfer und sprach: Wenn ich soll seyn der König der Schöpfung und begabt mit solchen Vorzügen, warum sind meiner Lebensjahre so wenige?

Der Schöpfer aber lächelte milde und hieß ihn zur Seite treten, bis er auch andern Geschöpfen Namen und

Jahre ertheilt habe. Da kam die Reihe auch an den Esel, und der Schöpfer sprach:

Du sollst Lasten tragen und Lasten führen, im Schweiße deines Angesichts sollst du die Säcke in das Haus schleppen, Dornen und Disteln sollst du essen, an nichts anders denken als an deine Last, dein Name ist Esel und deiner Lebensjahre sind vierzig!" Da weinte der arme Esel bitterlich und sprach:

Soll ich führen so elendes Leben, so leidensvolle Tage, wozu mir noch die Last der Jahre? nimm, o nimm mir die Hälfte derselben!"

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige und bat um die zwanzig Jahre des Esels, und der Schöpfer lächelte milde, und gab sie ihm.

Da kam die Reihe an den Hund, und der Schöpfer sprach:

Du sollst auf dem Schatze liegen und das Haus ängstlich bewachen, du sollst jeden Schatten anbellen und anknurren, und Beine und Knochen essen, dein Name ist Hund und deiner Lebensjahre sind dreißig."

Da weinte der arme Hund bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben und hinschleppen

ſo kummervolle Jahre, wozu mir noch die Laſt der Jahre? nimm, o nimm mir zwanzig von ihnen ab!"

Da trat der Menſch heran, der lebensgierige und bat um die zwanzig Jahre des Hundes und der Schöpfer lächelte milde, und gab ſie ihm.

Zuletzt kam auch die Reihe an den Affen, und der Schöpfer ſprach:

„Du ſollſt Geſtalt und Ausſehen haben wie ein Menſch, aber du ſollſt nur ſein lächerlicher Schatten ſeyn, du ſollſt ſein ein Spiel und Spott der Kinder, du ſollſt an dem Stabe tanzen, dein Name iſt Affe, und deiner Lebensjahre ſind achtzig."

Da weinte der arme Affe bitterlich und ſprach:

„Soll ich führen ſo elendes Leben, ein lächerlicher Schatten des Menſchen, wozu die Laſt der Jahre? nimm, o nimm dreißig von ihnen ab!"

Da trat der Menſch heran der lebensgierige und bat um die dreißig Jahre des Affen, und der Schöpfer lächelte milde und gab ſie ihm.

Dieſes, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind auch die Lebensjahre der Menſchen. Bis zum dreißigſten Jahre iſt er glücklich, in der ſchönſten reitzendſten Bedeutung des Wortes.

Vom Früheroth der Jugend umfluthet, ſchaut er hinein in die blumen-überbaute, blaugemalte Zukunft, ſchwimmt er kräftig und froh hinein in den üppigen Strom des Lebens, und ſein Lebensſchiff, von den fünf offenen Sinnen fröhlich bewimpelt, ſegelt raſch über die lachende Fluth, die Hoffnung führt das Steuer, Geſundheit das Ruder, und Muth und Kraft ſpannen die vollgeſchwellten Segel. Das ſind die eigentlichen wahren Menſchenjahre.

Von dreißig bis fünfzig Jahren ſpannt ihn die drückende Sorge an den knarrenden Pflug. Er muß heranſchleppen die ſauererworbene Laſt, und die Säcke mühſam karren nach dem harrenden Hauſe, er denkt an nichts als an das Hineinbringen der Laſt, im Schweiße des Angeſichtes labt ihn kaum das Waſſer des Quells, das ſind nun die Eſelsjahre, die er dem Eſel abgebettelt.

Von fünfzig bis ſiebenzig da liegt der Menſch wie ein Drache auf ſeinem Schaze, ängſtlich bewacht er das Haus, bellt jeden mißtrauiſch an, hält den Mond für eine Diebeslaterne, gönnt ſich auf ſeinen Schätzen kaum Beine und Knochen, das ſind die Hundsjahre, die er dem Hunde abgebettelt.

Von Siebenzig bis Hundert da lebt der Menſch das

unleserliche Postscriptum des Lebens, er ist nur noch der Schatten eines Menschen, er ist oft das Spiel der Kinder, das endlich sind die Affenjahre, die er dem Affen abgebettelt hat. Das sind also unsere Lebensjahre!

Und nun, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, von diesen dreißig Jahren geht die Hälfte als Kindheit unbemerkt vorüber, von diesen fünfzehn Jahren verschlafen wir ein Drittheil, bleiben zehn Jahre, von diesen zehn Jahren gehen wieder fünfe in animalischen Beschäftigungen und Leidenschaften dahin, wir sind also, wenn wir wirklich Menschen sind, durchs ganze Leben nur fünf Jahre Menschen, in diesen fünf Jahren stoßen wir höchstens alle Jahre eine Stunde wieder auf einen Menschen, und zu diesen fünf Stunden, die wir all' unser Leben lang mit Menschen umzugehen haben, müßen wir eine Kunst lernen, und diese Kunst aus einem Buche lernen, welches man in 48 Stunden kaum durchliest!

Ungeheuere Ironie!

Aber eine Kunst, eine Tiefe, eine unendliche, eine nie auszulernende, eine Kunst aller Künste ist die: mit Unmenschen umzugehen!

Es giebt nur einerlei Menschen, so wie es

nur einerlei Wahrheit giebt, aber es giebt tausenderlei Unmenschen, so wie die Lüge tausendgestaltig ist. Es giebt regierende Unmenschen, sclavische Unmenschen, fanatische Unmenschen, atheistische Unmenschen, ministerielle Unmenschen, liberale Unmenschen und Ultra-Unmenschen, reiche Unmenschen und arme Unmenschen, verliebte Unmenschen und verheirathete Unmenschen, ja es giebt sogar zärtliche Unmenschen, schweigende Unmenschen, sprechende Unmenschen, schreibende Unmenschen und recensirende Unmenschen; und nun nehmen wir noch die große Anzahl von Kunst-Unmenschen, lyrische Unmenschen, dramatische Unmenschen, witzige Unmenschen, theatralische Unmenschen und endlich noch lesende und verlesende Unmenschen.

Welche Kunst lehrt uns mit allen diesen Unmenschen umzugehen?

Mit regierenden, ministeriellen und fanatischen Unmenschen giebt es gottlob keinen eigentlichen Umgang, ist man nicht so glücklich sie umgehen zu können, so lerne man die Kunst sie zu umkriechen. Die Kunst mit reichen Unmenschen umzugehen besteht darin, selbst ein reicher Unmensch zu seyn, und hat man die Kunst reich zu seyn so gelernt, daß man zweimal so reich ist als

die reichen Unmenſchen, ſo verzeihen ſie es ſogar, wenn man ein reicher Menſch iſt.

Die reichen Unmenſchen verlangen keine poſitive Tugend, um mit ihnen gut auszukommen, braucht man blos negative Tugenden:

Nichts wünſchen, Nichts wollen, Nichts borgen, Nichts begehren und Nichts fordern.

Die Kunſt mit verliebten Unmenſchen umzugehen, beſteht in einem fortdauernden Zuhören und in einem mechaniſchen „Ja" auf alle Fragen.

Ich habe oft in dem Umgange mit verliebten Unmenſchen ganze Bücher geſchrieben, während ſie mir das ſchon tauſendmale Erzählte wieder erzählten, und nur alle 6 Minuten einmal „ja" geantwortet.

„Haſt du geſehen, wie ſie ſich umſah?" Ja! — „Heute ſah ſie himmliſch aus!" Ja! — „Hat ſie geſtern im Theater nicht ſtets herunter geſehen?" Ja! — „Glaubſt Du, ſie wird mir ſchreiben?" Ja! — „Ob ſie wohl oft an mich denkt?" — Ja! u. ſ. w.

Die Kunſt mit verheiratheten Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, nicht mit ihnen umzugehen, denn man mag es mit den Verheiratheten machen wie man

will, so geht es einem wie der Sache, die zwischen die beiden Theile einer Scheere kommt, die Sache wird zerschnitten, die beiden Theile aber sind es gewohnt, sich gegenseitig zu scheeren, sie fahren ewig auf einander los, und trennen sich um von neuem aufeinander loszufahren.

Die Kunst mit zärtlichen Unmenschen umzugehen, besteht darin: daß man stets ein Reisebesteck bei sich führe, in dem ein zugespitzter Seufzer, ein halber Blick gegen den Himmel, eine Gabel aus O und Ach, und ein Fläschchen Thränenwasser sich befindet. Es giebt männliche zärtliche Unmenschen, das sind solche, die ihre Reitpferde und Jagdhunde zärtlicher behandeln, als ihre Frauen, Freunde und Domestiken; und es giebt weibliche zärtliche Unmenschen, die mit ihren Möpsen und Kanarienvögeln zärtlicher umgehen, als mit ihren Männern, Freundinnen und Stubenmädchen. Ich selbst wohnte einmal einer drolligen zärtlichen Scene einer zärtlichen Unmenschin bei.

Eine engagementlose Mücke nämlich hatte sich die Freiheit genommen in ihrem Zimmer zu privatisiren, die zärtlichen Nerven aber der Allerzärtlichsten konnten ihr Summsen nicht ertragen, Jean und Jaques und Lisette wurden aufgeboten die Mücke zu fangen.

Jean war so glücklich die Mücke zu bekommen und die Allerzärtlichste sagte besorgt: „Es ist dem Thierchen doch nichts geschehen? Trag er es hinaus, und geb er ihm die goldene Freiheit wieder!“

Jean spatzierte mit der kleinen Freiheits-Kandidatin ab, kam nach einigen Augenblicken mit sammt der Mücke wieder zurück, ließ sie der gnädigen Frau unter der Nase wieder los, indem er sagte:

Gnädige Frau, es regnet draußen!“ Diese Zärtlichkeit Jeans machte einen solchen zärtlichen Eindruck auf sie, daß sie ihm die zärtlichste Maulschelle gab, die je aus zärtlichen Händen verabreicht wurde. Hätte Jean ein Buch gelesen über die Kunst mit zärtlichen Unmenschen umzugehen, so hätte diese Zärtlichkeit weniger Eindruck auf ihn gemacht. — Die Kunst mit dramatischen Unmenschen umzugehen, besteht darin, so gar keinen Charakter zu haben, alle ihre Charaktere vortrefflich zu finden, und von allen ihren Stücken zu glauben, es wären Juden, das heißt sie hätten eine Handlung. —

Die Kunst mit witzigen Unmenschen umzugehen zerfällt in zwei Arten. Es handelt sich darum, ob der Mann bloß unmenschlich witzig oder witzig un-

menſchlich iſt; iſt er witzig unmenſchlich, ſo beſteht die Kunſt mit ihm umzugehen in der Kunſt: nicht mit ihm umzugehen, iſt er aber blos unmenſchlich witzig, ſo beſteht die Kunſt mit ihm umzugehen darin, ohne Kunſt mit ihm umzugehen, wo ſich dann das Unmenſchliche abſtreift und blos das Witzige bleibt. Die Kunſt mit Theater-Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, daß man ſo thue, als glaube man, es giebt nichts Höheres im Leben als das Theater, keine heiligere Perſon als einen Theater-Menſchen, keine wichtigere Angelegenheit als das Theater und keine Seligkeit ohne Theater.

Die Kunſt mit leſenden Unmenſchen umzugehen iſt ſchwer zu ermitteln. Es giebt unzählige Sorten leſender Unmenſchen. Die Geſchichtsfreſſenden Leſer, d. h. die, ſo nur die Geſchichte wiſſen wollen und bei dem Kopf der Erzählung ſogleich nach dem Ende greifen. Die Stückleſer und Buchdüftler, das ſind die, welche ein bischen Lektüre wie eau de Cologne auf das Jabot ſpritzen oder aufs Taſchentuch, damit es in Geſellſchaft ausdüfte und die Leute ſagen:

Wo kaufen ſie dieſen Lektür-Parfüm?

Dann ſind die menſchenfreſſenden Leſer, denen nicht

eher wohl iſt, als bis der Autor ein Paar Dutzend Liebhaber erſauft oder erſchießt.

Dann kommen die Leſer, die ſich gleich jeden Charakter, den ſie eben leſen, anprobiren; wie er ihnen anſteht, ihn drei oder vier Tage tragen, und dann wieder einen neuen anziehen. Die weiblichen leſenden Unmenſchen ſind die Leſerinnen à la Meidinger, denn ein großer Theil des ſchönen Geſchlechts lernt aus den Büchern nur die Wörter und Geſprächsformeln, ſelten aber die Regeln und Grundſätze.

Die Kunſt mit verleſenden Unmenſchen umzugehen beſteht darinnen, zu thun als ob man hörte und an andere Dinge zu denken, als ob man nichts hörte; das Verhören iſt ihnen alſo nicht zu verdenken, und in dieſer leichten Kunſt des nicht Zuhörens will ich Ihre ſtillen Wünſche erhören und mit der erſten Abtheilung aufhören.

Zweite Abtheilung.

Das Gesellschafts-Spiel in der Arche Noah.

Wenn Sie mich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen fragen würden, woher sich meine Nachrichten aus der Arche Noah schreiben, so könnte ich mit einer gewissen historischen Wichtigkeit das chaldäische Xeisothras oder den indischen Man-Sotti-Vrata oder den Fohi der Chinesen oder den griechischen Dionysius zitiren, von denen mir traditionelle Kunde kam; allein ich gestehe aufrichtig, daß ich meine Nachrichten unmittelbar einer kleinen hebräischen Legendensammlung verdanke, in welcher einer der ersten und gottgelehrtesten Rabbi's dieser Nation erzählt: vor der Sündfluth wären alle Raben weiß gewesen, in der Arche Noah aber sollten alle lebenden Geschöpfe während der ganzen göttlichen Strafzeit nur die lautersten Liebesgedanken hegen; der Rabe jedoch mit seiner Geliebten hegten irdische Liebesgedanken und

wurden dafür mit der Farbe der Sünde, mit der Schwärze bestraft.

Seit dem ich dieses gelesen hatte, konnte ich keinen Raben ohne Gefühl des menschlichen Mitleids sehen, da er das erste angeschwärzte Wesen der Schöpfung war. Ich schaffte mir mit meiner ungewöhnlichen Leidenschaftlichkeit alle ausgestopfte Raben an, deren ich nur habhaft werden konnte. Meine Rabensammlung war schon ansehnlich angewachsen, als ich eines Abends nach Hause kam, und etwas in meinem Zimmer herumgehen hörte. Es war ein großer Rabe, der von den Gestellen stieg, und sich mir als wohl conservirtes Original-Exemplar des Raben aus der Arche Noah präsentirte.

Nach der ersten freudigen Ueberraschung ließ ich mir eine nähere Schilderung des geselligen Lebens in der Arche Noah machen.

Im Anfange scheint es, sagte mein Rabe, als ob in einem Schiffe die Geselligkeit viel fröhlicher sey, als sonst irgendwo; denn erstens ist eine Wasserparthie im Grunde nicht so trocken als eine Landparthie; zweitens wird man auf einem Schiffe viel eher flott; drittens sehen auf einem Schiffe die Damen ein, daß eigentlich ein Mann das Steuerruder führen müße;

viertens ſehen die Trotzigen und Spröden, daß man zuweilen die Segel ſtreichen muß; fünftens merken auch die am wenigſten Klugen ſogleich, woher der Wind bläſt, und letztens und hauptſächlich endlich wird auf einem Schiffe ſelbſt der dümmſte Menſch oft verſchlagen.

Wir giengen alſo ziemlich gefaßt in die Arche, lauter liebende Pärchen. Noah und Mad. Noachida, Löwe und Löwin, Bär und Bärin, Eſel und Eſelin, Gimpel und Gimpelin, Gänſerich und Gans, Rabe und Rabin, kurz, immer zwei liebende Herzen zogen wir ein, und begannen unſer eingezogenes Leben.

Am erſten Tage hatten wir vollauf zu reden von dem außerordentlichen Wetter. Aber ſchon am zweiten Tage, da es nichts als regnete, wurde auch das Geſpräch über das Wetter zu Waſſer, und wir liebten und ſprachen von unſerer Liebe. Der Löwe lag zu den Füßen der Bärin, der Bär ſchmachtete mit der Löwin, der Eſel liebäugelte mit der Wölfin, der Dromedar ſeufzte mit der Leopardin, der Gimpel las der Schwalbe ein Sonett vor, der Wiedehopf ritt vor den Fenſtern der Gans auf und ab; kurz in der ganzen Arche herrſchte eine platoniſche Liebe, ein allgemeines Herzklopfen ſchlug

an die Seitenwände und die Seufzer wurden ſtatt Ballaſt in die Kajüte gepackt. Allein ſchon am dritten Tage langweilte dieſe allgemeine Liebe. Der Löwe ſchlummerte zu den Füßen der Bärin, die Löwin ſchnarchte bei den Zärtlichkeiten des Bären, die Eſelin gähnte und las Claurens Mimili; der verliebte Dromedar zählte die Fenſterſcheiben, die Gans naſenſtüberte aus Langeweile den Gimpel, der Wiedehopf und ich wir ſpielten langen Puff, und Noah ſammt Mad. Noachida giengen in der Arche herum und ſammelten die Federn, die uns ausfielen, zu einer künftigen Federn-Handlung.

Da kam der Bönhaſe auf den genialen Gedanken: „Laßt uns Geſellſchaftsſpiele ſpielen!“ Da war allgemeines Entzücken! „Oui!“ rief das Fräulein Gans aus, „Oui! des jeux innocents!“ „Einzig!“ ſchrie der Gimpel, „ein Pfänderſpiel!“ „Yes!“ blöckte das Schaf, „some jesting pley!“ „Räthſel löſen und Witze machen!“ ſchrie der Eſel u. ſ. w.

Jeder wollte etwas Anderes.

Endlich vereinigten ſie ſich dahin, daß ſie Theater ſpielen wollten. Sogleich wurde ein Theater erbaut, die Blindſchleichen und die Maulwürfe machten die Lo-

kal-Baukommission, Generaldirektor wurde der Wallfisch. Der Ochs, das Schaaf, der Bär, der Stockfisch und der Gimpel wurden Regisseurs. Der Ochs prüfte die neuen Stücke, das Schaf besorgte die militärischen Märsche und Evolutionen, der Gimpel wohnte den Proben bei, der Bär besorgte die Damengarderobe und der Stockfisch endlich strich die Stücke zusammen. Zwei Kassiere wurden angestellt, der Habicht und der Rabe, der Esel wurde Sekretär und Geheimschreiber, und die Klapperschlange Soufleuse.

Der Storch spielte erste Helden, der Bock die Liebhaber, die Gans Liebhaberinnen, die Schwarzamsel komische Alte, der Schöps den Intriguant, der Elephant zärtliche Väter, und das Murmelthier den spanischen Grazioso. Der Frosch erschien als erster Tenorist, das Feldwiesel als Baßsänger, die Grille als Altstimm, die Dohle als Prima donna, und der Schuhu als Comico Buffo. Als Theater-Compositeur wurde die diebische Elster angestellt und als Theaterdichter das Faulthier.

Elendthiere, Kröten, Feldwiesel und Kamele bekamen Freibillete, dafür mußten sie immer mit den Pfoten aneinander schlagen.

Nun wurden Stücke einstudirt, und Opern ange-

ſagt, aber o Himmel, die Grille wurde plötzlich heiſer, und der Froſch erkühlte ſich; die Gans konnte ihre Rolle nicht, der Elephant fiel in Ohnmacht, der Storch konnte nicht auf die Beine kommen, der Gimpel und das Schaf bekamen Streit, der General-Direktor Wallfiſch ließ ſich von dem Strom fortreißen und das Theater zerfiel.

Der Luchs ſchlug alſo ein anderes Geſellſchaftsſpiel vor: „Lebende Bilder, mit Unterſchriften aus den beliebteſten neueſten Werken der Dichter und Autoren.“ Das gieng ein Weilchen. Z. B. Die Zibelkatze als „Eliſabeth“ und ein Kaninchen als „Poſa,“ mit der Unterſchrift:

„Das Leben iſt doch ſchön!“

Oder das Schaf als „Carlos“ und der Eſel als „Poſa“ mit den Worten:

„Arm in Arm mit dir, ſo fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

Oder eine Scene aus „Corneille's Cinna.“

Ein Gimpel als „Auguſtus“ reicht einem Stockfiſch als „Cinna“ die Hand mit den berühmten Worten: „Soyons ami Cinna!“

Oder eine Nachteule als „Julie auf dem Balkon“

und ein Faulthier als „Romeo“ mit dem Nachruf: O sweet Romeo!

Oder ein Hamſter als „Egmont“ und eine Ente als „Klärchen,“ mit der Unterſchrift:

„Selig allein iſt die Seele die liebt.“

Oder eine Schnecke als „Prinzeſſin von Navarra“ und ein Krebs als „Page,“ mit dem Ausruf:

„Welche Luſt gewährt das Reiſen?“

Oder ein Biber, der eine Fledermaus zum Altar führt, mit den Worten:

„Wer ein holdes Weib errungen, miſche ſeinen Jubel ein!“

Auch dieſes Spiel ermüdete die Geſellſchaft bald, man ſchlug Räthſel und jeux d'esprit vor; der Ochs war für die blinde Kuh, die Tauben waren für das Muſikmachen, der Fuchs für das: „ſtirbt der Fuchs ſo gilt der Balg,“ der Haaſe wollte Soldatens ſpielen, der Maulwurf war für das Suchen und Verloren u. ſ. w.

Auch dieſes ging nicht recht von Statten, und die erſte liebe Langeweile und erſte langweilige Liebe kehrte wieder zurück.

Ein Spürhund, der als geheime Polizey in der Arche war, ſchwärzte mich an, indem er vorgab, ich

hätte mich schon längst in stiller Liebe mit meiner Geliebten entfernt. Noah stieß mich aus der Arche, unter dem Vorwande ich sollte sehen ob die Erde schon trocken wäre; da dieß aber nicht der Fall war, und ich kein Blatt vor den Mund nahm, und es ihm trocken sagte, daß es noch nicht trocken sey, erklärte er mich für einen unheiligen Vogel!"

Hier endete der Rabe seine Erzählung und sah mich mitleidheischend an; ich aber sagte: „mein lieber Rabe, es sind seit deiner Zeit bis jetzt schon viel unschuldigere und weißere Geschöpfe als du bist", gerade weil sie zu viel Weisheit besaßen, schwarz gemacht worden, und sie konnten auch eben so wenig wie du aufs Trock'ne kommen." Darauf erzählte mir der Rabe noch so manches Interessante, welches ich ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt schon aus dem einfachen Grunde nicht mittheilen kann, weil es mir fast scheint als setzten Sie einigen Zweifel in die Wahrheit dieser Begebenheit.

Ich gönne Ihnen daher ein Paar Augenblicke Zeit darüber nachzudenken, bis ich Ihnen einen eben so wunderbaren Briefwechsel mittheile, der mir auf einen meiner Ausflüge in das Land der Phantasie, in die Hände fiel.

Dritte Abtheilung.

Kleine Briefe großer Mächte.

Correspondenzen aus der Band-Schachtel einer Seidenhandlung.

Erster Brief.

Das Band der Freundschaft an das Band der Liebe.

Theuerstes, innigverwandtes Band!

Schon längst wollte ich dich fragen, ob es dir auch so schlecht geht, wie mir. Ich bin fast ganz außer Mode gekommen. Seit Jahren bin ich ein Artikel, nach welchem keine Nachfrage geschieht, und ich befürchte fast, man wird mich gar nicht mehr fabriciren. Ich muß weinen, wenn ich der guten alten Mode gedenke, wo fast kein Mensch war, der mich nicht wenigstens einmal eine Zeitlang getragen hätte, jetzt aber bin ich durch das Maschinenwesen, bei dem man alle Menschen entbehren kann,

ganz aus der Mode gekommen. Wie geht es denn dir, meine gute Cousine?

Antworte bald deinem unglücklichen

Bande der Freundschaft.

Zweiter Brief.

Das Band der Liebe an das Band der Ehe.

Hochverehrter Vetter!

Beifolgendes Schreiben erhielt ich von dem Bande der Freundschaft. Ich kann leider nichts für dasselbe thun, denn ich selbst werde auch nicht mehr stark getragen. Aus welchem Stoff werde ich aber jetzt auch geschaffen! Keine Festigkeit, keine Dauer, wenn man mich zwei Tage trägt, so reiße ich entzwei. Die Menschen wollen mich als Schleifen und Schlupfen auf Bällen u. s. w. zum Putz, aber nicht als Bindband, nicht als Band, das sie fest umschlingt.

Trotz dem allen bin ich doch bereit für das arme Band der Freundschaft etwas herzugeben, wenn wir alle etwas zusammenschießen.

Deine Cousine,

das Band der Liebe.

Dritter Brief.

Antwort des Bandes der Ehe an das Band der Liebe.

Leider kann ich dir nichts zusammenschießen, denn ich selbst bin schon so abgeschossen, daß ich meine Urfarbe nicht erkenne. Man geht so schlecht mit mir um, daß, wenn ich am Hochzeittage als Rosaband erscheine, ich in acht Tagen schon aschgrau oder Lila bin. Kömmt ja einmal Jemand, der mich kauft, so darf ich aus keinem seidenen Steff gewoben seyn; nur wenn ich aus Gold bin, da wollen sie mich schon tragen, aber auch da soll ich nur zur Besatzung dienen, aber nicht als Schärpe, die das Herz und die Brust umschließt. Da ich also nur mit Noth meine eigene Selbsterhaltung bestreite, so kann ich nichts für das Band der Freundschaft thun. Ich verbleibe dein u. s. w.

Vierter Brief.

Das Band der Natur an das Band des Eigennutzes.

Euer Hoch- und Wohlgeboren!

Ein abgetragenes Band, welches durch überhandnehmende Verfeinerung aller Dinge ganz locker geworden ist,

das fädenſcheinige Band der Natur bittet bei Euer Hochgeboren um eine kleine Unterſtützung als Unterfutter, damit es nicht ganz entzwei gehe. Ich liege in verſchiedenen Muſtern auf dem Lager fertig, aber niemand läßt mich mehr an ſeinen Leib kommen, und Alle ſagen das gewäſſerte Band der Natur paſſe nicht mehr für das blühende Antlitz der Aufklärung; auch wäre es zu altmodiſch gewebt, und mit altfränkiſchen Deſſeins verunſtaltet. Erbarmen ſich

Euer Hochgeboren,

Ihres ganz demüthig ergebenen

Bandes der Natur.

Fünfter Brief.

Das Band des Eigennutzes an das Band der Wolluſt.

Da erhalte ich eben wieder ſo einen Bettelbrief von einem Bande der Natur. Ich habe gar nie mit irgend einem Bande der Natur im Verkehr geſtanden, und kenne dieſe Art Bänder aus Leinen und Schafwolle gar nicht. Halten Sie mir, meine einzige Freundinn, die-

ſes grobe Bortenvolk vom Leibe, denn Ihnen habe ich alle meine Angelegenheiten anvertraut.

Ihr in Sehnſucht aufgelöstes
Band des Eigennutzes.

Anderweitige ſonderbare Correſpondenzen.

Sechster Brief.

Der Herbſt der Schönheit an den Zahn der Zeit.

Hochgebietender, geſtrenger Herr!

Ich ſehe ſchon, wie Euer Hochgeboren den Zahn auf mich ſpitzen, allein gehen Sie noch dießmal bei mir vorbei. Ueberhaupt, ſeine Gebieterin, die Frau Zeit, ſollte ſich ſchämen, dieſe alte Coquette, die mit ihrem einzigen Zahne noch ſo auf Alles verbiſſen iſt. Sie ſoll ſich einmal ſelber auf den Zahn fühlen, ſie iſt ſchon ſo viele Tauſend Jahr alt, und thut noch immer ſo jung und macht die neueſte Mode mit; aber wenn ſie ſieht, daß eine andere Schönheit auch lange mitläuft, da will ſie ſich vor Neid gleich an ihr den Zahn ausbeißen. Es wäre wirklich Zeit, daß die Zeit mit ihrem Zahn einpackte.

Auf jeden Fall aber hoffe ich, daß Sie vor der Hand

noch viel Dringenders zu thun haben, als ſich zu mir zu bemühen, ſie könnten ſonſt lange Zähne bekommen. In der Hoffnung, daß ich noch lange nicht das Vergnügen haben werde Sie zu ſehen, bin ich u. ſ. w.

Siebenter Brief.

Der Münzfuß an die Hand der Gerechtigkeit.

An dieſem Händedruck, der ſich auf mehreren Münzen fußt; werden Sie erſehen, worauf es eigentlich gemünzt iſt. Ich gebe Ihnen hiemit unter den Fuß, wie Sie, meine theuerſte Hand der Gerechtigkeit, für mich handeln ſollen. Die Gerechtigkeit hat zwei Hände, eine linke und eine rechte, ſeyen Sie mit der Rechten ſo link als Sie immer wollen, aber die Linke iſt es gerade, die mir recht iſt und auf welche ich mich fuße. Nur wenn die Hand der Gerechtigkeit ſich durch den Münzfuß leiten läßt, hat die Sache Hand und Fuß, mit welchen ich die Ehre habe zu ſeyn u. ſ. w.

Achter Brief.

Das Pfand der Liebe an die Stimme des Bluts.

Mein geliebter Gönner!

Sie scheinen mir seit kurzem so heiser, so belegt, daß ich besorge, Sie werden bald keinen vernehmlichen Laut von sich hören lassen können. Das wäre für ein Pfand der Liebe, auf welches man in Leihhäusern nichts bekömmt, ein großes Unglück. Sehen Sie also, daß Sie ja Ihre Stimme nicht verlieren, halten Sie sich hübsch warm, und trinken Sie einen Thee, der Ihnen die Brust vor Trockenheit schützt. Ich will Ihnen gerne Süßigkeiten schicken, die auflösend wirken, damit nur Ihre Stimme ja nicht an Klang und Metall verliere.

Ihr zärtliches Pfand der Liebe ꝛc.

Neunter Brief.

Der Bau eines Mädchens an die Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Commission.

Hochlöbliche Lokal-Bau- und Lokal Schneider-Commission!

Die Frauenzimmer und die Häuser in München sind größtentheils sehr schön gebaut, allein bevor jene unter

die Haube und dieſe unter das Dach kommen, fällt beiden nicht gar ſelten etwas ein, was auffallend für ihre Hinfälligkeit ſpricht, und ihren Bau verdirbt. Eine Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Commiſſion ſollten ſolche Vorfälle auf jeden Fall vorausſehen. Was hilft es, wenn man noch ſo ſchön gebaut iſt, wenn der Bau zu locker iſt? Eine Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Commiſſion wird alſo höflichſt erſucht, bei ſolchen Fällen nicht nur die eigenen Felle zu ſalviren, ſondern ſtatt des Splitterrichtens die wirklichen Balken und Dachſtühle in ihren Augen zu haben. Ich ſchließe in der Hoffnung, daß ich auf keinen Fall irgend eine Commiſſion für Sie haben werde.

E. u. ſ. w.

Zehnter Brief.

Die Langeweile des Publikums an das Ende der Vorleſung.

Vielgeliebtes, hocherſehntes Ende!

Mit herzlicher Ungeduld harren wir Ihrer erwünſchten Ankunft entgegen, wir hoffen, daß Sie kein Unfall verhindern wird, recht bald bei uns einzutreffen. Sie

können sehr bald anlangen, denn sie haben einen sehr trockenen Weg genommen, und wenn Sie sehr bald bei uns ankämen, würden Sie sehr gut ankommen.

In Entgegenharrung Ihrer endlichen Ankunft verharre ich

Ihre

ergebenste Dienerin u. s. w.

Eilfter Brief.

Antwort.

Das Ende der Vorlesung an die Langeweile des Publikums.

Verehrtestes Fräulein Langeweile!

Sie werden bei meiner Vorlesung zwei Dinge bemerkt haben, nämlich, daß verhältnißmäßig wie die Lichter immer kürzer wurden, die Zeit immer länger wurde. So wie im gleichen Verhältnisse die Seifensieder immer desto dicker werden, je dünner ihre Kerzen werden, so daß am Ende die Seifensieder vor Dickheit und die Kerzen vor Dünnheit nicht mehr gehen können.

Beim Lichte betrachtet, meine hochgeehrteste Lan-

geweile, ist es in unserer Zeit ein Verdienst die Zeit lang zu machen. Denn die Länge ist das einzige Maaß unserer Zeit, die weder Höhe noch Tiefe hat. Zuletzt jedoch würde man doch gerade durch die Länge der Zeit den Kürzern ziehen. Ich habe also die Ehre, meine hochverehrte Langeweile, Ihnen anzuzeigen, daß so eben im besten Wohlseyn angelangt ist

Dero ganz ergebenstes

Ende.

Achte und neunte Vorlesung.

(An einem Abend gehalten.)

Die deutsche Sprache und die deutschen Frauen.

Wenn man ein Land oder eine Nation kennen lernen will, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, so mache man sich vor Allem mit der Sprache und mit den Frauen dieses Landes oder dieser Nation bekannt. Mit Sprachkenntniß und Frauenkenntniß kömmt man überall gut durch. Die Sprache und die Frauen erlernt man beide, wenn man alle Redetheile gut inne hat; besonders muß man das „Zeitwort" gut können, d. h. man muß immer Zeit haben Worte zu machen und Worte zu hören. Wer mit den Frauen gut und schön spre-

chen kann, beſonders aber geläufig, dem ſind oder werden ſie hold, eben weil ſie ſelbſt das Herz auf der Zunge tragen, und vorausſetzen, wer ſchön und gut ſpricht, müſſe auch ſchön und gut denken.

Ich glaube, wenn es nur ein einziges Frauenzimmer auf der Welt gäbe, und dieſes Frauenzimmer befände ſich in Männergeſellſchaften, wo gut geſprochen wird, ſie würde ſich nie nach einem weiblichen Weſen ſehnen, noch weniger würde es ihr einfallen zu ſagen: „Schade, daß dieſer oder jener nicht ein Frauenzimmer geworden iſt!“ Gebe es aber nur einen einzelnen Mann auf der Welt, und er befände ſich ſtets in Frauengeſellſchaft, ſo würde er ſelbſt von der Gebildeteſten, die am beſten und geiſtreichſten ſpricht, ſagen: „Schade, daß ſie kein Mann iſt!“ denn der Mann beſitzt mehr Gattungs-Egoismus als die Frau.

Wenn Jemand nach England gehen will, ſo mache er ſich erſt mit der engliſchen Sprache und mit der Sitte der engliſchen Frauen bekannt; wenn Jemand nach Italien gehen will, ſo mache er ſich erſt mit der italieniſchen Sprache und mit den italieniſchen Frauenſitten bekannt. Wenn aber Jemand aus England und Italien, aus Polen und Rußland, aus Ungarn, aus der Türkei u. ſ. w.

nach Deutſchland reiſen wollte, ſo müßte man ihm, ſonderbarer Weiſe genug, ſagen:

„Willſt du nach Deutſchland gehen, ſo mache dich erſt mit der franzöſiſchen Sprache und mit den Sitten der franzöſiſchen Frauen bekannt.“

Unſere deutſchen Damen ſind nur geboren im heidniſchen Deutſchthum, aber zu ihrem Seelenheile alle franzöſiſch getauft.

Wir haben jetzt zwar keine franzöſiſchen Truppen unter uns, aber es ſteht dennoch eine franzöſiſche Armee in Deutſchland, eine furchtbare franzöſiſche Armee, eine Armee Gouvernanten.

Dieſe Armee iſt deſto gefährlicher, da ſie ſchon unſere Kindheit entdeutſcht und zu Franzoſen macht. Voyageurs und Gouvernanten haben kein Vaterland, ſie wollen blos ihren Wein und ihre Sprache an Mann und an Frau bringen.

Wird uns Deutſchen nun ein Kindlein geboren, ſo ziehen wir es beileibe nicht bei Muttermilch und Mutterſprache, ſondern bei Ammenmilch und Gouvernantenſprache auf. Das Kind ſoll nicht nur nicht deutſch ſprechen, ſondern auch nicht deutſch lallen.

Der deutſche Knabe ſoll dem deutſchen Vater ja nicht

„Vater!“ entgegen lallen, sondern „Père!“ da kann er sich noch nebenbei an das Spiel „pair au non pair“ erinnern, und der Junge, der schon als Kind nicht „Vater“ lallen mag, wird als Mann den Brustkasten für das gewichtige Wort „Vaterland“ nicht sehr erweitern. Die Mutter will von ihrem Töchterlein nicht Mutter genannt werden, sondern „Mere.“ Die ist aber wenig Mutter mehr, und es ist kein Wunder, daß das Töchterchen, wenn es größer wird, keine Muttersprache, sondern „une mere-Langue“ auf gut deutsch blos mehr Zunge hat. In 30 Jahren werden sich deutsche Frauenzimmer, die deutsch sprechen können, und Männer, die Pokennarben haben, als Rarität vor Geld sehen lassen können. Wer seine eigene Sprache vernachläßiget, um eine fremde zu kultiviren, ist ein Stiefvater, der seine eigenen Kinder darben läßt, während er die Kinder seiner zweiten Gemahlin in Gold und Seide kleidet.

Gute Gedanken in seiner Muttersprache gelesen, heißt gutes Obst von selbst gezogenen Bäumen pflücken; diese Gedanken in einer fremden Sprache lesen, heißt sie von Verkäufern erlangen müßen.

Wenn man eine in seiner Muttersprache gedachte,

kräftige und geniale Idee in einer fremden Sprache ausdrücken will, so kommen mir die dabei beschäftigten Gedanken, die doch erst bei der deutschen Idee anfragen müssen, immer vor, wie die Gesandten am Bundestage, die bei jeder Verhandlung erst von ihren Höfen Instruktion einholen müssen, bis diese aber kömmt, ist die Sache bereits in Vergessenheit gerathen.

Sagen Sie mir gefälligst, meine freundlichen Hörerinnen, drückt sich die wahre Empfindung je in einer fremden Sprache innig und herzlich aus? Wenn einem durch und durch gouvernantirten Frauenzimmer plötzlich stark auf den Fuß getreten wird, wird es ausrufen: „Hélas!“ oder „Ach!“? überhaupt wenn Sie überrascht werden vom plötzlichen Schmerz oder von plötzlicher Freude, würde sich Ihre Empfindung in deutscher Sprache Luft machen, oder übersetzten Sie dieselbe erst ins Französische?

Einen Beweis des Gegentheils giebt die Erfahrung, daß Damen und Herren, die nie anders als elegant französisch sprechen, mit ihren Bedienten und ihren Stubenmädchen in einem kräftigen deutschen Currentstyl zanken. Ich habe mich, wenn ich deutsche Frauen mit französischen Gebetbüchern in die Kirche wandern sah, oft

gefragt: iſt es möglich, daß ein deutſches Herz auf franzöſiſch ſein Gebet zum Himmel ſchicke? Es kömmt mir dann immer ſo vor, als ob ſie jedes Gebet mit „Monsieur“ anfiengen, oder wenn's hoch kömmt mit „Sire.“

Wir Deutſche, wir haben einen „Gottesdienſt,“ wir dienen Gott mit Lieb und Treue; welches Wort giebt uns die franzöſiſche Sprache für Gottesdienſt? „Le culte!“ Es iſt kein Gottesdienſt mehr, es iſt eine Kultur, man kultivirt unſern lieben Herrgott wie eine Bekanntſchaft, macht ihm alle Sonntags hübſch eine Viſite. Wir haben einen Hochaltar. Die franzöſiſche Sprache hat dafür einen „Maitre-Autel“, welcher an „Maitre d'hotel“ erinnert. Sehen Sie, meine freundlichen Hörerinnen, unſere deutſche „Liebe“ an, Sie mögen nun eben in der Conjugation des Zeitwortes lieben bei der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Zeit ſeyn, ſo werden Sie doch geſtehen, daß das franzöſiſche „L'amour“ eine wahre Waſſerverdünnung gegen unſere Liebe iſt.

Der Deutſche ſagt: „er hat ſich verliebt.“ Die Partikel „wer“ zeigt einen gänzlichen Verbrauch durch das nachfolgende Zeitwort an, alſo ſein Ganzes „Ich“

iſt in dieſe Liebe übergegangen, das iſt der Charakter wahrer Liebe, das eigene Selbſt hat ganz aufgehört, es iſt ganz Liebe geworden, es iſt eine heilige, göttliche Wandlung vorgegangen. Die franzöſiſche Sprache ſagt: „Prendre de l'amour;“ ſo wie man ſagt: „Prendre du Tabac“

Die franzöſiſche Sprache nimmt eine Priſe Liebe, ſo wie ſie eine Priſe Taback nimmt; mit vieler Grazie, des Tags ungefähr dreimal.

Wenn mir auf Deutſch geſagt wird: „Ich liebe Dich!“ da wird mir mein Glück in runder Münze, in ächt deutſchem Gepräge, mit ächt deutſcher Bündigkeit und Beſtimmheit gereicht.

Wie klingt aber das, „ich liebe dich“ aus einem franzöſiſchen Munde? „Ah! que je vous aime!“

Zuerſt ein hohler Donner: „Ah!“

So wie Seiltänzer ſich erſt durch einen Trompetenſtoß ankündigen; dann kommt das „Que je vous aime!“

Die zwei Vorreiter „Ah que“ ſind der einfachen Liebe zu prunkvoll, und dieſem „Ah que je vous aime“ folgen dann einige Exklamationen und Phraſen, car, parceque u. ſ. w., welche dieſelben Worte noch einmal

ins Detail ausſchneiden, das „Ah que je vous aime“ wird zuerſt als Braten ganz auf den Tiſch getragen, dann kommt es noch einmal tranſchirt an die Reihe.

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer, unſere zwei edelſten Männer, die in jeder ächten deutſchen Bieder-bruſt leben und weben, hat die franzöſiſche Sprache zu Weiber gemacht.

„Der Stolz“ und „der Ruhm,“ ſie haben Frauen-kleider angelegt und ſtehen als „La fierté“ und la Gloire“ vor uns da.

Sehen ſie einmal dieſe hektiſche Gloire an, ſieht ſie nicht gegen unſern aus einer kräftigen Stammwurzel gebildeten „Ruhm“ aus, wie eine gute franzöſiſche „Bonne“ gegen einen geſunden derben Tyroler?

Die deutſche Sprache iſt wie der deutſche Mann, ſie ſpricht nicht viel, aber ſie ſchlägt drein, drum liefert der Deutſche eine einſylbige „Schlacht;“ das iſt ein kleines Wörtchen, aber es ſchlachtet en gros. Die fran-zöſiſche Sprache liefert uns dafür eine dreiſylbige „Ba-taille.“ Das Wort ſchlägt Lärm, aber man kann ſich der Bemerkung nicht verwehren, daß zwei Drittel von der „Ba-taille“ an die „Taille“ denken. Eben ſo ziſcht das deutſche „Schwerdt“ ſchon zweiſchneidig im Munde, der

französische „Epée“ hingegen mit seinem zweistumpfigen E bittet um „paix“ Frieden. Darum muß die gute französische Sprache ihre Helden mit dem scharfen Spiritus asper aussprechen! „Les Heros“ damit ja nicht mit „Les Zeros“ die Nullen ausgesprochen werden. Man muß aber gestehen, daß die französische Sprache consequent ist, da sie aus unserm Ruhm und aus unserm Stolz zwei Frauenzimmer gemacht hat, hat sie auch aus unserm „Bart“ eine Dame gemacht: „La barbe,“ da man doch weiß, daß die weise Vorsehung deshalb den Frauenzimmern gar keinen Bart schenkte, weil nicht alle so lange schweigen können, bis sie rasirt sind.

Sehen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gewisse deutsche Worte an, die sich nicht ins Französische übersetzen lassen, und gewisse französische Worte, die sich nicht ins Deutsche übersetzen lassen, und wir können auf beides stolz seyn.

Uebersetzen Sie mir einmal die französische „Süffisance“ ins Deutsche! Sie können „Selbstgefälligkeit,“ höchstens „Eigendünkel“ setzen. Aber o Himmel! der Eigendünkel ist ein liebenswürdiger, bescheidener, har-

manter junger Mann gegen dieſe complizirte Süſſisance!“

Mad. la Süſſisance iſt eine Perſon, die aus einem Creme von Dünkel, Stolz, Grobheit, Albernheit und Verſchmitztheit beſteht, der Deutſche kennt weder die Sache noch den Namen.

Nicht wahr, meine freundlichen Hörerinnen, Sie kennen kein abſcheulicheres, haſſenswürdigeres Wort, als das Wort: „Treuloſigkeit?“

Die Treuloſigkeit, dieſes Jeſuitenkloſter im freien Reiche der Empfindung, die Treuloſigkeit, dieſe Gotteslaſterung aller Gefühle! und doch, meine freundlichen Hörerinnen, iſt dieſes Wort liebenswürdig, verehrungswürdig, wenn ſie es gegen die franzöſiſche „Perfidie“ ſtellen.

Perfidie iſt nicht allein Treuloſigkeit, nicht allein Falſchheit, nicht allein Abfall, o nein! Perfidie iſt Verrath mit Falſchheit, Hohn und Treuebruch, Spott und Falſchheit, Schadenfreude und hölliſcher Abfall, frecher Treubruch und boshafte Luſt daran zugleich!

Betrachten wir unſern deutſchen „Spott,“ er iſt gutmüthig, wie der Deutſche überhaupt, und ſpottlob eben ſo ſchwerfällig wie er; der Deutſche ſchickt ſich zum Spot-

ten an, wie zur Bärenjagd, er verwahrt vor allem ſich ſelbſt, und dankt Gott, wenn er keinen Bären geſehen hat; da biethet ſich uns aber die franzöſiſche „Perſiflage“ dar, wie ein ſchön ausgewachſenes, ausgebildetes und gewandtes Weſen, es iſt gewiß in einem Fräulein-Stift erzogen worden! Perſiflage iſt eine Hyäne, ſie zerfleiſcht Namen und Menſchen, nicht aus Hunger, ſondern aus teufliſcher Luſt, ſie will blos die Ehre oder den Ruf zuckend verenden ſehen.

Das Spöttelu unſerer deutſchen Frauen iſt ihnen gar nicht ernſt, ſie bringen es blos in Geſellſchaft mit wie den Strickſtrumpf, weil ſie ſonſt nicht wüßten, was ſie anfangen ſollten.

Betrachten wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unſern deutſchen „Witz.“ Schon das Wort ſelbſt iſt ſpitzig; die franzöſiſche Sprache giebt uns „L'esprit“ dafür. Nun verhält ſich das Wort „Witz“ zu „L'esprit“ wie das Wort „Blitz“ zu „L'éclair.“ „Blitz“ und „Witz“ ſieht man ordentlich ſchnell herniederzucken, alles rings beleuchten und zündend niederfahren, während man bei „L'esprit“ und „L'éclair“ von beiden kaum ein Wetterleuchten ahnt. Geiſt iſt nicht Witz; wir haben Kirſchengeiſt, Hirſchhorngeiſt

u. ſ. w., aber wir haben keinen „Kirſchenwitz“ und keinen „Hirſchhorn-Witz.“

Ich wollte einmal in einem Geſpräche mit Franzoſen das Wort „Mutterwitz“ gebrauchen, und ſagte: „L'ésprit de la mére“. Keiner von ihnen wußte, was ich ſagen wollte, ich ſchlug den Diktionaire nach und fand Mutterwitz, „L'esprit naturél.“ Da ſah ich gleich von den Speiſekarten den „Aal naturel“ vor mir, mit Salzwaſſer und etwas Peterſilien!

Ich glaube meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Ihnen durch dieſe kleinen Parallele bewieſen zu haben, daß die deutſche Sprache vor der franzöſiſchen noch lange nicht Chamade zu ſchlagen braucht; ſelbſt zu den Calambours und Rebuts der franzöſiſchen Sprache, an die wir einen wahren Narren gegeſſen haben, die doch nur ein glänzender Beweis ihrer Armuth ſind, ſelbſt auch dazu bietet die deutſche Sprache ein ergiebiges Feld, und zu ſogenannten jeux de mots iſt die deutſche Sprache viel günſtiger; wir Deutſche ſind nur keine Jongleurs, welche die Worte gerne auf der Zunge balanciren laſſen, in die Höhe werfen, und wieder auffangen.

Ich ſelbſt, der ich, wie Sie ſich bereits oft überzeugt haben, nur ſehr geringe Gewalt über die deutſche

Sprache habe, will Ihnen doch zum Spaß ein Paar solche Wort-Contra-Tänze und Sylbenverſetzungen vorführen, um Ihnen anſchaulich zu machen, wie ſie ſich wenden und drehen laſſen.

Z. B. die Worte: „Nehmen" und „geben" wie wandelbar ſind dieſe Worte!

In der Liebe z. B. der erſte Anblick nimmt uns ein, der Eindruck nimmt zu, die Blödigkeit nimmt ab, man nimmt ſich vor, ſich die Freiheit des Geſtändniſſes herausnehmen. Nun kömmt das Geben. Er bittet, ſie möchte ihm Gehör geben, denn er müſſe es von ſich geben; ſie giebt es erſt zu, bald giebt ſie nach, daraus wird eine Ergebung, aus dieſer eine Hingebung, und bald haben ſie ſich etwas zu vergeben. Er giebt das Verſprechen, ſie zu nehmen, und will ſie ihm beim Wort nehmen, ſo ſagt er: um Vergebung! Ein Soldat im Kriege darf ſich viel herausnehmen; aber er wird ſelten etwas herausgeben. Man findet im Leben zwanzig Angeber aber nicht einen Annehmer. Man nimmt ſich oft vieles vor und giebt alles nach. Man macht oft als Ausnahme eine Eingabe und hat den Kopf davon eingenommen, daß es nichts ausgegeben

hat. Man ſchreit oft vernehmlich und zugleich vergeblich. Was ſich in der Ferne für ſchön ausgiebt, wird ſich in der Nähe häßlich ausnehmen. Mancher will dem Andern einen Rock nehmen und giebt ſich eine Blöße, ein Anderer will Jemanden beim Kopf nehmen, und giebt ſich einen Naſenſtieber. Was wir am übelſten nehmen, das wird uns gerade zum Beſten gegeben. Ein Geſchäft worauf man zu viel aufnimmt, muß man bald aufgeben, und ich will dieſer Variation ein Ende geben, damit Ihre Ungeduld ein Ende nehme.

Nehmen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die zwei einſylbigen Wörtchen „Kopf" und „Haupt" Sie bedeuten eins und daſſelbe, aber in welcher Abwechslung führt ſie die deutſche Sprache!

Nicht jeder Mann mit Kopf wird Hauptmann, Leute ohne Kopf machen oft ein Hauptglück, und oft führt Jemand kopflos Hauptſtreiche aus.

Wer nicht auf den Kopf gefallen iſt, wird oft auf das Haupt geſchlagen. Mancher Kaufmann lieſt ſein Hauptbuch und bekömmt Kopfweh; der Geſcheidte, der gegrüßt wird, nickt mit dem Kopfe; der Dummſtolze neigt das Haupt. Der Mann iſt das

Haupt des Hauses, aber die Frau wächst ihm über den Kopf. Gerade wo es sich um das Haupt handelt, da verliert man am ersten den Kopf. Der Kopf ist männlich, das Haupt ist sächlich. Das behaubte Haupt aber ist weiblich, und gerade dieses behaubte Haupt besteht auf seinem Kopfe und behauptet die Regierung. Ein hohes Haupt ist oft ein flacher Kopf. Weil Kopf und Geld selten beisammen sind, so ist auch das Kopfgeld abgeschafft worden, aber es giebt Haupt-Summen und wir sagen auch Haupt- und Kapital-Narren!

Der Kopfputz ist den Damen sehr heilig, und nur ein Hauptsturm darf ihn in Unordnung bringen. Die Stimmen der besten Köpfe machen den Haupttou selten aus, und gerade die, welche Kopfüberfluß haben, leiden Hauptmangel.

So glaube ich werden Sie nun auch überhaupt dieser Spielerei genug haben, und ich mache hier den ersten Hauptabsatz meiner heutigen Vorlesung.

Zweite Abtheilung.

Marinirte Redensarten und Sprichwörter, nebst Betrachtungen über Dilletantismus und Stroh.

Die Sprachreiniger haben den Versuch gemacht, die deutsche Sprache von allem Fremdartigen zu reinigen, und alles auszuscheiden, was uns so von fremder Zwingherrschaft anhängt.

Opiz und Philipp von Zesen begannen, die fruchtbringende Gesellschaft in Weimar und die Pegnitzritter in Nürnberg hatten denselben Zweck; warum sollten wir nicht einmal die Sprache reinigen von den bestehenden „Sprichwörtern" und „Redensarten", die wohl ehedem Wahr-Wörter gewesen seyn mögen, aber es jetzt nicht mehr sind, und von Redensarten, die blos Reden sind, um Unarten für artig einzu-

reden. Die frühern Sprichwörter müssen wir eben so ablegen, wie die Reifröcke und die Allongen-Perücken.

Ein großer Arzt behauptet, der Mensch sey alle sieben Jahre ein anderer, so sehr verwandle sich während dieser Zeit sein physisches Wesen; wir müßten also auch alle sieben Jahre andere Sprichwörter haben. Ueberhaupt liegt in diesem Ausspruch, daß der Mensch alle sieben Jahre complett ein ganz anderer ist, großer Stoff zum Nachdenken. Wenn Einer sieben Jahre verheirathet ist, so hat er nach diesem siebenjährigen Krieg plötzlich eine andere Frau, vielleicht heißt auch eine böse Frau deshalb die böse Sieben; denn im achten Jahre ist sie eine andere. Daher müssen wir uns auch gar nicht wundern, wenn einer sieben Jahre die Theologie studirt und dann Forstmeister wird; wenn der Andere sieben Jahre Medicin studirt und dann Landwirth wird, oder wenn der Dritte, wie der Pater Veit in Wien, sieben Jahre Direktor der Thierarzneischule ist, und dann Prediger bei den Jesuiten wird. Das ist ja sodann ganz ein anderer Mensch, und der gute Prediger, welcher die Angelegenheiten des Thierreichs mit denen des Himmelreichs vertauschte, hat das Kuriren der kranken Thierchen, die zu ihm kamen, ganz vergessen. Diese

ſiebenjährige Verwechslung bringt uns auch dahin, daß wir uns gar nicht mehr wundern, wenn wir eine Liebſchaft ſehen, die ſieben Jahre gedauert hat und plötzlich aufhört, da es nun zwei ganz andere ſind; oder wenn man einem ehrlichen Kerl ſieben Jahre lang Hoffnung auf ein Amt machte, und es im achten an einen andern vergiebt; oder wenn ein Regent ſeinen Günſtling plötzlich fallen läßt, das geht ganz natürlich zu, das ſind ja dieſelben Menſchen nicht mehr. Wie ſollen alſo Sprüchwörter, die ſchon hundert und mehrere Jahre alt ſind, zu uns, die wir alle ſieben Jahre andere Menſchen ſind, paſſen?

Ich will Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ein Paar Sprüchwörter vorführen, und dann urtheilen Sie ſelbſt, ob wir ſie nicht aus unſern Sprüchwortbüchern ausmerzen müſſen. Z. B.

„Nach Regen folgt Sonnenſchein."

Das Sprüchwort taugt ſchon an und für ſich nichts, denn wenn es wahr iſt, daß nach Regen Sonnenſchein folgt, ſo geht natürlich daraus eben ſo wahr hervor, daß nach Sonnenſchein Regen folgt. Wo liegt ſodann unſer Troſt? Iſt es denn aber auch wahr, daß nach Regen Sonnenſchein folgt?

So lange man von einem Menſchen weiß, daß er glücklich iſt, daß, ſo wie man ſagt, die Sonne vor ſeiner Thüre ſcheint, da folgt lauter Sonnenſchein; wo er hinkömmt iſt Sonnenſchein für ihn, hier iſt es die heiße Sonne eines Vornehmen, dort die lieblich ſtrahlende und doch verzehrende Gluthenſonne eines großen Auges, kurz er müßte eigentlich einen Sonnenſchirm ſtets bei ſich tragen. Wenn aber die Sonne von der Thüre deſſelben weggeht, und Regen des Unglücks ſtürzt aus den ſchwarzen Wolken des Schickſals über ihn nieder, wo ſcheint ihm da noch eine Sonne? Dieſer Regen zieht für ihn alle Gattungen Regen mit, alle ſeine Hoffnungen zerſtäuben; ſo hat er einen Staubregen; worauf er gerechnet hat, da kommt ein Strich drein, es war alſo auch ein Strichregen, und wo er ſich zeigt, weicht man ihm aus und macht ihm Platz, da hat er auch den Platzregen! Die feiſte vornehme Sonne hat ſich ganz verhüllt, und das ſchöne Sommerauge hat den Wimpervorhang über ſich, und über die vergangenen Zeiten geſenkt. Wenns hoch kömmt, ſchenken ihm ſeine Freunde drei Regensburger, die einen Groſchen ausmachen. Iſt demnach das Sprichwort: Nach „Sonnenſchein folgt Regen“ ein Wahrwort?

Nehmen wir ein zweites Sprichwort:

„Mann und Weib ist ein Leib.“

Ein schönes Sprüchlein, allein es muß auch schon quiesziert werden. Vor Allem weiß man nicht, ob auf ein jetziges Ehepaar der Ausdruck: „Mann und Weib“ auch paßt; bald weiß man nicht, welches der Mann ist und welches die Frau, bald ist sie auch ein Mann, da müßte es heißen: „Mann und Mann ist ein Leib.“

Bald ist er auch ein Weib, da müßte es heißen: „Weib und Weib ist ein Leib.“

Aber betrachten wir ferner ein Ehepaar à la Mode, er wohnt im rechten Flügel, sie wohnt im linken Flügel, wie ist das nun ein Leib? Betrachten wir ein solches Ehepaar im Theater. Das Weib sitzt im ersten Logenrang und hinter ihr ein charmanter Mann, der ihr im Zwischenakt den Hof macht; der Mann ist im zweiten oder dritten Logenrang und vor ihm eine Dame, welcher er den Hof macht; kann also ein Leib im ersten Logenrang sich den Hof machen lassen, und zu gleicher Zeit im dritten Rang selbst den Hof machen?

Sehen wir ein solches Ehepaar auf Landparthien, sie sitzt zu Pferde und hinter ihr her galopiren mehrere,

welche die kühne Roßbändigerin bewundern, er ſetzt in einer Gondel ein Paar waſſerluſtige Damen über die bläuliche Fluth, und hofft, daß ſeine Ueberſetzung mit dem Original belohnt werde; kann nun ein Leib zu gleicher Zeit Gallopreiten und Damen in einer Waſſer-Ueberſetzung liefern?

Das Sprichwort ſagt auch blos: „Mann und Weib iſt ein Leib" aber nicht auch eine Seele. Nun kann aber an dieſem einen Leibe das Weib die rechte Hand und der Mann die linke Hand ſeyn, und es iſt ehlich-chriſtlich, daß die linke Hand nie wiſſe, was die rechte thut.

Wenn das Weib Frauenbeſuch bekömmt, ſo ſagt er: „Mann und Weib iſt ein Leib" die beſuchen mich, ich geh' nicht von der Stelle; wenn der Mann ſich eine Summe zu einem Ueberrocke erſpart hat, ſo ſagt das Weib „Mann und Weib iſt ein Leib," den Ueberrock werd' ich mir machen laſſen. Wenn die Frau eine zärtliche Freundin hat, und ſie oft umarmt, ſo ſagt der Mann: „Mann und Weib iſt ein Leib" und umarmt ſie auch; wenn die Frau krank iſt und Freund Hain kommt um ſie zu holen, ſo liſpelt ſie: „Mann und Weib iſt ein Leib" ſo nimm gefälligſt meinen Leib dort!

Wenn der Mann ein Dichter ist, der die ganze Menschheit liebt, so sagt sie: „Mann und Weib ist ein Leib" ich muß nun auch gerade eine Hälfte der Menschheit, die auf mich kömmt, lieben. Dies Sprichwort hält also auch nicht Stich.

Betrachten wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nun das Sprichwort:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus, du trägst wenig Ehr' heraus."

Erstens können wir jetzt gar nicht mit Bestimmtheit sagen „des Nachbars Haus;" denn wenn wir alle Ewiggelder und Hypothekengelder wüßten, die auf des Nachbars Haus lasten, so wüßten wir, daß des Nachbars Haus nicht das Haus des Nachbar ist, es ist das Haus nach borg, aber nicht nach Baar!

Vielleicht führt uns diese Betrachtung zu der Ursache warum jetzt so viele Häuser fallen.

Ein jeder Fall entsteht dadurch, daß alle Körper, vermöge ihrer Schwere, dem Mittelpunkte der Erde zustreben. Die Erde aber ist nichts als ein Kaufmannsstand, denn der Kaufmannstand ist der einzige, der sich stets um seine eigene Achse dreht. Der Mittelpunkt des Kaufmannstandes aber ist der Kredit, folglich besteht

der Mittelpunkt der Erde aus Kredit, es ist also sehr natürlich, daß die Häuser deshalb fallen, weil sie zu viel Bestreben nach diesem Mittelpunkte der Erde in sich tragen.

Ich komme von diesem Einfall, welcher auch vermöge seiner Schwere mich zu einem Abfall von meinem Sprichworte verleitete, wieder zu demselben zurück. Es ist nicht wahr, daß man wenig Ehre herausträgt, wenn man viel ins Nachbar Haus geht, wir tragen sehr viel Ehre heraus, nicht etwa unsere, sondern die Ehre, die wir nun dem Nachbarhause abzuschneiden gedenken. Ist zum Unglück die Nachbarshaus-Ehre zu kurz, um ihr noch etwas abschneiden zu können, so schneiden wir im Nachbarshause andere Ehren von Unbekannten und Bekannten ab, und nehmen sie mit, es muß also heißen: „Geh' viel in Nachbarshaus so trägst du viel Ehr' heraus!"

Was meinen Sie von dem Sprichworte:

„Ehrlich währt am längsten?

Ist Ehrlichkeit ein Kleid, welches lange währt, weil man es selten anzieht?

Jetzt sollt es eigentlich heißen: „Ehrlich hat am längsten gewährt!"

Bis man ehrlich zu etwas kömmt, da währt es am längsten, und da die Ehrlichkeit uns langweilt, so währt sie wieder am längsten.

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel.“

Auch ein erlogenes Sprichwort; unsere Gelehrten fallen uns alle vom Himmel herunter, und die wenigen Gelehrten, die wirklich von den Schulen fallen, haben alle Augenblicke Ursache wie aus dem Himmel gefallen zu seyn. Ueberhaupt, der Himmel läßt Niemanden so fallen, als eben seine Gelehrten, daher sehen wir so viele Gelehrte die auf den Kopf gefallen sind, und es ist ein wahres Glück, daß die Gelehrten selten schwer sind, und bei ihrer specifischen Leichtigkeit sanft auf die Nase fallen.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang.“

Das ist auch nicht wahr; in unserer Zeit, wo Trinken, Spielen, Fluchen, Verläumden, Verführen u. s. w. zum Geschäfte geworden sind, da muß es heißen:

„Müßiggang ist aller Tugend Anfang.“

„Wers Glück hat führt die Braut nach Haus!“

In diesem Sprichworte liegt schon ausgedrückt, daß nur ein Mensch, der immer Glück hat, eine Braut nach

Hauſe führen ſoll, ſo wie ein Menſch, der einmal Glück hat, auch in die Lotterie ſetzen ſoll, vielleicht macht er gerade einen Treffer. Sonſt müßte es heißen: „Wer das Glück hat, der führt die Braut nach Haus, d. h. nach Haus zurück, woher er ſie geholt.“

Das Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geſchloſſen“ hängt mit dem Sprichworte:

„Auf den Himmel muß man bauen, nur der Himmel fügt das Ende“ und dieſes mit dem dritten Sprichworte: „Der Himmel hängt voll Geigen“ genau zuſammen.

Im Himmel ſind gut Ehen zu ſchließen, denn der Himmel fügt auch das Ende. Weil im Himmel Ehen geſchloſſen werden, hängt der Himmel voll Geigen, denn die Geige iſt das Symbol der Ehe, weil bei ihr die Eh- (E) Saite die dünnſte iſt und diejenige, die am leichteſten zerreißt. — Auf den Himmel iſt gut bauen, weil Ehen in ihm geſchloſſen werden; denn Ehen ſchließen iſt ſchon der letzte Einfall, ſodann läßt ſich ohne Gefahr bauen. Eben weil die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, ſind unſere Eheleute nachher wie aus dem Himmel gefallen, und eben bis die Ehen vom Himmel auf die Erde kommen, ſind ſie wie der Hagel eiskalt ge-

worden. Da nun die Ehen auf die Erde fielen, die Geigen aber im Himmel hängen geblieben sind, so spielen wir für unsere Erden-Ehe blos den Contrabaß!

Die Ehen werden also im Himmel geschlossen, und als Gefangene Paarweise aneinander geschlossen auf die Erde geschickt.

Nach dieser kleinen Heerschau der Sprichwörter wollen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch eine winzige Revüe über die Redensarten halten, die wir täglich und stündlich im Munde führen, um zu sehen, was wir eigentlich mit ihnen so in Wahrheit meynen.

„Ihr gehorsamster Diener!" Das hören wir täglich hundertmal; nun aber erstens, wer erlaubt sogleich jedem mein Diener zu seyn?

Wenn ich einen Diener annehme, so muß er mir Atteste und Zeugnisse bringen, wenn also Jemand auf der Strasse zu uns sagt: „gehorsamer Diener!" so sollten wir ihm sogleich seine Atteste und Zeugnisse abfordern, ob er ein ehrlicher treuer Kerl ist, den wir zum gehorsamsten Diener haben wollen. Fordern wir aber einmal von einem solchen „gehorsamsten Diener" den kleinsten Dienst, so würden wir von seiner Dienerschaft schöne Proben bekommen. Ein Minister sagt uns:

„Ihr ganz gehorſamſter Diener!“

Eine Stunde darauf könnte er durch ein einziges Wörtchen, durch einen Federzug uns einen Dienſt leiſten, er thuts gewiß nicht.

Alſo das gewöhnliche „Ihr gehorſamſter Diener“ heißt nichts als: „Was ſcher' ich mich um den Kerl!“

Dabei nehmen wir den Hut ab, damit der Himmel unſere Gedanken ſehe, und bücken uns dazu, als wollten wir es mit dem Kreuze beſtätigen.

„Ah! ich freue mich unendlich Sie endlich einmal wiederzuſehen!“

Das heißt nichts anders, als: „Himmel Herrgott! iſt der Menſch denn ſchon wieder da!“

„Sie ſehen heut aus, wie das liebe Leben!“

Mit andern Worten geſagt: „Der ſchaut aus, daß einem Uebel werden möchte.“

„Ach, wie geht's denn ihren lieben kleinen Goldjungen?“

Zu deutſch: „Lebt denn die Meerkatzenbrut auch noch?“

„Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen?“ oder richtig überſetzt: „Wären Sie ſchon dort wo der Pfeffer wächst!“

„Erzeigen Sie mir die Ehre, nächſten Sonntag mei-

nen Tisch zu beglücken!" das heißt: „Einmal muß ich die verfluchte Schuldigkeit doch vom Halse bekommen!"

„Ach, welch' glücklicher Zufall! seh' ich Sie schon wieder?" soll heißen: „Hol' Dich der Kukuk, alle drei Spannweit sieht man das confiszirte Gesicht!"

„Das muß man gestehen, Ihr Geschmack sich zu kleiden ist unique!" oder richtiger ausgedrückt: „Der Pavian kleidet sich wie ein wahnsinniger Tuschkasten!"

„Mein Fräulein, mit Ihnen zu tanzen ist ein Genuß!" auf gut deutsch: „Mamsell, ich wollt, Sie wären ohne Beine auf die Welt gekommen!"

„Ach Freund, ich habe mich in Ihrer Vorlesung göttlich unterhalten!" will eben so viel sagen als: „Ich habe mich gelangweilt wie ein Mops!"

„Sie haben den vortrefflichsten Keller in der ganzen Stadt!" oder auch: „Der Teufel hol' Ihren Krätzer!"

So ungefähr, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist die eigentliche und richtige Auslegung unserer gewöhnlichen Redensarten, mit welchen wir uns abspeisen und mit denen wir durchs ganze liebe Leben leeres Stroh dreschen.

Selbst die Redensart „leeres Stroh dreschen" bringt mich auf die Falschheit des Ausdrückes „leeres Stroh

dreſchen," ſo wie überhaupt auf das große Unrecht, welches wir Menſchen dem Stroh anthun.

Ich weiß nicht, wie es aber wieder kömmt, daß ich nie an leeres Stroh denken kann, ohne daß mir der Dilettantismus einfällt, ſo wie ich auch nie an Dilettantismus denken kann, ohne daß ich leeres Stroh vor mir ſehe.

Ich meyne hier nicht jenes Dilettiren, wenn die Jugend den ſüßen Reitzen der holden, lebenverſchönernden Künſte oblieget, ich rede hier nicht von den angenehmen Stunden, die uns in häuslichen Kreiſen durch den Zauber des Geſangs, durch den Reitz der Muſik, ſo herz- und geiſterhebend ausgefüllt werden; denn wer iſt ein ſolcher Barbar, dem ſegens- und gemüthsreichen Einfluſſe ſolcher geſelligen Stunden, in welchen die ſanftern Schweſterkünſte den Pendulſchlag der Zeit beflügeln, zu widerſtehen? Wer überläßt ſich nicht gerne den milden Eindrücken eines gutgeſungenen Liedes, einer fertig geſpielten Compoſition auf irgend einem angenehmen Inſtrumente, oder den lieblichen Phantaſien einer gut vorgetragenen Dichtung?

Ich mag nur jenen Dilettantismus nicht leiden, der den Kindern ſeiltänzermäßig eingebläut wird, damit ſie

ihn in Gesellschaften ausschwitzen sollen; jenen Dilettantismus, der in Kunststücken und Purzel-Bäumen uns vorgemacht wird; jenen Dilettantismus, der nicht zur Kunst führt und auch diese göttliche Abstammung nicht verräth, sondern der eine krampfhafte Verzerrung des hohen Ideals ist, jenes rachitische, englischgliedrige Gespenst, das uns aus Kinderstuben entgegen kriecht und uns zum innigen Mitleid bewegt. Der Norden ist der Brütofen dieser geselligen Ungeheuer. Mir lag immer zwei Tage früher ein Alpengebirg auf der Brust, wenn ich zu Thee mit Bildung, und Pumpernikel mit Dilettantens gebeten wurde. In Nord-Deutschland ist es eine wahre Dilettanten-Hatze, auf jeder Butterbemme kriecht ein Dilettant herum, und mit jedem Bissen Schlackwurst muß man einen Dilettanten oder wie sie eigentlich heißen sollten: einen Delinquenten, hinunterschlucken.

Zum Spaß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen einen solchen ästhetischen Delinquenten-Thee-Abend mittheilen, den ich in einer nicht unbedeutenden norddeutschen Stadt mitzumachen das horrende Glück hatte.

Die Frau Legationsräthin, bei welcher diese mör-

rische Dilettantenschlacht vorging, war bekannt für eine Schönheit vom dritten Wasser und ihr Thee für eine Schönheit vom ersten Wasser, ihr Herr Gemahl für sehr fett und ihr Butterbrod für sehr mager; allein da sie eine Nichte hatte, mit Augen schwarz wie die Nacht, Wangen frisch wie der Morgen, Lippen glühend wie der Mittag und einem Herzen milde wie der Abend, nahm ich gewöhnlich die Einladung der Tante an, und machte mit Nichten den Tantalus.

Kaum saß ich ein Paar Minuten, als angekündigt wurde, es sey eine dilettirende musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung arrangirt. Ich fühlte wie ich blaß wurde, und sagte zu einer neben mir sitzenden Auskultator-Frau: Die Erfindung der Dilettanten ist doch sehr heilsam!"

Die Auskultator-Frau lächelte: „die Entdeckung wollen Sie sagen!" Die Schlacht begann.

Ein Hausvetter, ein Dilettant von Profession, hatte einen Prolog gedichtet. Zwei Bogen Papier drobeten wie zwei Jahrhunderte in seiner Hand. Ich empfahl meine Seele Gott und hörte zu. Der Vetter war ein Mordvetter! er stand da, wie die Zugspitze, Bäche Schweiß rannen ihm von dem hohen Haupte; der Vetter

mußte eine Lunge gehabt haben wie ein Rhinozeroß, er war nicht zum Umbringen! endlich ſchleuderte er wie ein Vulkan das letzte Wort über unſere Häupter hin! „Bravo!“ „Bravo!“ ſchrie Alles, und die Askulatator-Frau ſagte zu mir:

„Die Idee dieſer Denkungsart hat Aehnlichkeit mit dem Marquis von Poaſert in Goethes Emilia Galotti!“ „Richtig! meine Gnädige!“ ſagte ich, „auch etwas mit Caroline Moor in Klopſtocks Rinaldo Rinaldini.“

Nun kam die Tochter des Hauſes und ſang „Matthiſſons Adelaide“ mit Muſik von Beethoven. Nun gehört gerade dieſes Lied mit dieſer Muſik zu den zarteſten Schätzen der Poeſie und der Muſik, und ein Meſſerſtich durchfuhr meine Bruſt, als der erſte Ton wie aus einer geplazten Fiſchblaſe aus ihrer Kehle kam. Bei dem Refrain „Adelaide“ legte ſie das Köpfchen immer wie eine Tiſchklappe auf die linke Schulter und tremulirte das Wort heraus, daß ich glaubte, die gute „Adelaide“ werde ganz zerbröckelt herausfallen.

„Süperbe!“ „Süperbe!“ ſchrie Alles. „O, ſagte die Askulatator-Frau, „wenn das nur Eiland Beetho-

ven hören könnte, ich selbst würde um diesen Preis es nicht hören!"

„Da zertheile ich Ihre Empfindsamkeiten!" war meine Antwort.

Nun sollte das zehnjährige Töchterchen etwas deklamiren, blos eine Kleinigkeit: „Schillers Glocke!"

Ich hätte in diesem Augenblick eine halbe Million für einen gelinden Nervenschlag gegeben.

Die Kleine begann:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!

„Wie nennt sich das auf Deutsch?" fragte mich die Askultators-Frau.

„Es heißt, sagte ich: „die Lebenden ennuyir ich, die Todten maltraitir ich, und das Donnerwetter parodir' ich!" — „Ach," sagte sie, „der Schiller war doch ein sehr moralischer Mensch!"

Zum Unglück wußten Alle die Glocke auswendig, und jeder half ein; bei der Stelle:

„Der Wahn ist kurz,"

sah die Askultator-Frau ihren Mann an, welcher wirklich etwas kürzlich war und bei den Worten:

„Die Reu ist lang!"

ſtreckte ſie die Arme aus, als wollte ſie anzeigen, wie lang die Reue ſey.

Bei dem Schluſſe:

„Friede ſey ihr erſt Geläute!“ läutete die ganze Geſellſchaft mit: „Charmant!“ „Charmant!“ hieß es ringsum.

„Ja“, ſagte die Aſkultatorfrau zu mir, „die Glocke iſt doch ein ſchönes Epigramm, und man kann die ganze Naturgeſchichte aus ihr lernen!“ — „Ja! meine Gnädigſte!“ erwiederte ich, „und beſonders für die Feuer-Kommiſſion und Schornſteinfeger iſt es ein wahres Lehrbuch!“

Nun deklamirten zwei Damen den Dialog der Königinnen in „Maria Stuart.“ Das Köſtlichſte dabei war, daß die Eine im Eifer ſagte: „Dort legt ein Schiffer ſeinen Rachen an!“ Dabei ſpreitzte ſie die Hand grad aus, und alles folgte unwillkührlich dieſer Bewegung, und die Frau Legationsräthin ſaß wirklich mit offenem Maul da.

Die Aſkultatorfrau meinte wieder, die Eine hätte mehr Talent zum Gekünſtelten, die andere aber wäre blos Neutral.

Noch waren meine Leiden nicht zu Ende. Die Frau Legationsräthin ſpielten Guitarre und ſangen die „Lenore“ mit Muſik von Zumſteeg dazu. Sie

lag ganz über die Guitarre und ruderte mit dem Ellenbogen, als ob ſie ſchwimmen wollte; bei den Worten: „Die Todten reiten ſchnell" gerieth ſie ſtets in Feuer, und ich glaubte alle Augenblicke die Frau Legationsräthin würde auf der Guitarre zum Fenſter hinausreiten. „Göttlich!" „Göttlich!" ſchrie Alles.

Die Askultatorfrau ſagte: Man ſieht doch gleich, wer bürgerlich iſt, der bringt ſeinen Rappen mit ins Gedicht!"

„O, ſagte ich, der Rappe iſt kein gewöhnlicher Rapp; der Rapp iſt von gutem Haus, bloß ein Geiſt und aus der Familie des General Rapp."

Zum Schluſſe tanzten noch zwei Kinder die Gavotte, wie ein Paar exercirende Regenwürmer. Es war eine wahre Seelenangſt es anzuſchauen.

Die Askultatorfrau drückte mir in Verzückung die Hand und liſpelte:

„Ach, was iſt die Jugend reizend, wenn ſie noch elaſtiſch iſt!"

„Tanzen Sie auch?" fragte ich ſie, und warf einen Seitenblick auf ihre dubioſe Elaſtizität.

„Früher" ſagte ſie, „hab' ich es oft als eine gymnaſtiſche Uebung getrieben."

Da trat die Frau Legationsräthin zu mir heran und ſprach:

„Der Herr Doktor müſſen ſchon heute mit dem Wenigen Vorlieb nehmen!“ Ach, ſagte ich, gnädige Frau, das muß man Ihnen laſſen, es verſteht es kein Menſch ſo wie Sie, eine Geſellſchaft zu amüſiren!“

„Schmeichler!“ ſagte ſie, warf mir ein leeres Bonbon-Papier an den Kopf und gieng von dannen.

Dieſes Bild eines nordiſchen Dilettanten-Thees, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt wahrlich nicht mit zu grellen Farben geſchildert, und der Ausdruck dafür: „leeres Strohdreſchen“, iſt ein ſehr gelinder, denn das einförmige Klappern, welches durch dieſes Dreſchen entſteht, iſt bei weitem nicht ſo qualvoll, als jenes Angſt- und Peingeſchrei wüthiger Dilettanten.

Nun komme ich darauf zurück, daß es mir ſehr ſchmerzlich iſt, das gute liebe Stroh ſo gering geſchätzt, ſo verachtet zu wiſſen. Das Stroh iſt nichts anders, als ein umgekehrter Parvenu, ein vom Unglück gebeugtes, um alle ſeine Glücksgüter gekommenes Weſen. Es ſtammt aus einer der erſten Familien des Landes, vom Getreide ab.

Wie blühend war der Zuſtand des unglücklichen

Stroh's, als es noch Getreide war! Alles machte ihm den Hof, jung und alt wallfahrte zu ihm hinaus und freute sich seines Wohlstandes. Dichter besangen seine goldenen Wogen, und schäckernde Mädchen spielten in seiner grünenden Saat.

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, einen Strohhalm an; so lange er noch ungeschnitten im Felde steht, ist er das Bild der Menschen; denn die Korn- und Waizenähre, die körnerreich ist, die, so zu sagen, etwas im Kopfe hat, die neigt das gefüllte Haupt bescheiden zu Boden, in demüthig gekrümmter Stellung steht sie in der Reihe der andern da; sehen Sie aber die leere Aehre an, die gar nichts im Kopfe hat, wie hoch und stolz emporgeschossen sie das Haupt erhebt, und anmassend um sich blickt, gerade wie bei den Menschen!

Also, so lange das Stroh etwas besitzt, schätzen wir es, kaum ist es durch unsere eigene Grausamkeit um sein Bischen Vermögen gekommen, so verachten wir es, so verfolgen wir es.

Wie soll aber das Stroh mehr seyn, als Stroh, da es stets nur mit Flegeln umgeht? Aber betrachtet nur

die Strohe untereinander, und gestehet, daß die Strohe besser sind und edler als die Menschen.

Seben Sie einmal die verschiedenen Strohe an, Waitzenstroh, Kornstroh, Haferstroh, Roggenstroh, Bohnenstroh, Erbsenstroh, Dünkelstroh, u. s. w.! giebt es Partheien-Haß, Religions-Verfolgung und Rang-Neid unter ihnen?

Hat je das hohe Waitzenstroh zu dem niedern Haferstroh gesagt:

„Ich bin hochgebornes Stroh, und du bist nur bürgerliches Stroh?" Hat je Kornstroh zu Dünkelstroh gesagt: „mein Korn allein macht die Menschheit selig, dein Dünkel ist falsch, du hast den unrechten Glauben, man muß dich ausrotten?"

Dreschen die Strohe also nicht weniger leere Strohe, als wir Menschen? — Wir hoffährtigen und nichtigen Menschen reden uns doch ein, daß an dem Tage der Garben, nach der großen Ernte, wenn wir alle nichts seyn werden, als ausgedroschenes Stroh, auch dann reden wir uns noch ein, daß ein Stroh seliger werden wird, als die andern!

Ihnen aber, meine freundlichen Hörerinnen, lege ich das Stroh besonders ans Herz. Ihnen empfehl' ich mei-

nen gedemüthigten Clienten, an ihrer Milde soll sich das Stroh wieder aufrichten. O, meine freundlichen Hörerinnen, gedenken sie jener goldenen süßträumerischen Zeit, jener dichterischen Tage, wo ein liebend Herz und eine Strohhütte alle, alle ihre Wünsche umfaßte?

Ich weiß nicht, meine freundlichen Hörerinnen, ob Sie je eine Strohhütte und ein liebendes Herz in Natura gesehen haben, denn seitdem die Feuerassekuranzen entstanden, hat man sie beide verbannt, weil sie zu leicht Feuer fangen.

Aber es hat früher vielleicht dergleichen Dinge, als liebende Herzen und Strohhütten gegeben, und man sagt sogar, daß in dem neuen Museum zu Berlin ein dergleichen liebend Herz wirklich aufbewahrt wird.

Wundern Sie Sich nicht, meine freundlichen Hörerinnen, daß gerade ich mich der verbannten Strohdächer so annehme, denn wir Dichter sind die nächsten Anverwandten aller Dächer, da wir zunächst unter ihnen wohnen.

Mit den Strohdächern ist die Regierung der Dichter verschwunden, wir nur versetzten die Liebe unter ein Strohdach. In früherer Zeit, da kannte man auch die Wetterableiter noch nicht, da zuckte noch einmal der

göttliche Funke vom Himmel, und zündete sein Opfer an; jetzt aber haben die Häuser eiserne und die Herzen goldene Blitzableiter, und dennoch gab es nie so viel häusliche Donnerwetter, als eben jetzt. Ich glaube, liebende Herzen und Mispel halten sich nur im Stroh am längsten. Es ist daher schade, daß die Liebe im Herzen, und nicht im Kopfe wohnt, sonst würde sie sich doch noch in manchen Strohköpfen erhalten haben.

Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, meine freundlichen Hörerinnen, daß wir jetzt auch eine Art Liebe haben, die sich eben jetzt, im Monat Mai zu zeigen anfängt, und die wie die Krebse in den Monaten ohne R, Mai, Juni, Juli und August so ziemlich gut schmeckt. Das kommt daher, meine freundlichen Hörerinnen, weil Sie in diesen Monaten auch eine Art Strohdächer auf dem Kopfe tragen, Strohhüte. Liebe und Stroh ziehen sich nun einmal ausgemacht gegenseitig an.

Ein Frauenzimmer im Strohhut verliebt sich um ⅔ Zeit wenigstens schneller, als ein Frauenzimmer im Sammt- oder Atlas- oder Plüschhut. Von den Damen in Filzhüten red' ich gar nicht, denn ein Filz weiß nie was von Liebe. Es gibt kein Frauenzimmer, welches im Strohhute nicht schäferlicher gesinnt wäre, als sonst, trotz

dem, daß die Strohhüte aus Stroh ohne Bart gemacht werden.

Gewiß steht Liebe und Stroh in geheimer magnetischer Verbindung; denn wann liebt der Mann seine Frau am zärtlichsten? wann ist sie ihm am liebsten? Wenn er Strohwittwer ist.

O, das Wort „Stroh" ist ein gewichtiges Wort! und oft ist bei einer Parthie Whist der Stroh-Mann der interessanteste unter den andern drei alliirten Mächten! Ich bitte also, das Stroh nicht so ganz mit Füßen zu treten, und um Sie, meine freundlichen Hörerinnen, ganz mit dem Stroh zu versöhnen, sollen Sie so eben das letzte Wort darüber haben.

Dritte Abtheilung.

Das Desiderienbuch des Schicksals.

Das Schicksal hat in neuerer Zeit ein ganz eigenes Schicksal gehabt! Unsere guten Vorältern haben gar kein Schicksal gehabt, jetzt hat jeder Lump ein Schicksal. Unsere Vorältern hatten eine Vorsehung, eine liebe, einfache, bequeme, heilsame Tracht, sie befanden sich dabei wohl an Leib und Seele. Jetzt haben wir einen Schicksals-Schneider, wir tragen Fatums! man trägt sie verschieden: Spinozistisches Fatum, astrologisches Fatum, vernünftiges Fatum, griechisches Fatum, und türkisches Fatum.

Das türkische Fatum hat in neuerer Zeit russische Bäder genommen, und ist dadurch außer Mode gekommen, dafür wird das griechische Fatum durch englische Wichs (Whigs) in neuem Glanz erscheinen.

Dieſes gute Schickſal muß Alles gethan haben! wenn wir unſere Köchin fragen, warum iſt aber der Eyerkuchen verbrannt, ſo ſagt ſie:

„Ich hab' doch ein eigenes Schickſal mit meinen Eyerkuchen!“

Da läßt ſich nichts mehr ſagen! Das Schickſal hat die Eyerkuchen verbrannt!

Letzthin ſtürzte mein Barbier, mit Thränen in den Augen, in mein Zimmer, ſtreckte das Meſſer in die Höhe, und rief mit allem Pathos des verzweifelnden Barbierthums:

„O Schickſal, das iſt ſchmutzig von dir!“

Er hatte nämlich ein Viertel-Loos in vier Ziehungen durchgeſpielt, ohne daß es gewann, in der fünften ſpielte er es nicht mehr, und es gewann 12,000 Thaler. Noch einmal rief er:

„Schickſal, das iſt ſchmutzig!“ und ſtürzte aus dem Zimmer.

Ich lachte den Barbier aus.

Eine Stunde darauf bekam ich eine Zuſtellung von der Polizey, ich ſollte mich auf acht Tage zur Ruhe ſetzen, weil ich in Gegenwart des Publikums geniesst hatte, und wenn ein Schriftſteller nieſt, ſo ſagen jede Polizeye: „Zur Geneſung!“ Die Geneſung aber bedarf von

Allem Ruhe und Abgeschiedenheit. Dazu mußte ich noch im voraus 4 fl. 36 kr. bezahlen.

„O Barbier, Barbier, rief ich aus, o Schicksal, das ist schmutzig von dir!“

Ich stürzte in den englischen Garten, und es kam mir vor, als ob auf jedem Blatt ein Schicksal säße, und mich auslachte. Plötzlich schlägt mir Jemand auf die Schulter: „guten Abend!“ Ich sah mich verdrüßlich um, ein junger Mensch, den ich auf den ersten Augenblick für einen Seiltänzer hielt, stand vor mir.

„Mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen?“ fragt' ich.

„Ich,“ erwiederte er, „ich bin das Schicksal, und will dir beweisen, daß ich nicht so schmutzig bin, wie du meinst. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Büreau, mache du das Schicksal, merk' auf, was alle Leute in mein Desiderienbuch einschreiben, und dann sage mir, ob das Schicksal eines Schicksals zu beneiden ist; ich aber geh' indessen für dich auf die Polizey und laß mich zur Ruhe setzen.“

Und so geschah es auch.

„Donnerwetter!“ dacht' ich, wenn die Polizey wüßte, daß sie das Schicksal eingesperrt hat, der Kerl müßte bei Wasser und Brod sitzen.“

Ich ſetzte mich auf das Büreau des Schickſals, das Deſiderienbuch lag da, und daneben eine große Rieſenfeder, mit welcher ſich alle Menſchen in das Buch einſchrieben. Ich war noch nicht lange da, als ſchon das Heer der Einſchreibenden ankam.

Zuerſt kamen die Gärteninhaber um die Stadt München und baten dringend um ſchönes Wetter. Darauf kamen die Schuſter, die Fiaker und die Paraplui-händler, und baten dringend um ſchlechtes Wetter. Dann kamen die armen Leute, und baten um einen warmen Winter, und gleich darauf die Holzhändler, und baten um einen ſehr ſtrengen Winter. Jetzt kamen die Speiſewirthe, die Wildprethändler und Weinhändler und wünſchten Geſundheit und einen guten Magen für die ganze Menſchheit, und ſogleich hinterher die Aerzte, die Apotheker und die Todtengräber, und wünſchten allgemeine Magenverderbniß und tödtliche Langeweile. Nun zogen Bauern, Künſtler und Handwerker heran und flehten um Frieden, und eine Minute darauf kamen Soldaten, Advokaten, Spekulanten und Lieferanten und baten um Krieg und Verheerung. Darauf kamen Theater-Direkteure und baten um gute Stücke, aber die Rezenſenten erbaten ſich gleich hintendrein lauter ſchlechte

Stücke. Darauf kamen ſämtliche Mädchen und ſchrien: „O, gutes Schickſal, nur Männer!“ aber die Männer folgten und ſchrien, und ſchrien:

„O, gutes Schickſal, nur keine Weiber!“

Nun kam eine ſchöne Aktrice und bat um Applaus, aber ſogleich kam eine noch ſchönere und bat, dieſe möcht' ausgeziſcht werden.

Nun kamen mehrere Zeitungs-Blätter und wünſchten, die Abonnenten möchten zunehmen, und die Abonnenten verlangten, die Blätter ſollten abnehmen.

Da kam auch die ſämtliche getaufte Judenheit aus England, und bat, die Emancipation der Juden möchte nicht durchgehen, denn ſonſt hätten ſie ſich umſonſt taufen laſſen, aber auch der Genius der engliſchen Nation erſchien und ſprach:

„Da die engliſche Nation doch eigentlich aus lauter Juden beſteht, ſo wüßte man nicht, warum ein kleiner Theil dieſer Juden nicht emancipirt werden ſollte.“

Auch die Griechen kamen, und ſchrieben in das Deſiderienbuch ein, man hätte ſo lange mit ihnen „Ecarté“ geſpielt, aber ohne König, jetzt wollten ſie einen König haben, aber er ſollte nicht wie ein Kartenkönig in franzöſiſchen Karten zwei Köpfe haben, z. B. einen engli-

ſchen und einen griechiſchen, denn dieſe zwei Kartenköpfe ſtehen gewöhnlich gegen einander gerichtet.

Die Völker kamen und baten um eine öffentliche Gerichtsbarkeit und die Juriſten baten um eine geheime Gerichtsbarkeit.

Kurz die Wünſche Aller liefen ſich gerade entgegen, und ich überdachte eben wie zu bedauern das Schickſal ſeye, und wie unrecht wir demſelben thun, als das Schickſal ſelbſt hereinſtürzte und auch etwas in das Deſiderienbuch des Schickſals einſchrieb. Das Schickſal wünſchte nämlich ſelbſt wieder Schickſal zu werden, denn, ſagte es, es iſt doch beſſer wenn das Schickſal die Polizey in der Hand hat, als wenn die Polizey das Schickſal in der Hand hat. Dagegen ließ ſich nichts einwenden, ich räumte dem Schickſal ſeinen Platz wieder ein, und es ſtellte mir frei auch einen Wunſch in das Deſiderienbuch einzuſchreiben, er ſollte erfüllt werden. Einen Augenblick wurde mir ganz ſchwindlig, goldne Berge lagen vor meiner Phantaſie, Zauberſchlöſſer bauten ſich vor mir auf! Titel und Orden flammten vor meinen Augen, aus dem verfallenen Grabe meines Herzens ſtiegen ſelige Geſtalten heraus, Lorbeerbäume winkten mit ihrem tiefſinnigen Grün, paradieſiſche Tempe-

Thäler lockten mit Farbenspiel und duft'gen Blüthenströmen, aber an dem jungen Zweig einer grünen Weide hing eine einfache Leyer und aus ihren Saiten klang es mir zu wie Freundesruf aus der Ferne, wie Muttergruß von Jenseits, wie Kirchentrost am Grabesrand, und aller Flitter zerstob um mich, und ich schrieb blos folgende Zeilen ein:

Ich höre Harmonien in mir rauschen,
Im Busen schlägt ein Nachtigallenchor,
Es lockt die ei'gne Brust mir zu belauschen,
Es ziehen weiche Klänge mir ins Ohr,
Doch soll mein Wünschen ich in Worte tauschen,
Zerrinnts um mich wie leichter Nebelflor,
Ich will des Regenbogens Schimmer fassen,
Und find' gestaltenlose Wolkenmassen!

Natur! Du bist des Sängers höchste Gabe,
Du bleibst allein sein angebetet Haupt,
Gesang zieht durch die Welt am Pilgerstabe,
Der Heimath sieht die Dichtkunst sich beraubt,
Der Lenz ist ihre Welt, der Mai ihr Habe,
Nur Blätter sind zum Obdach ihr gelaubt,
Kein Laut kömmt freundlich ihr entgegen,
Als der, den ihre Silbersaiten regen.

Dennoch vor allen hast du den erkoren,
Den du geschenkt des Liedes Zaubermacht,
Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren,
Und eig'ne Sonnen schafft er seiner Nacht,

Er ruft den Reiz zurück verſchwund'ner Horen,
Daß das Vergang'ne weilend bei ihm lacht,
Und aus dem Reich der Fluren und der Auen,
Bringt Blumen er den Herren und den Frauen.

So will ich denn zum Abſchied eben,
Mir Blumen pflücken ohne Raſt,
Und jedem dann das Blümchen geben,
Das ſich ſo g'rade zu ihm paßt:

Für Frauenzimmer bring' in Schaaren,
Ich Blumen erſt in Liebe dar,
Für Bräute bring' ich „Braut in Haaren"
Für Frauen bring' ich „Frauenhaar."

Die Mädchen müſſen „Lilien" haben,
Das „Röschen" und auch „Tauſendſchön"
Zuerſt ſoll „Augentroſt" ſie laben,
Dann iſt „brennende Lieb" zu ſeh'n.

Für Mädchen die am Nähtiſch ſitzen,
Da bring' ich freundlich „Fingerhut"
Und die am Heerd beim Kochen ſchwitzen,
Die finden „Löffelkraut" auch gut.

Die Dumme, die mit Sprechen zaudert,
Kriegt „Gänſeblum" von mir,
Die andre, die in einem plaudert,
Die „Glockenblume", reich ich ihr.

Dem Manne, der zum Herzenslohne
Aus Liebe wirbt im Mädchenkreis,
Dem reiche ich die „Königskrone"
Und auch das Blümchen: „Ehrenpreis."

Doch dem, der nur auf volle Hände,
Und nicht auf volle Herzen schaut,
Dem reich ich „Goldlack" bis ans Ende,
Und auch das „Tausendguldenkraut!"

Für Ritter und für Kriegeshelden,
Ist „Rittersporn" und „Löwenzahn"
Doch will sich mir ein Feiger melden,
Dem biete „Zittergras" ich an.

Den Dichtern wird die „Immortelle"
Mit tiefer Demuth auch verehrt,
Doch naht ein Scribler meiner Schwelle,
So werden „Nesseln" ihm bescheert.

Für Advokaten und Geleite,
Hab' „Zankkraut" ich und durst'gen „Schwamm"
Und für gewisse Eheleute
Bring' ich auch heimlich „Hahnenkamm."

Mich selber würd' es sehr beglücken,
Dürft aus dem Kreis, der mich umflicht
Ich heute mir das Kleeblatt pflücken:
„Nachsicht," „Geduld," „Vergißmeinnicht."

Declamations-Soirée

von

M. G. Saphir.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Blaue Blätter

für

Humor, Laune, Witz und Satyre.

Von

M. G. Saphir.

6 Lieferungen. Eleg. Ausgabe. 2 Thlr. 12 Sgr.

„Blaue Blätter" nennt der geiſtvolle Humoriſt ſeine neueſten humoriſtiſchen Aufſätze, die durch die pikanten Stoffe, ſo wie durch die noch pikantere Behandlung derſelben in der gegenwärtigen trüben Zeit eine Unterhaltung bilden, wodurch dem finſterſten Hypochonder die Runzeln von der Stirne ſchwinden müſſen.

Pariſer Briefe

über

Leben, Kunſt, Geſellſchaft und Induſtrie

zur Zeit der Weltausſtellung im Jahre 1855.

Von

M. G. Saphir.

8. In ſchönem Umſchlag 1 Thlr. 15 Sgr.

Unter den Schilderungen des geiſtreichen Verfaſſers machen wir beſonders auf folgende aufmerkſam: Der Saal der Neutralität. — Der Kaiſer Ludwig Napoleon. — Napoleoniden. — Salons. — Meyerbeer, Verdi, Scribe. — Schiller und Maria Stuart in Paris. — Ein Elephant mit einer Nachtigalſtimme, d. h. die Alboni. — Ein franzöſiſcher Sänger mit deutſchem Gemüthe, d. h. Roger. — Ein Abend bei Lamartine. — Ein Morgen bei Alexander Dumas. — Ein Grabmal und ein Bett in Paris, oder ein Beſuch bei Börne und bei Heine.

---

19 30. 3665

Declamations-Soirée

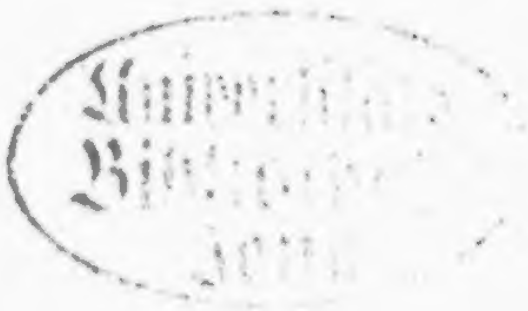
für

Ernst und Scherz, Geist und Herz.

Von

M. G. Saphir.

Pesth, Wien und Leipzig,
C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.
1858.



Der weihevollen Künstlerin,

der unübertrefflichen Declamatrice,

der herz- und geistreichen Frau,

der K. K. Hofschauspielerin

Frau Julie Rettich

gewidmet

vom Verfasser.

Die Blätter und die Blumen, große, kleine,
Aus meinem winzig kleinen Gärtchen „Phantaſie“,
Die einzeln flatterten durch weite Haine,
Und die zerſtreut geſunden wurden dort und hie,
Ich weiß nicht, ſind es meine oder Deine,
Zu Dir hin, wie zu ihrer Mutter, eilen ſie,
Ich gab den Blättern Daſein blos und Leben,
Doch Du haſt ihnen Duft und Glanz gegeben.

Nun hab' ich ſie, die Du in Weiheſtunden
Mit Deinem Geiſt belebt, beſeelt, durchglüht,
Durch Dich verſtanden und durch Dich empfunden,
Durch Dich erfaßt im Geiſt, im Herzen, im Gemüth,
Nun hab' ich ſie zu einem Kranz gewunden,
Der jetzt mit meinem Danke zu Dir eilig zieht!
Sonſt iſt ein Kranz beſtimmt zum Künſtlerlohne,
Doch dieſer Kranz erhielt von Dir die Krone!

Inhalt.

I. Gedichte des Ernſtes.

Seite

Napoleon. Gedichtet 1851. 1

Des Invaliden Gang nach Baden. Gedichtet 1849. Geſprochen von Fräul. Weißbach. 4

Der Freiheit Wanderlied. Gedichtet 1851. Geſprochen von Herrn Decker. 13

Gebrochene Roſen, gebrochene Herzen. Gedichtet 1853. Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach. 23

Die Roſen der Eliſabeth. Gedichtet 1853. Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach. 31

Der Brautſchleier (Feſtgedicht). Gedichtet 1854. Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach. 38

Ludwig Börne's Geiſt an Erzherzog Johann in Frankfurt. Gedichtet 1848. Geſpr. von Mad. Mittel-Weißbach. 46

Seite

Das Paradebett in der Kaiſerburg. Gedichtet 1847. . . . 55
Die Oſterblume. Gedichtet 1847. Geſpr. von Mad. Rettich. 60
Coeur-Dame. Gedichtet 1846. Geſpr. von Mad. Rettich. 70
Beethoven's Grab. Gedichtet 1846. Geſpr. v. Mad. Rettich. 80
Der Auswanderer. Geſpr. von Fräulein Weißbach. . . 90
Die beiden Bettler. Gedichtet 1852. Geſprochen von Fräul. Weißbach. 101
Sieben Zweige. Gedichtet 1855. Geſpr. v. Fräul. Weißbach. 109
So wird ſie. Gedichtet 1855. Geſpr. von Fräul. Voßler. 119
Der Kinder Engel. Gedichtet 1856. Geſpr. v. Frl. Seebach. 124
Die Beleuchtung des Himmels. Gedichtet 1852. Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach. 128
Die beiden Roſen. Gedichtet 1846. Geſpr. v. Mad. Rettich. 136
Eine Ungarſage. Gedichtet 1851. Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach 150
Zinka Panna. Gedichtet 1852. Geſprochen v. Mad. Mittel-Weißbach. 157
Das Kind und das Gebet. Gedichtet 1852. Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach. 167
Der Brodverächter. Gedichtet 1847. Geſprochen von Mad. Rettich. 176

II. Humoriſtiſche Gedichte.

Das neue alte Solo-Luſtſpiel. Gedichtet 1856. Geſpr. von Fräul. Neumann. 185
Eine freie Conferenz. Gedichtet 1851. 197

Seite

Sitzung der Ehe- und Liebes-Commission. Gedichtet 1852. Gesprochen von Fräulein Feusl, Herrn Treumann und Herrn Findeisen. 210

Die Geheimnisse von Baden. Gedichtet 1852. Gesprochen von den Herren Rott und Findeisen. 220

Zwei Badener Kurgäste im October 1848. Gedichtet 1849. Gesprochen von den Herren Rott und Treumann. 226

Die Journale in der Arche Noah. Gedichtet 1853. Gesprochen von Herrn Findeisen. 233

Der Mensch als Staatsmaschine. Gedichtet 1853. . . . 241

Reden und Sprechen, oder Redensart und Wahrheitsfahrt. Gedichtet 1846. 245

Das Whistspiel der Ehe. Gedichtet 1846. Gesprochen von Fräul. Wildauer. 250

Es kommt zu nichts. Gedichtet 1851. Gesprochen von Herrn Rott. 253

Die orientalische Frage in der Arche Noah. Gedichtet 1855. Gesprochen von Herrn Treumann. 258

Prolog. Gedichtet 1851. Gesprochen von Herrn Nestroy. 265

Weibliches Gutachten über Gewerbefreiheit. Gedichtet 1855. Gesprochen von Herrn Treumann. 269

Wir müssen auf's Land. Gedichtet 1846. 276

Dialekt und Orthographie. Gedichtet 1846. Gesprochen von Fräulein Neumann. 284

Sprichwörter en Papillote. Gedichtet 1846. Gesprochen von Fräulein Neumann 288

Die tendenzkranke Welt. Gedichtet 1847. Gesprochen von Fräulein Neumann. 294

Seite

Die Redefreiheit der Frauen. Gedichtet 1847. Gesprochen von Fräulein Neumann. 299

Sterngucker und Börsenschlucker, oder Wieder Einer, der ausgeblieben ist. Gedichtet 1856. Gesprochen von Herrn Treumann. 303

Die Geldklemme und die Doctorenschwemme. Gedichtet 1856. Gesprochen von Herrn Treumann. 309

I.

Declamationen

für

Ernſt, Geiſt und Herz.

Napoleon.

(Ein Bild von Paul Delaroche.)

„Steh' auf!" ſo ſprach des Künſtlers hoher Genius,
„Verlaß' dein Grab, und leb' in dieſem Rahmen!" —
Der Künſtler ſprach's aus ſeines Geiſtes vollſtem Guß,
Der Himmel hört's und ſpricht ſein göttlich „Amen!"

Er lebt! das iſt des Feuerauges Cäſarſtrahl,
Das ſind die Lippen, die ſo ſinnig lachten,
Das iſt die Stirne, wo Gedanken ohne Zahl
Geordnet ſind zu Thaten und zu Schlachten!

Das iſt der Herrſcherblick, der in dem Kaiſerſaal
Regiert wie in Kaſerne und Manſarde,
Das iſt der Blick, mit welchem er zum letztenmal
Zu Fontaineblau umarmte ſeine Garde!

Das iſt des Geiſtes Lächeln um den feinen Mund,
Mit welchem er den Simplon überſtiegen
Das er bewahrt hat auf Egyptens heißem Grund,
Wie auf dem Eisfeld in den Ruſſenſiegen!

Das iſt des Helden zuverſichtsgeſtählter Geiſt,
Wie er aus Oſſians Geſängen ſtammte,
Der zweimal muthig ihn das Schiff beſteigen heißt,
Das ihn nach Frankreich trug, zum Siegeramte!

Das iſt die Fauſt, die, rieſenhaft geballt,
Der Völker Schickſal ſpielend hat zerſchlagen,
Bevor der fremden Lanzen dichter Birnamswald
In's Schloß der Tuillerien ward getragen!

Das iſt die kleine Länderkarte auf dem Tiſch,
Von der er Länder ſchnitt und Reich und Kronen,
Bevor Alt-Engeland, der feiſte Inſelfiſch,
Verdammt ihn hat mit Hadſon Lowe zu wohnen!

Das iſt der kleine graue Rock, an deſſen Schoß
Sich Könige und Fürſten einſt gehangen,
Und den dann Freund, Verbündeter, Genoß,
In Stücken riß mit Haken und mit Zangen!

Das iſt der kleine Hut, am Boden nebenan,
So furchtbar einſtens auf dem Haupte droben,
Der kleine Hut, den einſt ein andrer großer Mann
Dem großen kleinen Mann nicht aufgehoben! —

Dann, ohne Krone, ohne Hut und ohne Land,
Macht er den ſchlichten Seſſel doch zum Throne,
Um ſeine Stirn' das unentwendbar Ruhmesband,
Der Weltgeſchichte ewiggrüne Krone!

Er ſitzt und ſinnt und ſieht die kleine Gegenwart,
Die kleine Zeit, vom großen Weh zerriſſen,
Die Löwen jenes Land's, der Inſeln Leopard,
Und Frankreichs Hahn, geweckt vom Schlummerkiſſen!

Er hört in ſeinem Frankreich wildverwirrt Geſchrei
Den Fluch der Schreckenszeit herauf beſchwören,
Auch aus Egypten tönt's wie dazumal herbei,
Von Pyramiden glaubt er heimzukehren!

Er ballt die Fauſt, ſein durſt'ger Schlachtenblick
Sieht in der Luft ſein Schwert, er will es faſſen! —
Gib' dich zur Ruhe! es vollende ſein Geſchick
Dein Frankreich mit den unheilvollen Maſſen!

Dein Kaiſerthum das haben ſiegend ſie zerzauſ't,
Und flickten ſich ein Reich aus falſchen Geiſtern;
Den Adler haben ſie entrungen Deiner Fauſt,
Und können ihren Hahn nicht einmal meiſtern!

Gib dich zur Ruh'! die Aſche haben ſie von dir,
Doch will der Phönix nicht herausſpazieren,
Die vielen Donner machen g'rad wie du ſie ſchier,
Den Blitz wie du weiß Keiner zu regieren!

Gib dich zur Ruh'! Geh' ein in's Grab von Helena!
Die Welt, das Glück, den Purpur auch vergeſſe!
Ein ew'ges Reich ſteht nur im Strahl des Nachruhms da,
Der Freiheitsbaum iſt einzig die Cypreſſe!

Des Invaliden Gang nach Baden.

Deklamirt von Frl. Weißbach.

Dort wo die Erd' ſo ſchön, der Himmel klar und heiter,
Der Strom ſo ſilbern und wie Gold das Feld,
Die Luft ſo mild, ſo duftvoll Strauch und Kräuter,
Der Tag ſo licht, die Nacht ſo klar erhellt,
Steh'n unter Mandelbäumen Oeſtreichs Streiter
Orangenwälder wölben ſich zum Kriegsgezelt;
Der Oelbaum ſelbſt mit ſeinen Friedenszweigen,
Er muß zum Waffendach die grünen Aeſte neigen.

Ein greiſer Held hat dort in gold'nen Zonen,
Den heißen Sieg erkämpft mit kaltem Blut;
Er kämpft für ſeines Lebens alte Kronen,
Für altes Recht kämpft er mit junger Glut!
Ein Geiſt beſeelt die um den Helden wohnen,
Ein Streben, ein Gedanke und ein Muth;
„Wir ſind ein Leib und eine Seele Alle!
Wer ſiegt, lebt fort, er ſtehe oder falle!“ —

Ja, ewig lebt, wer für's Ew'ge gefochten,
Wenn seinen Namen Fama auch nicht spricht;
Stets hat die Nachwelt ihren Kranz geflochten
Für Jene, denen Mitwelt keinen flicht;
Wer Rang und Ritterkreuz nicht hat erfochten,
Den schlägt zum Ritter jubelnd mein Gedicht;
Und mehr als auf der Brust das Band voll Farben,
Schmückt in der Brust das Ehrenkreuz der Narben!

— — —

So denkend und voll ungedrückten Muthes,
Mit einem Bein — das andere blieb dort —
Zieht langsam, von dem Gastmahl heißen Blutes,
Ein Wiener Freiwill'ger zum Heimathsport;
„Ein hölzern Bein," denkt er, „hat auch sein Gutes!
Man bleibt dann doch solid an einem Ort;
Und läßt das Land den Invaliden frieren,
So hat dies Bein gelernt — in's Feuer zu marschiren!"

So pilgert er nach Haus von Welschlands Fluren,
Erreicht im Abendlicht' die Spinnerin am Kreuz;
Da liegt mit seinen Thürmen, Kuppeln, Uhren,
Die Stadt vor ihm in wunderbarem Reiz,
Ein Riesenschild voll Runen und Figuren,
Massiv vom Licht vergoldet allerseits;
Der Donau blaues Band, im Silberstrahle,
Schmiegt sanft um ihren Fuß sich als Sandale!

Und alſo grüßt, im Tone des Propheten
Jeremias er dieſe ſtolze Stadt:
Wie liegeſt du ſo einſam da, ſo ſpar betreten,
Du Landesfürſtin! ein vergilbtes Blatt!
Einſt Sonne einem Heere von Planeten,
Und Kohle nun, die ausgeflackert hat!
Ein Gottweib einſt, genießend und gewährend,
Und Wittib jetzt, der Liebe ganz entbehrend.

Du Stadt, einſt Stadt der Gunſt und Gnaden,
Des Fleißes Herd und des Beſitzthums Quell,
Domäne des Erwerbs, durchkreuzt von Künſtlerpfaden,
Kalender froher Tage, gaukelnde Libell';
Du Cirkus ſüßer Tänz' und Serenaden,
Aſyl des Gaſtrechts, des Gemüthes Hofkapell'
Du ew'ges Ringelſpiel voll froher Stunden,
Ach, wie verließ ich dich, und wie hab' ich dich gefunden!?

Ein ſchönes Weib, das ſelber ſich getödtet,
Ein düſter Steinbild an dem eig'nen Sarkophag,
Ein Blumengarten, nicht gepflegt und nicht gejätet,
Ein überſchlafen Aug' nach wüthendem Gelag,
Ein Bußetag, an dem kein Menſch doch betet,
Ein großes Meer doch ohne Wellenſchlag,
Pompeji, von der eig'nen Glut begraben
Beſchäftigt jetzt ſich ſelber auszugraben!

Wohl manches deiner Kinder hat den Freiheitsbecher,
Den lang entbehrten allzu raſch geſtürzt,

Ein Tropfen mehr vom feur'gen Kettenbrecher,
Und um das Aug wie Blitz und Funken schwirrt's.
Er kannte ja den Trank noch nicht, der durst'ge Zecher,
Sein Lebenstisch ward nie von ihm gewürzt!
Ach wär der Trank als Tischwein uns geblieben,
Besonnen schlürften wir: „Auf Alles, was wir lieben!"

So sinnend, denkend zieht der Invalide weiter,
Er will nicht in die öde Weltstadt 'nein,
Die Nacht ist mild, die Sterne blinzeln heiter,
Sie laden lockend zum Spaziergang ein,
Der Mond ist auch ein freundlicher Begleiter,
Wer mit ihm wandelt, wandelt nie allein;
Und froh und leicht im klaren Silberscheine,
Zieht an den Bergen hin der Mann mit einem Beine.

Er wandert hin zu jener Stadt der Quellen,
Wo heiße Adern kochen in der Erde Schooß;
Wo aus geheim gekochten Wunderwellen
Die Göttin der Gesundheit sich ringt los
Und als der Tag begann den Raum zu hellen,
Sah er das holde Städtchen zwischen Laub und Moos;
Gleich einem jungen Mädchen zwischen Schlaf und Wachen —
Schlug es die Augen auf mit holdem Lachen.

„Sei mir gegrüßt Wiens junge Zwillingsschwester
Die du bewahrt noch deinen reinen Kindersinn;

Natur ſchlug um dich ihre Arme feſter,
Sie wurde deines Herzens weiſe Hütherin,
Du bauſt Paläſte nicht, die Luftverpeſter,
Durch dich zieht frei der Berge Athem hin,
Dich hält, wie den Solitär in Smaragdenſpangen,
Natur mit grünen Armen mütterlich umfangen!

O Natur, du goldne Himmelsleiter,
Die den Gedanken hoch zum Himmel trägt,
Die trübe Seele machſt du froh und heiter,
Wenn Leid und Weh' ſie lang gehegt,
Den engen Buſen machſt du weiter,
Wenn er ſüße Zwieſprach mit dir pflegt,
In deinem Bad von Luft und Duft und Kräuter,
Ergeht ſich Denker, Prieſter, Streiter,
Und Jeder fühlt ſich innigſich bewegt;
In deinem Reich die Roſ' und ihr Begleiter,
Der Schmetterling, die Sehnſucht uns erregt,
Erinnerung der Liebe, ſtets erneuter
Die ſüßen Schwingen um uns ſchlägt!
Natur, du biſt allein die Einzigtreue!
Geſpielin, Schweſter, Freundin, Braut und Weib!
Du ewig Junge und du ewig Neue,
Schmückſt dennoch mit Keuſchheit und mit Weihe.
Den Gürtel dir um deinen Götterleib!
An deinem Halſe weint der Schmerz, der menſchenſcheue,
In deinen Beichtſtuhl flüchtet ſich die Reue,
Wenn ſie nach ird'ſcher Sünd' und Zeitvertreib

Zum Himmel hoch in ſeiner Bläue
Mit ſtummer Lippe ruft: „Verzeihe!“
Natur, Natur! wer wird nicht frömmer,
Wenn er aus des Tages Gehämmer
Des Abends weilt in deinem Bilderſaal?
Wenn dann nach kurzem Abenddämmer
Die Sterne zieh'n wie fromme Lämmer
Zur Himmelwieſe ohne Zahl?
Wenn ſich die Wipfel betend beugen,
Wenn Roſ' und Blume fromm ſich neigen,
Wenn von den Bäumen tauſend Träume ſteigen,
Wenn in dem Dom, gewölbt von Zweigen,
Wohnt ein geheiligt Kirchenſchweigen.

Natur, bei dir iſt Friede, bei dir iſt Ruh',
Wir ſind die Beter und du hörſt zu,
Wir ſind die Kranken und der Balſam biſt du!

Drum krankt ein Herz an Liebesleid,
So flieh's zu der Natur
Und iſt ein Herz mit dem Leben entzweit,
So ſuch es die Natur;
Und iſt ein Herz mit Pflicht im Streit,
So frag' es die Natur,
Iſt einem Herzen zu eng die Zeit,
So flieh es zur Natur,
Und zuckt ein Herz in Bitterkeit
So klags in die Natur;

Und wenn das Herz uns Haß gebeut,
Verſöhnt es die Natur;
Und wenn das Herz gar nichts mehr freut
So freut's doch die Natur
Und thut kein Herz dem Herz Beſcheid,
So thut Beſcheid ihm die Natur;
Und wohnt dem Herzen Gott zu weit,
Weil es zerſtört durch Bosheit, Undank, Neid,
So geh's in die Natur,
Da findet es zu jeder Friſt,
Wo Gott iſt in Natur,
Daß Gott in jedem Pulsſchlag iſt,
Das ſagt ihm die Natur.
Wenn man ſo Erd und Himmel mißt
Und ſchaut in die Natur,
Und ſieht des Himmels Baugerüſt,
Den Grundriß der Natur,
Des Lichtes großen Amethyſt,
Den Wunderſtein Natur,
Dann ſchweigt im Herzen Zweifel, Zwiſt,
Und in uns betet dann die Gottnatur,
Ein heilig „Vater unſer, der du biſt!“ —

— — —

Und als er ſo gegrüßt von Bergeszinnen,
Schaut er mit thränenfeuchtem Aug' ſich um;
Er ſieht Ruinen ſteh'n in finſterm Sinnen,
Allwo der Geiſt der Vorzeit wandelt ſtumm;
Die Sagen, die um das Geſtein ſich ſpinnen,
Zieh'n in den Trümmern märchenhaft herum;

Die Geiſter Derer, die gehauſt auf dieſen Bergen,
Sie ſeh'n herab auf dieſe Zeit von Zwergen!

Und an dem Berg', auf dem Ruinen dauern,
Gelehnt an eine dunkle Wälderwand,
Liegt da ein Schloß mit Marmormauern,
Halb eingehüllt im grünen Laubgewand,
Des finſtern Forſtes Rieſenſchatten trauern
Mit dumpfem Schweigen an des Schloſſes Rand,
Das Schloß liegt da gleich einem Sarkophage,
Vom Geiſt bewacht der eig'nen Heldenſage!

Wenn Nachts im Blau die blaſſen Sterne kreiſen,
Belebt ſich dieſes Heldenlied aus Stein,
Den Helden ſiehet man alsdann, den greiſen,
Umſtrahlt von ſeines Lebens Thatenſchein
Er ſchwingt mit junger Kraft ſein Schwert aus Eiſen,
Geſchliffen an des Feindes Bruſtgebein,
Und als ſich naht der Geiſter Erdenſtunde
Erklirrt ſein Schild, er hält's empor und macht die Runde;

Und ruft hinab aus ſeinen Marmorſteinen,
Er ruft hinab in ſeiner Ahnen mächtig Reich,
Und ruft zum Kampf und Sieg die Seinen,
Und ruft ſein altes Heer zu Schlacht und Streich,
Und ruft die Sonnen an, die er ſah ſcheinen
Bei Aſpern und Caldiero ſtrahlenreich,
Und ruft die Sieger an in Welſchlands Feldern,
Und ruft die Krieger an in Magyar Wäldern;

Und ruft ſie hin in ſeine Heldenhalle
Und muſtert ſie, zieht blank das Schwert und ſpricht:
„Wohlan! ſo ſchließt Euch feſt zu einem Rieſenwalle
Um Vaterland und Thron und Volk und Licht
Der Tod find't Wenige, der Ruhm find't Alle,
Den Sieg gewinnt, wer ihm g'rad ſchaut in's Geſicht;
Wohlan, die Trommel tönt, die Flinte knattert,
Die Fahne fliegt und hoch der Adler flattert!

Und wem der Sieg den Kranz ums Haupt gewunden,
Dem wurd' des Waffengottes ſchönſter Preis,
Und wer im Purpurbett den Tod gefunden,
Der lebt in der Geſchichte Heldenkreis,
Doch wer da heimkehrt blutbedeckt von Wunden,
Geſchoſſen Bein und Glied im Kampfe heiß,
Wer wankend wiederkehrt an Stock und Krücken,
Der ſoll des Dankes ſchönſte Blume pflücken!

Empfangen werde er auf jeder Schwelle
Mit Ehr' und Lieb' und dankendem Gemüth',
Weil er für's Volk vergoß des Lebens rothe Welle,
Das Volk auch freudig ſeinen Kranz ihm bie't',
Und wie ſich ihm erſchließt die heiße Quelle
Aus der Geſundheit ihm und Stärkung zieht,
So öffne jedes Herz den Urſprung ſeiner Wogen,
Wenn blutig wiederkehrt, der muthig ausgezogen!“

Der Freiheit Wanderlied.

Gesprochen von Herrn Decker.

Vor Gottes Thron, aus Demant und Rubinen,
Stand einst der Engelkreis im Silberlichtgewand,
Da trat hervor die schönste unter ihnen:
Die „Freiheit" mit der Lotosblume in der Hand;
Sie warf vor Gott sich hin mit holden Mienen,
Und bat den Herrn über Himmel, Meer und Land,
Er möge huldreich sie herab zur Erde senden,
Durch sie das wahre Glück der Menschen zu vollenden.

Der Schöpfer lächelt, spricht in seiner Güte:
„So geh' und nimm des Himmels besten Segen mit;
Besuch' die Erd' und streue deine Blüte
Auf alle Pfade, die durchmißt dein Götterschritt,
Dein eig'nes Wesen aber keusch behüthe,
In welche Kreise dich auch trägt dein Freiheitstritt;
Und bleibe dort, wenn sich bewährt dein süßes Hoffen,
Wo nicht, so komm', mein Himmel steht dir immer offen."

Die Freiheit ſchreitet durch der Himmel Räume
Den Götterleib umfließt ein luftgewebtes Kleid,
Am Rand des Aethers glänzen Purpurſäume,
Vergold'te Wolken geben feſtlich ihr Geleit;
Am Himmelsdome hängen Sternenbäume
Und die Planeten weichen ehrfurchtsvoll zur Seit',
Wenn, wie die junge Sonne tritt aus Morgenröthen,
Die Freiheit kömmt, die dunkle Erde zu betreten!

Die Erde bebt, es rieſelt durch die ſtarren Glieder
Ein Schauer ihr, als wenn der Frühling neu erwacht,
Die ſtummen Wälder ſingen hohe Freiheitslieder,
Des Wiederhalles Tochter aus den Bergen lacht,
Der Fels erzählt's dem Quell, der Quell dem Bache wieder,
Der Bach erzählt's dem Strom, der Strom, mit aller Macht,
Erzählt es laut dem Land, und jubelt's zu dem Meere:
„Die Freiheit naht, gelobt ſei Gott und ſeine Heere."

Und alſo klang der Freiheit Gruß an die Erde:
— „Sei hoch mir geprieſen, du kleinrunder Kern,
Tief hängend im Raum, ein verlorener Stern,
Ein hängender Tropfen am Eimer der Sonnen,
Dem Göttlichen „Werde" gehorſam entronnen!
Und du, der bewohneſt den Stern, der verkohlt,
Der kühn ſich ein Fünkchen von oben geholt,
Du wunderlich Weſen, aus Staub und aus Geiſt,
Dem Wurme gleich feig, und dem Seraph gleich dreiſt!

Und ſo wie die Erde, dein Herz iſt gemacht
Halb Frühling, halb Winter, halb Tag und halb Nacht;
Und ſo wie die Erde, dein Herz iſt gebaut
Mit lieblichen Blumen, mit giftigem Kraut;
Und ſo wie die Erde, dein Herz iſt erfüllt
Vom Vogel, der ſingt, und vom Thiere, das brüllt;
Und ſo wie die Erde, dein Herz iſt ein Kreis
Von feurigen Bergen und Fluthen aus Eis;
Und ſo wie die Erde, dein Herz ſich auch dreht
Um ſich nur im Kreiſe, ſein eig'ner Planet! —
O, räthſelhaft Menſchenherz, wunderlich Ding,
So dunkel, ſo helle, ſo ſchwer und ſo g'ring,
Geknetet vom Teige aus Liebe und Zorn,
Geformet zur Blume aus Duft und aus Dorn,
Begoſſen mit Thränen, mit Sehnſucht gepflegt,
Von Wünſchen umflattert, von Seufzern bewegt,
Zur Sonne erhebend das durſtige Blatt,
Zum Staube gezogen von Farben ſo ſatt,
Doch jeglichem Hauche zum Raub und zum Spiel
Geb'n Blätter um Blätter vom einſamen Stiel! —
Du frägſt dann den Weſtwind, das Bächlein, die Bien':
„Wo ſind meine Blätter, wohin, ach wohin?"
Frag' Vögel, die wandern, frag' Wolken, frag' Duft,
Frag' Nebel, die ziehen, die Fäden der Luft,
Frag' Träume, die fliegen, frag' Lüfte, die weh'n,
Frag' Wünſche, die eilen, frag' Jahre, die geh'n.
Das Abendroth frag': „wohin kömmt dein Karmin?"
Nur Wünſche des Herzens frag' nicht „woher" und
„wohin?" —

So grüßend läßt die Freiheit ſich hernieder
Dort, wo Colombo einſt die neue Welt entdeckt,
Dort, wo die Schöpfung ihre Rieſenglieder
In Thier und Pflanze mächtig waltend ausgeſtreckt.
Sie ſteigt herab, ſie wird mit Luſt empfangen,
Im Augenblick umringt ſie eine dunkle Schaar,
Der Mann im Fell, die Frau in gold'nen Spangen,
Die Kinder nackt mit wild zerrauftem Haar,
Sie faſſen ſie mit thieriſchem Verlangen,
Sie zerren ſie an Gürtel und Talar,
Und zagend eingeſchüchtert, unter Bangen,
Verweilt die Freiheit da ſo manches Jahr.
Sie weilt in Städten, Dörfern, Kolonien,
Sie wandelt in Prärien ab und auf
Sie geht mit Männern, die in Wäldern ziehen,
Sie folgt der Rieſenfläche dunklem Lauf;
Und ſieht die freie Menſchheit vor dem Golde knien,
Und ſieht im freien Land den Sklavenhauf,
Und ſieht den freien Mann die Brüder knechten
Und ſieht das freie Weib die Peitſche flechten,
Und ſieht das freie Kind in bitt'ern Arbeitsnächten,
Und ſieht den freien Rath die Schwarzen ächten,
Und ſieht das freie Volk mit andern Völkern rechten
Um Sklavenhorden, die ſie ſelber möchten.
Und da verhüllt die Freiheit ſchnell ihr Angeſicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und ſpricht:
„Das iſt der Freiheit Larve, doch der Freiheit Antlitz
nicht."

Sie läßt ſich nieder dann in einer Wolke,
An einer weißen Küſte, meerumſpült,
Bei einem ſtolzen reichen Inſelvolke,
Ein blaſſes Volk, das Blut vom Nebel abgekühlt;
Man baut ihr wohl auch da Altäre,
Man baut ihr einen Tempel hoch und groß,
Die „Magna Charta“ iſt des Volkes Ehre,
Der freie Boden iſt ein freier Himmels-Schooß —
Doch wenn den Blick die Freiheit tiefer ſenket
In das Geheimniß, das die inn're Feder treibt,
Wenn ſie den Geiſt erforſcht, der dieſe Freien leitet,
Den Geiſt und nicht das Wort, das auf der Fläche bleibt
Da ſieht ſie Freiheit, die als Monopol nur ſchimmert,
Die Freiheit, welche auf Beſitz nur ſinnet,
Die Freiheit, welche nur Verträge ſpinnet,
Die Freiheit, die ſich flüchtet hinter Noten,
Wenn andern Völkern Freiheit wird geboten,
Und da verhüllt die Freiheit ſchnell ihr Angeſicht,
Entflieht mit wehmuthsollem Blick und ſpricht:
„Das iſt die Freiheit der Nation, doch die der Menſch-
heit nicht.“ —

D'rauf trägt ſie ihren Flug in jene Auen,
Vom Inſelvolk durch ſchmales Meer getrennt,
Von wo allüberall die Männer und die Frauen
Bezieh'n den Geiſt, die Mode und das Kompliment.
Es wird auch da ihr heilig Sein entgöttert,
Man ſtürzt Geſetz und Tempel und Altar

Das Buch der Könige wird vom Orkan zerblättert,
Es predigt der Propheten falſche Schaar!
Die Tugend wird zum Spott, das Heilige zum Hohn,
Der Wahnwitz wird zum Gott, das Laſter Religion,
Zum Pranger wird die Kirch', zum Blutgerüſt der Thron,
Vom Himmel wird geſtürzt der Vater und der Sohn,
Verrath wird zum Geſetz, Verdacht wird zum Spion;
Und Könige kommen und Könige gehen,
Geſchlechter verſchwinden, Geſchlechter entſtehen,
Verbrechen erſcheinen, Verbrechen vergehen,
Titanen erliegen, erſetzt von Pymäen,
Nach halbem Jahrhundert, voll Schmerz und voll Wehen,
Nach halbem Jahrhundert, voll Kampf der Ideen,
Sie rathlos im ſelbigen Kreis ſich noch dreben! —
Und verhüllt die Freiheit ſchnell ihr Angeſicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und ſpricht:
„Das iſt der Wahn der Freiheit, doch der Sinn der
Freiheit nicht!"

D'rauf ſetzt die Freiheit ihre Götterſchritte
Nach Deutſchlands waldbedeckter, reizend ſchöner Flur,
In's Land des Fühlens, Denkens und der Sitte,
Worüber noch zerrüttend nicht der Wahnwitz fuhr,
Wo noch zum Herzen dringt die Warnung und die Bitte,
Wo noch Gebet ertönt in voller Kirchen Mitte,
Wo zwiſchen Volk und Fürſt noch Liebe ſteht als Dritte,
Wo guter Muth der Zeit noch nicht zum Raube,
Wo noch der alte Gott nicht liegt im Staube,

Wo noch nicht raſtlos irrt des Lebens ſanfte Taube,
Weil von dem Vater zu dem Kind noch geht: der Glaube! —
Da geht die Freiheit hin durch grüne Fluren,
Man öffnet feſtlich ihr ſo Thür als Thor,
Doch ihr Erſcheinen ändert die Naturen,
Und anders ſieht das Aug', und anders hört das Ohr,
Die Feder wird zerſtückt an allen Uhren,
Geſtalten bilden wild ſich und Figuren,
In nackter, ſchnöder Selbſtheit, ohne Flor,
Der Nüchterne war glücklich mit dem Freiheitsfunken,
Jedoch der Tolle blies zur Flamme ſie empor,
Begeiſtert waren Wenige, doch Viele trunken,
Anſtatt vertieft zu ſein, war völlig man verſunken
In ſüßen Moſt, der ungeklärt noch gohr,
Ideen ſah man auch und Phraſen prunken,
Indeß die That man aus der Hand verlor!
Die Erde riß man auf, doch nicht zum Säen,
Von der Minute wollte man den Baum, die Frucht,
Es ſollte Alles ſein, und nichts entſtehen,
Es war die That vor der Idee ſtets auf der Flucht,
Im ſtetem Kampf' und ewigem Gefechte
Vergaßen ſie des Kampfes Gegenſtand,
Unmögliches bezweckten ſie als Rechte,
D'rum fiel das Mögliche aus ihrer Hand!
Wehe, daß in wildem Wahn und Unverſtand,
Zurückgejagt ſie in die Nacht der Nächte
Den Tag, der ſchon ſo ſchön am Himmel ſtand! —
Und da verhüllt die Freiheit ſchnell ihr Angeſicht,

Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und ſpricht:
„Das iſt Geſpenſt der Freiheit, doch der Geiſt der Freiheit nicht!

Und ſinnend wandelt ſie aus Stadt und Mauern,
In's Feld hinaus, da liegt ein eingezäunter Raum,
Ein kleiner Ort, wo Weidenzweige trauern,
Wo kleine Kreuze ſtehn und Cypreſſenbaum;
Wo über Leichenſteinen geht ein Schauern,
Wo ausgeträumt der letzte Lebenstraum!
Hier liegen unter einem grünen Leichentuche
Die Menſchen alle ruhig beieinand,
Die Hohen und die Niedern aus dem Lebensbuche,
Zuſammen dicht in einem einz'gen Band!
Nicht Rang und Stand hat je hier eine Leiche,
Und hier befiehlt und hier gehorcht man nicht,
Hier hat der Arme Thränen wie der Reiche,
Und jeder Stein ſein frei Bekenntniß ſpricht,
Und hieher kommen Große ſo wie Kleine,
Hier ſchweigen Vorzug, Zorn, Zwietracht, Neid,
Die kleinen und die großen Leichenſteine
Sind gleiche Meilenſteine blos — zur Ewigkeit,
Und wer hier unten ruht, iſt gleich vertreten,
Denn für ihn ſpricht ſein Thun im Himmelreich,
Und wer hier oben kömmt, der kömmt zu beten,
Und im Gebet ſind alle Menſchenherzen gleich!
Da ſenkt die Freiheit mild ihr Angeſicht,
Und ſetzt auf einen Stein ſich hin und ſpricht:
„Im Tode nur iſt Freiheit, doch im Leben iſt ſie nicht.“

Da tönt hernieder von dem Himmelsbogen
Die Stimme Gottes an der Freiheit Ohr;
„Zu frühe biſt zur Erde du gezogen,
Komm wieder in mein Himmelreich empor
Nach Jahren einſt, ja wohl nach Jahren,
Dann ſend' ich ſelber dich hinab zur Erd',
Wenn dich die Menſchen wiſſen auch zu wahren,
Daß dir nicht ſchnöder Mißbrauch wiederfährt!
So lang Gedanken mit Gedanken hadern,
So lang man Worte noch und Eide bricht,
So lang zum Bau' man blos nur will die Quadern,
Und Kitt und Mörtel will man nicht.
So lange als der Wahrheit Schooß verſchloſſen,
Und die Lüge treibt ein üppiges Geflecht,
So lang' wird nie die Freiheit ausgegoſſen,
Auf das verwirrte menſchliche Geſchlecht! —
Doch einſt wird deine Stunde ſchlagen,
Und zu den Menſchen niedertragen,
Wirſt du der Freiheit gold'ne Zeit,
Wenn von der Leidenſchaft gereinigt
Gedanken, Thaten ſteh'n vereinigt,
Und in den tollen Wünſchen ruht der Streit,
Dann iſt der Freiheit Reich gekommen,
Dann iſt des Lichtes Tag erklommen,
Dann wird Gehorchen und Befehlen
Im engen Einklang ſich vermählen,
Die Völker Alle werden lieben und gedeihen,
Die Fürſten Alle werden lieben und verzeihen!
Dann gehen alle Menſchen Hand in Hand,

Von Allen wird ein einz'ger Gott erkannt,
Und keine Thräne fließt mehr in den Sand,
Und überall, an aller fernen Meere Strand,
Wo nur ein Weſen wohnt, das Menſch genannt,
Wird ſein der Menſchheit freies, einz'ges Vaterland.

Gebrochene Roſen, gebrochene Herzen.

(Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach).

Die Muſe hebt vom Räthſelſpiel der Minne
Den Schleier ſchüchtern auf, mit leichter Hand,
Nicht weiß ſie, ob es euer Herz gewinne,
Was ſie in einer Dämmerſtunde ſtill erfand,
Als über ihren klaren Seelenſpiegel
Die Wehmuth zog mit ihrem Schwanenflügel.

In's Zeitmeer iſt der Liebe Reich verſunken,
Wie eine Orgel in den tiefen Grund der See,
Und hat das Ohr auch einen Ton getrunken,
Der ſich emporringt ſeltſam in die Höh',
Und will der Ton an eure Ohren ſtreifen,
So hört ihr ſie, doch könnt ſie nicht begreifen.

Verloren ſind für euch der Liebe ſüße Wunder,
Verloren iſt für euch der Herzen Sympathie,
Ihr ſeht das Klärchen wohl und den Hollunder,
Doch ſeht ihr nicht den Zug der heimlichen Magie,
Zum Wunderreich der Lieb' und ſeinen Thoren
Habt Männer! ihr den Schlüſſel längſt verloren.

Seitdem ihr abgesetzt den kleinen Bogenspanner,
Seitdem ihr den Gott der Liebe habt entthront,
Entzog er euch der wahren Liebe Banner,
Den bittern Pfeil, an süße Siege stets gewohnt.
Die Venus treibt ihr fort und ihre holden Tauben,
Die nahm die Liebe mit und den Liebesglauben!

Mit sich nahm sie die Lieb'-Metamorphosen,
Wie Lieb' erscheint im tausendfachen Kleid,
Mit sich nahm sie die Chifferschrift der Rosen,
Die ihrem Tempeldienste lieblich sich geweiht,
Mit sich nahm sie auch das Gehör der Seele,
Und unverstanden bleibt das Lied der Philomele!

Ihr blättert in dem reichen Herzen holder Frauen,
Doch nicht versteht ihr d'rin das liebgeweihte Wort,
Ihr blättert in den Rosen auch auf Flur und Auen,
Doch ist für euch der Sinn der zarten Blätter fort,
Euch unverstanden bleibt der Liebe Lust und Schmerzen,
Euch fehlt das Wörterbuch der Rosen und der Herzen!

Doch wenn im Busen zittert noch der klare Tropfen,
Der ihm vom Himmel fiel als sein Herz noch jung,
Und wenn in seines Herzens wundersamen Klopfen,
Noch wiederhallt die liebliche Erinnerung,
Der komm' mit mir hinaus, um bei des Westwinds Rauschen
Auf einem Rosenstrauch zwei Knospen zu belauschen.

Sie neigen ſich auf einem Stengel wie zwei Schweſtern,
Und hüllen züchtig ſich in eig'nen Duft,
Kein Morgen gibts für ſie und auch kein Geſtern,
Umarmen, lieben ſich, gekoſ't von rauher Luft,
Und ſchwören, wie ihre Gluten ineinanderbrennen,
Im Leben wie im Tode nimmer ſich zu trennen!

Sie ſchwörens bei dem Blau vom hohen Himmelsbogen,
Das iſt der Treue wunderbar Symbol,
Zu Zeugen rufen ſie des Lichtes reine Wogen,
Das Echo, das die treuen Schwüre wiederholt, —
Der Zweig jedoch der nahen Trauerweide
Senkt wie prophetiſch tief ſein Haupt im Leide!

So naht der Gärtner nun, und faßt mit rauhen Händen,
Die eine Knoſpe an und trennt vom Stengel ſie,
Der ſchönen Grafentochter eilt er ſie zu ſenden,
Zum Abendblatt im Saal der Harmonie,
Da ſoll, anſtatt des Schmucks von Steinen und von Kränzen,
Die holde Knoſpe an dem holden Buſen glänzen.

Und ſpäter kommt ein armes Mädchen hergegangen,
Das Blumen in den Straßen zum Verkaufe beut',
Es ſieht die zweite Knoſpe lieblich prangen,
Und pflückt ſie zum Verkaufe ab, ganz ungeſcheut,
Ein Maler kauft die Knoſpe ſich mit Wohlbehagen,
Um Abends auf dem Ball als Zierde ſie zu tragen. —

— Es glänzt der Saal, Muſik durchfluthet alle Räume,
Es wogt die Menſchenmenge fröhlich hin und her,

In weißen Niſchen ſchwimmen grüne Tarusbäume,
Gewänder rauſchen auf, von Atlas und von Seide ſchwer,
Und tauſendfache Lichterſtrahlen brannten,
Aus Augen, Wangen, Blumen, Diamanten.

Die ſchöne Grafentochter ſtrahlt zum Schönheitsruhme,
Ihr huldiget der Männer hochentzückte Schaar,
Sie iſt des Saales Zier, der Frauen ſchönſte Blume,
Die Gottheit auf des Abends fröhlichem Altar,
Doch geht halb träumend ſie durch dieſes Menſchenwogen,
Und ſeltſam fühlt ſie ſich bewegt und fortgezogen.

Es zieht geheime Macht ſie durch's Gedränge,
Ihr iſt ſo räthſelhaft und wunderbar,
Ihr iſt, als ſuch' ſie Jemand in der Menge,
Sie fühlt ſinnend ſich, wie ſie es niemals war,
Zur Knospe ſenkt das ſchöne Haupt ſich nieder,
Und ſtärker zieht es magiſch fort ſie wieder.

Der junge Künſtler auch, die Knospe in dem Kleide,
Ihm wird das Herz ſo eng, es klopft ihm laut und ſchnell,
Es ſchlägt in Wonne nicht, und ſchlägt auch nicht im Leide,
Es iſt als rauſch' in ihm ein wunderſamer Quell;
Es zieht von Saal zu Saal, durch Gänge, über Stufen,
Ihm iſt als hört' er laut ein ungeſproch'nes Rufen.

So zieht es magiſch Beide ſich entgegen,
Die nie im Leben jemals ſich geſeh'n,

Sie fühlen Beide tief ein plötzliches Bewegen,
Sie bleiben Beide Blick in Blick verſunken ſteh'n.
Es war ein Blick, ein Erröthen, ein Erblaſſen,
In welchem Herzen ſich auf ewig doch umfaſſen.

Es war ein Blick, ein Erröthen, ein Erblaſſen,
Doch ein Jahrhundert nach des Herzens Wanderuhr
Und Beide ſieht zugleich man nach den Knospen faſſen,
Sie tauſchen ſtill ſie aus als Eid und Schwur,
Die Herzen und die Knospen lautlos ſchwören,
Im Leben wie im Tod einander zu gehören.

Die Blumen ſind ja nur der Lieb Geſchenke,
Vom Frühling an die Erde, ſeine Braut,
„Vergißmeinnicht," daß Sein ſie ſtets gedenke,
Und „Glöckchen" einzuläuten, wenn ſie ſind getraut,
Und „Augentroſt" und die „Viole"
Als Troſt und Gruß beim kurzen Lebewohle.

Die „Roſen" aber ſteh'n als heilige Eide,
Als Schwüre, die der Lenz der Erde ſchwur,
Denn einſtens ſtanden nur im heiligweißen Kleide
Die Roſen alle auf der Erdenflur.
Die erſten Roſen auf der Unſchuld Wieſe
Erblühten alle weiß allein im Paradieſe.

Doch als das erſte Paar dem ird'ſchen Funken,
Zuerſt getrunken vom verbot'nen Feuermahl,
Als Eva ſchuldvoll auf ihr Roſenbeet geſunken,
Erbleichten ihre Wangenroſen allzumal,

Und eingehüllt vor Scham in das Geflecht der Mooſe
Erröthete zur Glut die weiße, reine Roſe.

Verſtummt vor Scham ſind nun die rothen Roſenblätter,
Doch deutlich ſpricht der Blätter goldne Schrift
Für Jeden, dem das Aug' geöffnet hohe Götter,
Daß er der Blätter ſüße Deutung trifft.
So wurden dieſe beiden Knoſpen auch verſtanden
Von beiden Herzen, die ſich ewiglich verbanden.

— — —

Wer kann die Feinde und die Hinderniſſe nennen,
Die ſtets beglückte Lieb' auf ihrem Wege fand?
Es trennt die Zeit, und Welt und Menſchen trennen,
Es trennt die Scheelſucht gern beglückter Liebe Band,
Und ſo getrennt, wenn ewig auch verbunden,
War dieſes Paar, das nur ein Mal ſich gefunden.

Gleich einem Amulet trägt er die Knoſpe an dem Herzen,
In Thränen badet er ſie täglich neu,
Verordnet, daß ſie bei ſeinen Todeskerzen
Auf ſeinen Sarg dereinſt gelegt noch ſei,
Er ſieht mit bitt'rer Luſt dem Tod' entgegen,
Die Knoſpe nimmt er mit auf ſeinen letzten Wegen.

Auch die Geliebte lebt im ſtillen Herzenskummer,
Auf ewig iſt ihr Herz dem Liebenden geweiht,
Sie ſieht ſein Bild im Wachen wie im Schlummer,
Der Knoſpe klagt ihr Sehnen ſie, ihr Leid,

Und im Gebetbuch hat die Knoſpe ſie verborgen,
Nimmt ſie zur Kirche mit an jedem Morgen.

Einſt tritt früh ſie ein, die Kirche iſt verdunkelt,
Und eine Beterſchaar ſinkt betend auf die Knie,
Ein düſt'rer Lichtkranz durch die Räume funkelt,
Sie faßt ein Schauer an, ſie weiß es ſelbſt nicht wie,
Und als ſie vorwärts ſchwankt mit leiſem Schritte,
Sieht einen Sarg ſie ſtehen in des Schiffes Mitte.

Ein kalt Entſetzen läuft ihr rieſelnd durch die Glieder,
Ein dunkles Ahnen weht ſie dumpf und eiſig an.
Sie ſchwankt hervor und ſtürzt am Sarge nieder,
Er iſt's! Er, der Geliebte, das Sterb'kleid angethan,
Und auf dem Sarge lag die Knoſpe da, die bleiche,
Wie mahnend, daß ſie die and're Knoſpe ihr nun reiche.

Sie ſinkt am Sarge hin, kann weinen nicht, nicht ſprechen,
Nur Knoſpe und Gebetbuch legt ſie hin mit Noth,
Es ſtockt ihr Blut, ſie fühlt das Herz bald brechen,
Es ſteigt zum Herzen ihr herauf wie Tod,
Und ſo dem Eidſchwur treu und noch im Tod beſcheinigt,
Sind Knoſpen und auch Herzen ewig nun vereinigt.

* * *

— — Wollt ihr dabei nicht ſein, wenn in das Grab ſie ſenken,
Das ſchmerzensreiche, liebverklärte Paar?
Wollt eine kleine Thräne ihr nicht ſchenken
Dem Looſe, das ſo bitterlich für ſie beſchieden war?

Wollt ihr dabei nicht eine ſtille Meſſe halten?
Für gebroch'ne Herzen hier in allerlei Geſtalten?

Wer zählt die Roſen, die von rauher Hand gebrochen?
Wer zählt die Herzen, die gebrochen liebelos?
Die Herzen, ſchon gebrochen in den Flitterwochen?
Die Herzen, die gebrochen in des Glückes Schooß?
Die Herzen, die gebrochen unter'm Bettlerkleide?
Die Herzen, die gebrochen unter Sammt und Seide?

Die Herzen, die gebrochen im Geräuſch der Welt?
Die Herzen, die gebrochen unter Kron' und Flittern?
Die Herzen, die gebrochen unterm Purpurzelt?
Die Herzen, die gebrochen unter Wuth und Händeringen?
Die Herzen, die gebrochen einſam unter Gittern?
Die Herzen, die gebrochen unter Lächeln, unter Singen?
Von allen Herzen, die gebrochen ſind hienieden,
Durch Männerhärte und von Männereigenſucht zerſtückt,
Von allen Roſen, die der Erde ſind beſchieden,
Und die gebrochen wurden, aber nicht gepflückt.
Von allen ſammelt Gott die Stücke, und Er wird einſt euch fragen:
Ich ſchenkte ſie euch ganz, warum habt ihr ſie zerſchlagen?

Die Roſen der Eliſabeth.

(Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach.)

Auf hohem Fels, an grünen Borden,
Das Wartburgſchloß erhaben ſteht,
Wo fromm und mild erzogen worden
Die Huldprinzeß Eliſabeth.
Um ſie herum ein Sängerorden
Hat ihren Geiſt und Sinn erhöht;
Denn Wiſſen, Kunſt und Liedesſtrophe
Erblühten reich an ihres Vaters Hofe.

An ihrer goldnen Wiege fanden
Geneigte Feen ſich beſcheerend ein,
Auf ihrem holden Antlitz ſtanden
Der Roſe und der Lilie Schein,
Der Tugend hohe Engel banden
Ein Bindband ihr aus Sternen rein,
Und als das Kind zur Jungfrau ſich entfaltet,
Ward eine große Zukunft ihr geſtaltet.

Umgeben noch von Kunſt und Spiel der Zither,
Noch wandelnd halb im Kinderzauberreich,
Erblickte ſie ein junger Fürſtenritter,
An Jahren arm, an Thaten reich,
Zum Bund berufen ward kein Dritter,
Denn Herz und Herz, das findet ſich ſogleich,
Ein Herz gebeut's, das andere Herz wird's inne,
Und ſchnell vereint ſich Heldenthum und Minne.

— — —

Ein jedes Frauenherz in ſeinem kleinen Raume
Schließt Vieler Zukunft, Glück und Unglück ein,
Ein feſt verſchloſſen Buch mit goldnem Saume
Ruft zauberhaft in ihm ſo Luſt als Pein!
Es ruhen Blätter drin vom goldnen Lebensbaume,
Mit Lettern hell und licht wie Sternenſchein,
Und wieder Blätter wie im ſchweren Fiebertraume
Ein hart geängſtigt Herz ſie ſieht vom Todesſchrein;
Im Strom der Zukunft mit dem wilden Schaume
Fällt Blatt um Blatt vom Frauenbuch hinein,
Doch einſt, wenn von der Erd' ſich wird erheben
Des Stoffes und der Zeiten dicht gewebter Flor,
Dann wird das Frauenherz, das ſich vom Erdenleben
Zu ſeiner Heimat ſchwinget hoch empor,
Nicht nur von dem, was es für ſich allhier erkor,
Dem Himmel müſſen volle Rechnung geben,
Und beichten vor des Himmels offnem Ohr,
Nein, auch von allen Herzen, die ihm nahe waren,
Ob es ihr Leben hat verbittert, ob beglückt,

Universitäts-Bibliothek JENA

Nein, auch von allen Stunden, Tagen, Jahren,
Die es von Anderen ergänzet und zerſtückt,
Nein, auch vom Glück der Kinder, die es ſollte wahren,
Ob es ihr Seelenheil gefördert, ob geknickt,
Nein, auch vom Glück des Hauſes und der Laren,
Ob es in Milde oder Wildheit ſich beſchickt,
O! über alles das wird einſt dort droben
Von allen Frauenherzen Rechenſchaft erhoben. —
Doch wo ein Frauenherz im Buch der Weltgeſchicke
Für eine große Zukunft eingezeichnet ſteht,
Wenn es von Gott beſtimmt zum hohen Altarſtücke,
Zu dem ein ganzes Volk einſt wandelt im Gebet,
Wenn es geweiht, daß es ein Fürſtenleben ſchmücke,
Das ruhmbekränzt durch ſein Jahrhundert geht,
Daß es Millionen Herzen himmelhoch beglücke,
Wenn es ein anderes Herz zu beglücken nur verſteht,
Wo ſolch ein Frauenherz in holder Formenhülle
Zur Erde wird geſchickt vom hohen Sternenhaus,
Da iſt es Gottes ſegensreicher Wille,
Daß es den ird'ſchen Frauenherzen ſei voraus,
Auf daß es ſeinen heiligen Beruf erfülle,
Er ſtattet es von ſeiner Gnadenkammer aus,
Und läßt das ſchönſte pflücken aller Gabenfülle
Und bindet es zuſamm in einen Blumenſtrauß,
Und alle Geiſter, die im Waſſer, Luft und Erd' ſich finden,
Sind eingeladen, um den Herzensſtrauß zu winden!
Erſt die Blumenherrſcherin,
Rothe Roſ' als Königin

Mit dem Flammen-Purpurkleide;
Dann die erſte Ehrendame,
Weiße Lilie iſt ihr Name,
Eingehüllt in Schnee und Seide;
Dann die Damen des Palaſtes
In dem Schimmer des Damaſtes:
Nelke, Glocke, Tulipane;
Arm in Arm dann auch kamen
All' die mindern Edeldamen:
Hiazinth, Narziß, Cyane;
Dann zuletzt am End' vom Hofe,
Kammerfräulein und auch Zofe:
Schneeball, Winde, Enziane,
Dann die Ritter und die Knappen
In den Blättern ihrer Wappen,
„Ritterſporn," „Eiſenhut" und „Helm" dabei;
Dann zuletzt, das Aug' zu laben,
Kleine Pagen, Edelknaben,
„Goldlack," „Schwertel" und „Agglei!" —
Alle kamen, um den Strauß zu binden,
Tauſend Gaben drein zu winden,
Tauſend Formen zu erfinden,
Flur und Halde zu ergründen,
Ob in dunklen Wieſengründen
Noch ein Blümchen wär' zu finden.
Und es kamen die Feen
Aus den Wäldern, aus den Seen,
Und es kamen die Sylphen
Aus den Teichen, aus den Schilfen,

Und es kamen die Elfen
Um den Damen zu helfen,
Mit zierlichen Händen
Den Strauß zu vollenden.
Drauf läuten die Blumenglocken,
Die Geiſter zu locken,
Und Glühwürmchen leuchten
Im Dunkeln und Feuchten,
Und nach einem klein Weilchen,
Bringt die „Demuth“ ihr „Veilchen.“
Die „Tugend“ tritt in den Kreis
Mit einem Zweiglein „Ehrenpreis“;
„Brennende Lieb'“ eilt herbei,
An ihrer Seite „Frauentreu'“,
Die „Klugheit“ mit geflügelter Sohle
Fügt dazu die „Sinn-Viole“;
Dann kam die „einfach ſtille Güte“
Mit einer zarten „Erdbeerblüte“,
Die „Milde“ in Wort und in Miene,
Bringt die holde „Balſamine“!
Dann winden die Geiſter, die leichten, behenden,
Den lieblichen Strauß mit unſterblichen Händen,
Um ihn dem Weſen auf Erden zu ſenden,
Zu dem ein fürſtliches Herz ſich ſoll wenden!
Und um den Glanz des Straußes zu vollenden,
Erwählte aus dem Reich der Blumenzone
Die Liebesgöttin, die ſtrahlende „Dione“,
Dem Strauß zur höchſten Zier — die „Kaiſerkrone“.

Ein ſolcher Kranz ward auch für ſie gewunden,
Von der mein Lied die Wunderſag' erzählt,
Solch einen Strauß hat bei Eliſabeth gefunden
Der junggekrönte Held, der ſie zur Frau erwählt!
Die junge Fürſtin, in des Glückes goldnen Strahlen,
Vergaß das fremde Unglück, fremdes Leiden nicht,
Ihr Herz empfand den Wiederſchmerz der Qualen,
Das Leid, ſo des Bedrängten Herz oft bricht.
Und ſelber ſtieg ſie oft vom Söller nieder,
Ein reich gefülltes Körbchen in der Hand,
Ein einfach Kleid umhüllt die zarten Glieder,
Geht unerkannt dahin, wo ſie die Armuth fand,
Und brachte ſelbſt die Speiſen und die Gaben,
Und brachte ſelbſt ſo Linnen, Labung und Arznei,
Und weinte ſanft, wo Kranke ſich erlaben,
Und ſtand voll ſüßen Mitleids oft dabei.
Denn Mitleid iſt des Schöpfers Künſtlerzeichen,
Das in der Menſchenbruſt als Zeugniß ſteht,
Daß er als Ebenbild iſt Gottes Gleichen,
Vom Göttergeiſt verkläret und durchweht!
Und Mitleid gar in einem Frauenherzen,
Gleicht einem Gnadenbildniß an dem Hochaltar,
Man kömmt zu ihm in Thränen, Leid und Schmerzen,
Und kehrt zurück geſtärkt, getröſtet wunderbar!
Jedoch der Thau, der die Flur am lieblichſten befeuchtet,
Jedoch der Demant, der den meiſten Augen blüht zur Luſt,
Jedoch der Strahl, der am weiteſten hin leuchtet,
Das iſt das Mitleid nur in einer Fürſtin Bruſt! —

Allein Verleumdung wagt' es doch mit frecher Lüge
Eliſabeth einſt zu verleumden beim Gemahl,
Daß zum Verrath geheimer Schritt ſie trüge,
Daß ſie voll Falſch und Lüge allzumal;
Da faßt ihn an des Argwohns böſe Hyder,
Die ſtets bei wahrer Liebe wohnt als Lügengaſt,
Und als ſie mit dem Körbchen durch den Garten wieder
Hernieder ſteiget mit der Speiſen und Getränke Laſt,
Faßt er ſie an und grollt mit hartem Worte,
Und tritt mit finſterm Blick ihr zürnend nah:
„Wohin gehſt Du heimlich jetzt am ſtillen Orte?
Und was trägſt Du in einem Körbchen da?“ —
Eliſabeth erbebt, wie ſelbſt die Makelloſen,
Wenn harte Anred' himmelplötzlich ſie umſtrickt,
„O, Herr!“ ſagt ſie verzagt, „ich trage Roſen,
Ich hab' im Garten ſie beim Gehen abgepflückt!“ —
„So? — Roſen! ſo laß die Roſen ſchauen!“ —
Und reißt das Tuch ihr von dem Körbchen wild!
Und kaum weiß er ſelbſt, ſoll er den Augen trauen,
Das Körbchen iſt mit Roſen gänzlich angefüllt! —
Er ſteht beſchämt, er ſchlägt die Augen nieder,
Sie aber ſchlägt die Augen hoch empor,
Von Gott war es ein Gnadenzeichen wieder,
Und Thränen tröpfeln ihr vom Wimperflor,
Sie nimmt die Roſen aus des Körbchens Schatten,
Reicht ihm ſie hin, und ſpricht in hold verſchämter Zucht:
„Ein treues Frauenherz hat Roſen für den Gatten,
Selbſt zu der Stunde, wo er nur nach Dornen ſucht.“

Der Brautſchleier.

Feſtgedicht zur Vermählung Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz Joſef mit Ihrer K. Hoheit der Herzogin Eliſabeth von Baiern.

(Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach.)

Es ſaßen vier Elfen, ich weiß es nicht wo,
Sie ſaßen am Webſtuhl ſo heiter und froh,
Es ſaßen vier Elfen, ich weiß es nicht wann,
Und webten am Webſtuhl, und lachten ſich an,
Es ſaßen vier Elfen, ich weiß nicht wie lang,
Und webten am Webſtuhl bei ſüßem Geſang.

Es ſtiegen vier Englein vom Himmel herab,
Mit ſilbernem Flügel und güldenem Stab;
Es traten vier Englein zum Webſtuhl ganz ſacht,
Und ſah'n das Geweb' an, voll Zartheit und Pracht;
Es fragten vier Englein, in Huld und in Zier:
„Ihr vier Elfen, ſchöne, was webt ihr denn hier?“

Die vier Elfen ſprechen verſchämt und halblaut:
„Wir weben den Schleier der lieblichſten Braut,
Ihr vier Englein ſcheint aus dem Himmel entſchwebt,
Zu rathen uns, was in den Schleier man webt,
Der herrlichſten Braut, die im Erdenthal lebt;
Die herrlichſte Braut auf der Erde iſt's werth,
Von Englein und Elfen zu werden beſcheert!“

Da nah'n die vier Englein zum Webſtuhl heran,
Und Jegliches ſtellt zu den Elfen ſich dann,
Da fragte ein Englein mit himmliſcher Ruh':
„Du jüngſte der Elfen, was denkeſt jetzt du?“

„Ich denke,“ verſetzte das Elfchen ſo fein,
„Ein Sternlein am Himmel möcht' Abends ich ſein!
Wie ſchön wär's, zu ſchiffen durch Licht und durch Raum,
Der Erde zu ſchenken den güldenen Saum!
Wie ſchön wär's, dem Menſchen, wenn's Herze ihm bricht,
Zu füllen das Auge mit Hoffnung und Licht!
Zu hauchen in Buſen vom Jenſeits den Keim,
Zu trinken von Wimpern die Thränen geheim!
Zu ſtehn wie ein Blümlein am Buſen der Nacht!
Zu wachen beim Gram, bei dem Keiner ſonſt wacht!
Zu wachen mit Müttern am Bettchen vom Kind!
Zu leiten den Schiffer durch Dunkel und Wind!
Der Erſte zu ſein, wenn die Wolke zerreißt,
Der Nachts einen ſonnigen Morgen verheißt!

Und weil nun ein Sternlein ſo Holdes thut kund,
Drum denk' ich an's Sternlein zu jeglicher Stund!" —

Da ſagte der Engel: „So webe mein Kind,
Ein Sternlein hinein in den Schleier geſchwind;
Denn gleich einem Stern dieſe Braut einher zieht.
Im Aug' auch ein liebliches Sternlein ihr blüht;
Ein Sternlein auch wohnt ihr im Herze fürwahr,
Ein Sternlein auch hellet den Buſen ihr klar,
Drum webe, du Elfe, ein Sternlein auch ein,
Sie ja ein Sternlein am Thronhimmel ſein.

Zur zweiten der Elfen ein Englein tritt zu:
„Du zweite der Elfen, was denkeſt jetzt du?" —

„Ich denke," verſetzte das Elfchen ſo fein,
„Ein Veilchen im Frühling möcht' gerne ich ſein!
Wie ſchön wär's, dem Bräutigam im Frühling mit Luſt
Als erſtes der Blümchen zu ſchmücken die Bruſt!
Wie ſchön wär's, als ſinniges Blümlein im Moos
Geſuchet zu werden vom herrlichſten Loos,
Wie ſchön wär's, durch Hauchen den Duft in die Flur
Dem glänzenden Ritter zu zeigen die Spur!
Wie ſchön wär's, als Veilchen zu fragen verwirrt:
Mein hoher Herr, weißt du, wie's Weibchen denn wird?
Vom Himmel blau ein Tröpfchen Thau,
Fällt bei des Mondes Schein in's dunkle Moos hinein,
Es ſoll auf Erden ein Blümchen werden
Zwiſchen Himmel und Erd', vom Himmel es begehrt:

„Stell' mich nicht zur Schau! Birg mich in der Au, gib
mir ein Kleidchen blau,
Mit einem Bischen Duft für meine nächste Luft,
So ganz am ſtillen Ort, ſo blüh' ich gerne fort!“ —
Der Himmel gewährte dem Veilchen ſein Kleid,
Drum denk' ich an's Veilchen zu jeglicher Zeit!“ —

Drauf ſagte der Engel: „So webe mein Kind
Ein Veilchen hinein in den Schleier geſchwind;
Denn gleich einem Veilchen iſt hold dieſe Braut
Vom Himmel auf Erden hernieder gethaut,
Und gleich einem Veilchen, ſo duftig und zart,
So hat ſie die Reinheit des Thaues bewahrt,
Drum hat ein erhabner Sinn es gepflückt,
Drum jetzund das Veilchen die Kaiſerkron' ſchmückt!“

Zur dritten der Elfen ein Engel tritt zu:
„Du dritte der Elfen, was denkeſt jetzt du?“

„Ich denke,“ verſetzte das Elfchen ſo fein,
Ich möchte am liebſten ein Lorbeerzweig ſein!
Wie ſchön wär's, zu ſchmücken ein ritterlich Haupt,
Das früh ſich die Schläfe mit Ruhm hat umlaubt,
Wie ſchön wär's, zu ſchmücken ihm Harniſch und Schild,
Als Rahmen zu dienen dem ſprechenden Bild!
Wie ſchön wär's, als Sinnbild von Ruhm und von
Ehr',
Dem Vaterland ſprechen vom ſiegreichen Heer!
Wie ſchön mit Veteranen in Schlachten ergraut,

Am Altar des Ruhmes zu werden getraut!
Wie ſchön wär's, dem Dichter, vom Glücke verwaiſ't,
Als Blatt zu verkünden, was Nachwelt verheißt!
Wie ſchön wär's, zu ruhen beim Kronengeſchmeid'.
Drum denk' ich an Lorbeer zu jeglicher Zeit!"—

Drauf ſagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Hinein in den Schleier den Lorbeer geſchwind,
Denn der dieſen Schleier wird löſen vom Haar,
Dem grünet der Lorbeer um's Haupt ſchon fürwahr,
Er bringt ihn mit Scepter und Fürſtentalar,
Als Bruder der Myrthe ihr mit zum Altar.
Der Lorbeer gebühret dem roſigen Blut,
Der Lorbeer gebühret dem freudigen Muth,
Der Lorbeer gebühret der entſcheidenden That,
Im Felde der Thaten, im ſinnenden Rath.
Der Lorbeer, die Pflanze aus feurigem Saft,
Schmückt würdig die Krone, das Schwert und den Schaft,
Daß, der aus Getrümmer und Wahnſinnes Haft
Sein Reich als Erretter empor hat gerafft
Durch einigen Sinn und vereinigte Kraft!"

Zur vierten der Elfen der Engel tritt zu:
„Du vierte der Elfen, was denkeſt jetzt du?"

„Ich denke," verſetzte das Elfchen ſo fein,
„Ich möcht' nach Gewitter ein Regenbogen ſein!
Wie ſchön wär's, auf finſtere wolkige Wand

Zu malen die Hoffnung mit farbiger Hand,
Wie ſchön wär's, nach Blitz und nach Donnergeroll,
Der Welt zu verkünden, daß Gott nicht mehr groll?
Wie ſchön wär's, zu melden ganz ſtrahlend vor Freud',
Daß Gott allen Menſchen ihr Fehlen verzeiht.
Drum denk' ich das Eine, das Eine allein:
Wie ſchön wär's, zu künden durch Licht und durch Schein,
Daß alles vergeben, vergeſſen ſoll ſein!"

Da ſagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Den Bogen der Iris in Schleier geſchwind,
Und hinein mit zarter Hand
Der Verzeihung Unterpfand,
Regenbogen, Gnadenband,
Ausgeſpannt von Gottesband
Ueber neu verjüngtes Land!
Regenbogen Gottes meint:
Wolke hat genug geweint!
Regenbogen Gottes ſchreibt:
Wolke geht, doch Sonne bleibt!
Regenbogen Gottes ſagt:
Erde hat genug geklagt!
Regenbogen Gottes ſpricht:
Ewig zürnen kann ich nicht!
Drum Elſe, drum web' ich den bräutlichen Schleier,
Beſtimmt für die Stunde der heiligen Feier,
Den Bogen der Gnade in lieblichem Feuer!
Wer liebt, fühlt im Buſen die Götter erwachen,

Wer liebet, iſt glücklich, will glücklich auch machen,
Wer heimführt die Blume, ſo lange erſehnt,
Deß Herz für das Glück aller Menſchen ſich dehnt!
Drum webt nur den Bogen der Traumphantaſie,
Und webt in den Bogen das Wort voll Magie,
Das Wort, das viel ſchwerer als Geiſt und Genie,
Das Wort, das viel ſchöner als Sangmelodie,
Ein Wort, vor dem Engel ſelbſt beugen das Knie,
Ein Wort, das der Himmel den Herrſchern verlieh,
Ein Wort, das von Gottes Wort treue Copie,
Den Demant der Worte, das Wort: Amneſtie."

Die vier Elfen hörten's und webten es fein,
Die vier Englein hörten's und lächelten drein,
Die vier Elfen ſchafften den Schleier ganz ſchnell,
Die vier Englein nahmen ihn mit ſich zur Stell'.
Vier Englein, vier Elfen, ſie faßten ihn an,
Und trugen durch weißblauen Himmel ihn dann.
Die Englein, ſie beten den Segen dabei,
Die Elfen, ſie ſingen die Brautmelodei.
Es hüllten das liebliche Antlitz darein
Vier Engel, vier Elfen im ſonnigen Schein;
Es gingen zur Kirch' ungeſehen auch mit,
Vier Engel, vier Elfen, als Hochzeitgebitt.
Es nahmen den Schleier, nach Kirch' und Altar,
Vier Engel, vier Elfen ihr zart aus dem Haar,
Es legten den Schleier ſo zart und ſo loſ',
Vier Engel, vier Elfen der Hohen in Schooß,

Es ſchwebten dann wieder in Lüfte empor
Vier Engel, vier Elfen, und ſangen im Chor:

„Nun zum Feſt der Huldigungen
Ströme alle Welt herein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein.“

Ludwig Börne's Geiſt an Erzherzog Johann in Frankfurt am Main.

(Geſprochen von Fräulein Weißbach.)

Ein Grab liegt ferne nicht in Deutſchlands Gauen,
Ein Grab liegt ferne nicht in Deutſchlands Schooß;
Und auf dem Grab kein deutſcher Stein zu ſchauen,
Und auf dem Grab kein Kranz aus deutſchem Moos;
Und auf dem Grab kein Zweig der deutſchen Eiche,
Und auf dem Grab kein Zweig aus Enzian;
Doch in dem Grab liegt eine deutſche Leiche,
Doch in dem Grabe ruht ein deutſcher Mann!
Doch in dem Grabe ruhet ein Verbannter,
Von ſeiner Väter Heerd vertrieben ſchnöd,
Doch in dem Grabe liegt ein Lichtgeſandter,
Doch in dem Grab ruht Deutſchlands Volksprophet!—
Habt ihr gekannt den deutſchen Licht-Märtyrer,
Den kleinen Mann mit blaſſem Angeſicht,
Habt ihr gekannt den erſten Reigenführer

Für Deutſchlands freies Wort und Recht und Licht?
Ein Rieſengeiſt in einer kleinen Schale,
Ein Heldenſchwert in einer ſchwachen Scheid',
Das Aug' allein entbrannt vom Götterſtrahle,
Der Blitze ſchleudert durch die Nacht der Zeit.
An ſeiner Wiege haben prüfend ihn empfangen,
Die Vorurtheile einer ſchmacherfüllten Zeit;
Im Ghetto eingepfercht, von Finſterniß umfangen,
Ward er getränkt mit Gall' und Bitterkeit!
Entweiht ſah er an ſich des Meiſters Stempel,
Verhöhnt an ſich des Schöpfers Ebenbild!
Da klang's herüber ihm aus Zions Tempel,
Wie Ruf zerbrochner Pſalter, klagend wild!
Da klang's zu ihm wie Harfenton im Leiden,
Der von dem Volke ſingt, ſo ſchwer verflucht;
Da klang es zu ihm her aus Babels Weiden,
Wie Mutterruf, die ihre Kinder ſucht!
Und vor ihm lag die Krone, die verlümmert
Von Davids Haupt in die Vernichtung fiel,
Und vor ihm lag die Lade, die zertrümmert
Bei Prieſterſang und heil'gem Zitherſpiel;
Und vor ihm lag die hohe Feuerſäule,
Die aus der Knechtſchaft einſt ſein Volk entführt,
Und vor ihm lag die lange Dulder-Zeile,
Durch die Jehovah es bis jetzt geführt! —
Da zuckt der Strahl hernieder aus der Wolke,
Der Blitz entflammt die wetterſchwangre Bruſt;
Er ward Prophet — doch nicht nur ſeinem Volke,
Des höheren Berufs iſt er ſich kühn bewußt;

Es reißt ihn hin im Grimme des Propheten,
Um mit den Aronsſtab, noch unverdorrt,
Vor Deutſchlands Volks-Tribunen hinzutreten,
Bewaffnet mit dem ſcharfbezahnten Wort!
Was er begehrt, es waren freie Stege
Von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herz; —
Was er ermahnt, es waren Hammerſchläge,
Sie klangen ernſt und hart, ſo wie das Erz.
Was er geſagt, es waren zugeſpitzte Pfeile,
In's Lager der verſteckten Heuchlerbrut,
Und was er ſprach, es waren blanke Beile,
Getaucht in's Herzens freiheitsrothe Blut!
Und was er ſang, es war die heil'ge Vehme,
Die gegen Druck und Sklaverei erſtand;
Und was er ſchrieb, es waren Lavaſtröme,
Die Gluten wälzend raſch von Land zu Land,
Und was er rieth, es waren goldne Blätter,
Vom Baum der Wahrheit in die Luft geſtreut,
Und was er wahrgeſagt, das haben hohe Götter
Jetzt wahr gemacht zur freien deutſchen Zeit!!
— Was war ſein Lohn? Der Lohn der allgemeine!
Was war ſein Dank? Der Dank der ganzen Welt!
Wer warf auf ihn die erſten Martyrſteine?
Sein Vaterort war da der erſte Held!
Wer jagt' ihn fort aus ſeiner Heimat Hütte?
Sein Vaterland, für das er Freiheit warb!
Wer ſchenkt ein Grab ihm dann in ſeiner Mitte?
Ein fremdes Land, in dem verbannt er ſtarb!

Im Grabe dort, in Frankreichs schönstem Garten,
Von Hoffnungsgrün bedeckt im dunklen Raum,
Dort ruht er still, als schien er zu erwarten,
Daß sich im Tod erfüll' sein Lebenstraum!
Kein Lichtstrahl kam vom deutschen Himmelsbogen,
Von seinem Volke kam kein Freiheitsbot',
Viel Deutsche, die nach seinem Grab gezogen,
Sie weinten auf dem Grab die Augen roth!
Und als der Ruf der Freiheit war erklungen,
Durch's ganze große deutsche Vaterland,
Als Arndt's Lied ward überall gesungen,
An Elb' und Rhein, und an der Donau Strand;
Als frei durch Geist und Kraft der Musenhüther
Geworden war: Gedanken, Schrift und Wort,
Als das Geheiligtste der Erdengüter:
„Gewissensfreiheit" öffnete den Port;
Da schwang auf weit entflammten Seraphs-Flügel
Sich Deutschlands Genius zum Friedhof von Paris,
Senkt nieder sich auf Börne's Grabeshügel,
Und ruft: „Steh auf und deinen Lohn genieß!"
So klang der Ruf, da sprang vom Sarkophage
Der Deckel auf, der Hügel öffnet sich;
Der Geist des Edlen steigt hervor zum Tage,
Und eilt nach seinem Land sehnsüchtiglich,
Bald steht am Rheine er, am stolzen Strome,
Die Schärpe, die um Deutschlands Herz sich schlingt,
Der Strom, der tausend Jahr den Sturz der Dome,
Der Schlösser und der Burgen rauschend singt;
Der Strom, der Deutschland mächtig hält umfangen,

Mit ſilberweißem Arm, dem Feind zum Hohn;
Wie feindlich auch ſchon über ihn gegangen
Ein Cäſar, Guſtav Adolph und Napoleon!
Und er begrüßt den Strom: „Dein Spiegel glänze,
Ein blanker Schild, noch lang um dieſes Land,
Doch fürderhin ſei du nicht mehr „die Grenze"
Von Deutſchlands Freiheitsreich genannt!
Es können Ströme, Wälder, Bergeszonen
Die Grenzen blos von „Ländern" und „Beſitzung" ſein,
Die Grenzen zwiſchen „Völkern" und „Nationen"
Jedoch ſind „Sprache" und „Geſinnung" ganz allein!
Wer mit uns ſpricht die Sprache, die wir ſprechen,
Gehört trotz Rhein und Belt „zu einem Reich!"
Wer mit uns bricht die Ketten, die wir brechen,
Der iſt trotz Strom und Berg uns brudergleich!" —
— Und weiter geht er, bis in Frankfurts Mauern
Er angelangt am großen Völkertag,
Da faßt's ihn an in niegefühltem Schauern,
Als all' die Herrlichkeit ſo vor ihm lag!
Dem Dome naht er, deſſen prächt'ger Bogen
Sich über die erwählten deutſchen Stämme baut,
Es brauſet majeſtätiſch, wie des Meeres Wogen
Und Donnerworte werden jubelnd laut;
Und oben ſitzt ein Mann von ſchlichten Zügen,
Im Auge das dynaſtiſch Azurblau,
Das Habsburgs-Erbe — dem ſich bei noch fügen
Ein Blick, ſo klar wie reiner Morgenthau,
Und über dieſes Mannes edle Stirne
Zieh'n hochgerüſtet Weltgedanken hin,

Denn Deutſchlands hohe Völkerglücks-Geſtirne
Beriefen zu der „höchſten Sendung“ ihn!
Ihn rief das Volk aus ſeinen grünen Bergen,
Wo er das freie Licht der Alpen trank,
Wohin er ſich gerettet vor den Zwergen
Der großen Welt, die klein um ihn verſank!
Entfernt vom Throngewühl, deß nichtig Toben
Des Volkes Stimm' von jeher übertäubt,
Lernt er im Volke ſelbſt das Volk erproben,
Und wie man Fürſt und Menſch zugleich doch bleibt;
Er ließ herab ſich aus der hohen Purpurwolke,
Und ſah in unſre Sphäre, unſre Wünſche ein,
Darum ſprach er, der erſte noch zum Volke:
„Von fürder an ſoll nur ein Deutſchland ſein!“
Und vor dem ſchlichten Mann, der auserleſen
Zu Deutſchlands Oberhaupt und Hort,
Neigt Börne ſich, und wie er ſtets geweſen,
Spricht er zu ihm dies würdig freie Wort:
„Nimm Gruß und Handſchlag hin des lang Verbannten,
Deß Geiſt zurück in ſeine Heimat kehrt,
In deine Hand gelegt von Volksgeſandten
Wird Deutſchlands Palme und das deutſche Schwert;
Das Reich hat deinen Namen ausgeſprochen,
Obſchon und nicht dieweil ein Fürſt du biſt;
Das Reich, das lang zerſtückelt und zerbrochen,
Das Reich, das tauſend Jahr in Streit und Zwiſt!
Das Reich, das lange Carol-Magnus Krone
Auf deiner Ahnen Häupter hat erblickt,
Bis an dem Hauch vom fremden Korſen-Sohne

Sie glanzlos fiel und ward zerſtückt;
Das Reich will nicht mehr vierunddreißig Pächter
Und jeden Pachthof durch Geländ und Zaun getheilt,
Es will ein einzig Land, und dich zum Wächter,
Weil dich allein nicht Oeſtreichs Schlaf ereilt!
So halte Wacht denn, halte Wacht, du Hüther,
Denn noch iſt nicht des Tages volle Pracht
Gedrungen in die Nächte der Gemüther,
In deren Tiefe ſchwarzes Dunkel wacht!
O, halte Wacht, daß nicht des Rückſchritts Frevel
In's junge Leben unſrer Freiheit dring';
Das Licht bewahr', doch hüthe auch den Schwefel,
Daß er zum Zunder nicht den Funken bring',
Des Volkes Feuer hüthe wie ein Prieſter,
Weil dieſes Feu'r ſein eiſern Halsband ſchmolz,
Die Flammen aber bänd'ge, die Verwüſter,
Die zehren an dem grünen Freiheitsholz;
Die Völker der verſchiedenſten Regionen
Als Kinder eines einz'gen Landes ſchau',
Die an des Rheines Rebenufer wohnen,
Die an der Elbe Fluthen, himmelblau,
Die an der Oder ihre Saaten bauen,
Die an der Eider kämpfen für ihr Land,
Die auf der Adria die Flaggen ſchauen,
Die an der Oſt- und Nordſee goldnem Strand,
Die an des Maines blühenden Geſtaden,
Die an der Saale blühendem Gebiet,
Die an der Donau, wo auf grünen Pfaden
Ein biedres Volk mit Fahnen zieht;

Sie Alle, Alle, Alle ſie verflechte
Zu einem Bündniß und zu einem Schutz,
Zu einem Lichte und zu einem Rechte,
Zu einem Wollen und zu einem Trutz.
Sei ſtark und glaubſt du ſelbſt nur an die Dauer
Des Bau's, erbaut auf Recht und Licht;
Dann hältſt du aufrecht auch die Bundesmauer,
Vom Volke aufgeführt, wie Eiſen dicht,
Und glaubſt du ſelbſt nur, daß die Fahn', die oben
Als Deutſchlands Jubelbanner ſiegend wallt,
Hat Gott aus Nacht und Blut und Licht gewoben,
Bekömmt in deiner Hand ſie Allgewalt;
Und glaubſt du ſelbſt nur, daß die alten Gleiſe
Verderblich ſind dem Rad der neuen Zeit,
Dann wirſt du durch die neugebahnten Kreiſe
Den Wagen lenken auch mit Sicherheit!
Und glaubſt du ſelbſt nur feſt und ohne Zagen,
Daß Eins mit Deutſchland auch dein Oeſtreich ſei,
Wird dich dein ſtarker Glaube ſiegreich tragen
Durch jede Kluft von Wirrniß und Parthei!
Dann wirſt du ſtehen, eine deutſche Eiche,
Die nicht nach jedem Wind ihr Laub bewegt,
Dann wirſt du ſein Pilot dem deutſchen Reiche,
Der ſeinen hellen Leitſtern in ſich trägt,
Dann wirſt du deine Sendung als geheiligt
Beendigen dir einſt mit Ruhm und Glanz,
Dann wird durch dich auch Oeſtreich ſein betheiligt
An Deutſchlands Glück und ſeinem Thatenkranz,
Dann wirſt du für dein Oeſtreich-Volk vollbringen,

Was seine Herrscher ließen außer Acht,
Es wird empor des Tages Geist sich ringen,
Besiegen rasch den Geist der alten Nacht,
Und Oestreichs Herrscher werden freudig zahlen,
Was sie dem Volk entzogen, schmal und karg,
Und Oestreichs Sterne werden wieder strahlen,
Und Kaiser Joseph lächelt aus dem Sarg;
Dann wird von allen deutschen Völkerzungen,
Die sich um Oestreichs Adler dicht gereiht,
Ein einzig deutsches Volkslied nur gesungen,
Das: „Gott erhalte Deutschlands Einigkeit!“

Das Paradebett in der Kaiſerburg.

„Matt von Kämpfen, matt von Siegen
lag der Cid auf ſeinem Lager.“
Herder.

Im Saal der Kaiſerburg ſteht ein Paradebett,
Die Deck' aus ſchwarzem Sammt und unter ihr ein Brett,
Und auf dem Bette ſchlummert lang und tief der Cid,
Vom Kampf des Lebens ſatt, von Ruhm und Siegen müd.
An ſeiner Seite liegt ſein treubewährter Freund,
Sein Schwert, im Tode wie im Leben ihm vereint.
Der Hut liegt neben ihm, den er an Tagen trug,
Wo er des Vaterlandes große Schlachten ſchlug;
Und an des Bettes Ende ſteht die Ehrengard',
Die Thräne in dem Aug', im Arm die Hellebard!
Auf Kandelabern brennen Kerzen ringsherum,

Da ſtrömt das Volk herbei, vor Schmerz und Wehmuth
ſtumm.
In Thränen kommen ſie von jedem Rang und Stand,
Sie weinen und ſie beten, küſſen ihm die Hand.
Da neiget ſich der Tag, es naht der Abendſtrahl,
Die Hallen werden leer und einſam wird der Saal;
Der Held auf ſeinem Bette ſchlummert ganz allein,
Ein Kruzifix nur wacht im hellen Kerzenſchein;
Da ſchlägt die Burguhr Zwölf um Mitternacht,
Und auf thut ſich die Thür von ſelbſten ſacht,
Ein langer Zug von Geiſtern naht im Sterbgewand,
Mit Kronen auf dem Haupt, mit Scepter in der Hand.
Sie ſchreiten ſtill herein, geſchloſſen in der Reih',
Paſſiren an dem Bette nach und nach vorbei.
Voran des Hauſes Ahn, die Stirne reich umlaubt;
Der Graf von Habsburg iſt's, das erſte Kaiſerhaupt,
Und als er kommt an's Bett, darauf der Held entſchlief,
Da beuget er ſein Knie und neigt ſein Haupt auch tief,
Und hebt zum Segen auf die weiße Geiſterhand,
Und ſtellt ſich ſinnend dann an ſeines Bettes Rand,
Dann ſchweben in der Reih' die Kaiſergeiſter her,
Dem Helden zu erweiſen letzte Erdenehr';
Der „letzte Ritter" auch er beugt ſein edles Knie
Dem Helden ſeines Stammes, dem hehren Kriegs-
Genie;
Dann naht ein hohes Weib, die Habsburgs Krone trägt,
Das ſchöne Angeſicht von tiefem Schmerz bewegt.
Ihr folgt im Geiſterkleid ein Fürſtenhaupt voll Licht,
Den hehren Glanz um Stirne und um Angeſicht,

Der Menſchheit Freund, des Lichtes Fürſt, des Rechtes Hort,
Und beugt ſein Knie und ſpricht ein leiſes Segenswort.
So nahen nach und nach die edlen Schatten all'
Dem letzten Erdenbett vom großen Feldmarſchall;
Doch allzuletzt am Ende von dem langen Zug
Erſcheint ein Kaiſer noch, der fromm die Krone trug,
Der Glück und Unglück trug, wie eine Märtyrkron',
Im Leben menſchlich mild, und fürſtlich auf dem Thron.
Er naht, der Letzte, ſich in dieſer Geiſterſchaar,
Er kniet allein ſich ganz hin an die düſtre Bahr',
Er nimmt allein die Hand des Todten in die Hand,
Er küßt allein des Todten bleichen Lippenrand,
Er neigt allein ſich auf des Todten Angeſicht,
Er iſt's allein, der ihm ein Wort, ein leiſes, ſpricht:
„Dein Bruder kömmt zu dir an dein Paradebett,
Mein Sieger auf dem Feld, mein Freund im Kabinet,
Mein Bruder jederzeit, mein Retter in Gefahr,
Du, meines Oeſtreichs Ruhm und des Jahrhunderts Aar,
Wir nahen Alle dir in mitternächt'ger Stund',
Als uns dein Tod in jener Lichteswelt ward kund,
Dich zu begrüßen noch einmal im Väterſaal,
Für dich zu beten hier vereinigt noch einmal,
Dich zu begleiten ungeſehen durch die Luft
Bei deinem ſtillen Gang zu unſrer Aller Gruft!
Wir rücken ſtill zuſamm' und ruhen Bruſt an Bruſt,
Wir hören dich erzählen deiner Thaten Luſt,

Wir halten ſtillen Rath ob unſrer Kinder Haus;
Wir ſinnen ſtillen Rath für Oeſtreichs Wohlfahrt aus;
Wir ſchicken unſern Segen alleſammt vereint,
Dem Herrſcher dann herauf, der jetzt am Thron erſcheint!"
Und als er ſo geſprochen, ſchaaren ſie ſich ſtumm
Und unſichtbar um das Paradebett herum.
Der Morgen naht, es kommt heran der Nachmittag,
Der Leichenzug geht fort mitſammt dem Sarkophag,
Begleitet ungeſehn vom edlen Kaiſerkreis;
Und als die Gruft wird aufgethan nach alter Weiſ',
Und als man an dem Sarg die frommen Worte ſpricht,
Umzieht der Himmel ſich mit Trauerwolken dicht;
Und als den Sarg man in die Kaiſergruft geſtellt,
Da donnern die Kanonen auf am Wolkenzelt,
Da fährt der Blitz ſo blendend durch die Wolkennacht,
Wie eines Schwertes Blitz in dichtverhüllter Schlacht;
Und Hagelſchlag rauſcht durch die Wolken ſchwer,
Als raſſelten im Kampfe Schild und Lanz' und Speer;
Und ein gewalt'ger Schlag erſchüttert Luft und Erd',
Als ob die Erd' verſchläng', was ihr am meiſten werth! —
Doch als die Gruft ſich ob des Helden Leiche ſchloß,
Da baut ſich plötzlich über Kirche, Stadt und Schloß
Ein Regenbogen auf, gleich einer Ehrenpfort',
Die Wolken ſchaaren ſich nach Süden und nach Nord!
Aus jenem Strahl, der ſich von jenſeitigem Licht
In Erdenthränen und in Wolkentropfen bricht,
Baut ſich das Friedensthor hoch in den Wolken kühn,

An dem des ew'gen Friedens Eidesfarben glühn,
Und durch das Thor, die Flammenflügel aufgethan,
Zog ein die Geisterschaar, der hohe Held voran,
Zum Himmel ein, wo aus Lorbeer, Schwert und Kron'
Sind Stufen ihm gebaut zu Gottes Gnadenthron!

Die Oſterblume.

(Geſprochen von der k. k. Hofſchauſpielerin Mad. Rettich.)

Wollt ihr folgen mir in's Reich der Sagen?
In der Sagen wunderbares Land,
Wo die Blüten goldne Früchte tragen,
Wo auf Aeſten blüht der Diamant;
Wo auf rieſenhaften Fabelbäumen
Wohnen Vögel, wunderſam von Klang,
Wo aus buntgefärbten, ſüßen Träumen
Sich entringen Lieder und Geſang?
Wo's in Wäldern rauſchet von Geſchichten,
Wo ein jedes Veilchen was erzählt,
Wo zu Flüſterſtändchen und Gedichten
Schilf und Rohr den Klang vermählt?
Wo die Blätter, Gräſer, Blumen, Blüten
Sprechen, lieben, weinen in den Sand,
Wo, die goldnen Lämmer froh zu hüthen,
Schäfer und Prinzeß gehn Hand in Hand,
Wo die Waſſernix' die goldnen Haare

Badet in dem Aetherblau der Fluth,
Wo die Nix im goldenen Talare
Singend unter Mandelbäumen ruht? —
Wollt ihr das? So reichet mir die Hände,
Dichtkunst breitet ihren Mantel aus,
Faßt mit mir des Saumes Purpur-Ende,
Rasch im Wolkenfluge geht's hinaus. —
Da ist's! wie die Zauberblumen nicken!
Jede will gehört, verstanden sein;
„Osterblume" winkt, ich soll sie pflücken,
Und mich lockt ihr wundersamer Schein.
Lauschend bück' ich mich zu ihr hernieder,
Und was sie erzählt, erzähl' ich wieder! —
— Jung in ihres Lebens Morgenstunden,
Gehn zwei Freunde innig Hand in Hand,
Beide haben noch nicht aufgefunden
Lebensplan und Lebensfestbestand,
Schwankend irren sie auf Lebenswogen,
Zaghaft bald und bald verwegen, keck,
Fühlen da und dort sich angezogen,
Nirgends festen Grund und festen Zweck;
Sie ergehen sich im Land der Träume,
In der Märchen goldgefülltem Land;
Bau'n sich an im Reich der bunten Schäume,
Wandern in der Sage Zauberland,
Und sie hören von der Blume sprechen,
Von der „Osterblume", die zur Geisterstund',
Osternacht, am Kreuzweg man muß brechen,
Wann im Mondenlicht der Waldesgrund,

Die, gepflückt ganz ſtumm zur zwölften Stunde,
Ihren Finder ewig glücklich macht,
Willenlos ihn leitet, ihm gibt Kunde,
Wo im Erdenſchooß ſein Glück ihm lacht.
Und gebunden an die Blum hienieden
Wird ſein Glück, ſein Leben und ſein Tod,
Denn, bevor der Tod ihm wird beſchieden,
Welkt die Blume und verſchließt ihr Roth.
Und ſie ziehen feſt vereint von dannen
In der Oſternacht zum dunkeln Wald,
Dringend durch's Geſtrüpp, durch Reis und Tannen,
Dringend vorwärts ohne Aufenthalt,
Bis ein ſchmaler Kreuzweg tief im Dunkeln,
Und betreten kaum von Menſchenſpur,
Sichtbar wird, und auch des Mondes Funkeln
Tritt hervor aus ſchwarzer Wolkenflur,
Und es ſteht allda im Wunderſchimmer
Eine „Oſterblume" am Geſtein,
Und ſie trauen ihren Augen nimmer,
Blendend fließt um ſie ein Zauberſchein;
Und, die holde Blume nun zu brechen,
Knien ſie im Geiſterſtrahl,
Bebend, ohne nur ein Wort zu ſprechen,
Pflücken beide Freunde ſie zumal. —
Lachend, weinend, jubelnd zieht's dann Beide
Machtlos fort, wohin die Blume will;
Beide halten feſt ihr Glücksgeſchmeide,
Wandern ſinnend weiter, ahnungsſtill,
Bis zur Bergſchlucht, wo am Schauerorte

Sich die Felswand ſenket, jäh und ſchräg,
Und der Blume öffnet eine Pforte
In der Wand ſich und ein ſichrer Steg,
Und ſie ſchmiegen durch die Felſenwände
Sich hinunter bis zum Abgrund faſt;
Doch, da ſchimmert's an des Ganges Ende,
Und ſie ſtehn im goldenen Palaſt!
Silberlicht durchfließt die hohen Hallen,
Götterbilder ſchauen von der Wand,
Wunderbar Geſtein und Glutkorallen
Funkeln aus dem goldnen Eſtrichſand;
Und im großen, glanzdurchſtrömten Saale
Sitzen links ein Mann, rechts eine Frau,
Edelſtein', Geſchmeid' und Goldpokale
Liegen in der Mitte reich zur Schau,
Und der Mann theilt aus mit vollen Händen
Gold und Silber, Demant und Rubin,
Und den Einen locken ſie, die Spenden,
Zu den Schätzen zieht's gewaltſam ihn,
Angeglüht von gierigem Verlangen,
Läßt die Blume er dem Freund allein,
Greift geſchwind nach Gold und Silberſtangen,
Greift nach Demant und nach Edelſtein.
Doch der Andre ſteht vertieft im Schauen,
Schaut verwundert auf das Wunderweib,
Die in den Talar, den himmelblauen,
Sittig hüllt den ſüßen Lilienleib;
Und er hängt an ihren klaren Zügen,
Zagend, wagend, fremd und doch vertraut,

Süßen Schmerz und bitteres Vergnügen
Fühlt er tief, je mehr er ſteht und ſchaut,
Und ihm iſt's, als hätt' in Kindestagen
Er das ſchöne Weib ſchon einſt geſehn,
Ob als Engel zu der Wieg' von ihr getragen,
Ob als Fee durch ſeine Kindheit gehn,
Ob als Lichtgeſtalt im Morgentraume,
Ob als Geſpielin, ſelbſt ein Kind,
Ob als Chriſtkind bei dem Weihnachtsbaume,
Ob — er weiß nicht, wie er auch ſteht und ſinnt! —
Und die Blume, ihm allein gelaſſen,
Als ſein Freund den blanken Mammon fand,
Sieht er von der ſchönen Frau erfaſſen,
Küſſen und zurückgelegt in ſeine Hand,
Und der Andre, der mit ſchweren Schätzen
Sich beladen übervoll und ſchwer,
Reißt ihn aus dem ſeligen Ergötzen,
Zieht ihn fort, der noch an Reichthum leer.
Jener bringt zum Lebenseigenthume
Schätze, die kein ſterblich Auge mißt,
Dieſer bringt nichts mit als eine Blume,
Die ein ſchönes Sternenweib geküßt!
Beide treten in das Tageslicht wieder,
Doch verſchieden durch die Blum' beglückt.
Jenen zieht es ſchwer zur Erde nieder,
Dieſer fühlt zum Himmel ſich entrückt;
Jener ließ die Oſterblume fahren,
Sah nur Gold, den „Gott der Induſtrie";
Dieſer wollte ſeine Blume wahren,

Dieſer wollte ſeine Blume wahren,
Und er ſah die Göttin „Poeſie!“
Jener wird nur reich und groß und mächtig,
Und ſein Mammon herrſchet weit und breit, —
Baut Paläſte, wunderbar und prächtig,
Wird zum großen Gott der kleinen Zeit;
Dieſer baut ſich an in tiefer Demuth,
Wo die Nachtigall im Flieder thront,
An den Weiden, die da ſtehn in Wehmuth,
An dem Schilf, wo leiſes Seufzen wohnt!
Jener kennt „Beſitz“ nur „Geld“ und „Güter“,
Magnetiſch zieht er die Metalle an,
Iſt des reichen Schatzes armer Hüther,
Für die Zwergwelt der Papiere ein Titan!
„Beſitz“, „Gewinn“! Ihr Doppellauf der Flinte
Auf des Reichthums wilder Menſchenjagd,
Jedes Farbenſpiel und zarte Tinte
Habt aus Zeit und Daſein ihr gejagt.
Reichthum, Reichthum heißt der goldne Rabe,
Der den Glanz der höhern Kräfte ſtiehlt,
Kunſt, Begeiſtrung, Lied und Geiſteslabe,
Der Empfindung Reiz iſt's nicht, wornach er zielt;
Abgeſtreift wird jede Seelenblüte,
Kühle Proſa gähnt uns lichtlos an,
Ausgebrannt, wie eine Pulverdüte,
Iſt des Daſeins lieblicher Roman;
Ausgeſpielt das Schauſpiel aller Herzen,
Ausgelöſcht die Lichter in dem Schauſpielhaus,
Nicht die Freuden theilt man, nicht die Schmerzen,

Theilnahmslos und ſtarr geht man nach Haus;
Alles, was in liebliche Bewegung
Sonſt das Erdenleben hat geſetzt,
Des Gemüthes Duft, des Geiſt's Erregung,
Scherz und Witz, und was die Seele letzt,
Liebe, dieſer Pfandſchein höhrer Wonnen,
Freundſchaft, der Geleitſchein treuer Bruſt,
Ruhm, ein Stern, der Ritterzeit entronnen,
Ehre, Götterweib, ſich ſtolz bewußt,
Alles, Alles hat der Selbſtſucht Kralle
Und des Stoffes adelloſe Wucht,
Fortgejagt im Dienſte der Metalle,
Und das Geld lacht Hohn, ob ihrer Flucht! —
Aber Dieſer, mit der Wunderblume
Nimmt ſie auf, die vor dem Andern flohn;
Im Geſang baut er der Lieb', dem Ruhme
Und dem Spiel der Muſen ihren Thron;
In den Saal, den hohlen, freudenleeren,
Bringt er Luſt und Lieb' und Märchenwahn,
Und die Augen, die ſonſt leer an Zähren,
Füllt er ſanft mit ſüßen Tropfen an.
Nach des Tages langverwirrtem Toſen,
Nach der Stunden mühevollem Schwung
Bringt er wieder friſche Morgenroſen,
Sehnſucht, Träume, und Erinnerung.
Und die Herzen geben ſich gefangen,
Haß und Gram und jeder Wermuth weicht,
Roſen blühen auf des Weibes Wangen,
Und des Mannes Aug' wird thränenfeucht;

Kindern wird das holde Antlitz beſſer,
Greiſen kommt zurück ihr Jugendreich;
Böſe Menſchen macht die Dichtkunſt beſſer,
Und die Guten macht ſie Göttern gleich! —
So durch's Leben ziehen Beide weiter,
Beide durch die Oſterblum' beglückt,
Jener reich und ſtolz, doch niemals heiter,
Dieſer arm, doch fröhlich und entzückt;
Jener wohnt im prunkenden Palaſte,
Dieſer wohnt im Stübchen unter'm Dach;
Jener bittet Fürſten ſich zu Gaſte,
Dieſer theilt mit Liebchen ſein Gemach;
Jener muß, ſein Feſtmahl zu verſchönen,
Bublen um den Sänger in dem Saal,
Dieſem flattern luſtig die Camönen
In ſein Sorgenſtübchen, klein und ſchmal;
Jener wirft den nothbedrängten Armen
Eine Münze hin und drückt ſich quitt,
Dieſer ſingt für Mitleid und Erbarmen,
Herz und Seel' und Thräne gibt er mit!
Jener zittert bei der Flucht der Stunden,
Zittert beim Gedanken an die Bahr';
Dieſer hat dem Tod ein Lied gewunden,
Und er lächelt ſeinem weißen Haar.
Denn die Oſterblume, ihm gelaſſen,
Ganz allein in jener Zauberſtund',
Sieht er welken, immer mehr erblaſſen,
Alſo wird ſein naher Tod ihm kund.
Magiſch und mit leiſen Ahnungsſchauern

Zieht die Blume ihn zu jenem Freund,
Dem der Tod auch naht in goldnen Mauern,
Dem er ſchrecklich, fürchterlich erſcheint!
Denn er klammert feſt an Geld, Juwelen
Seine dürre, abgelebte Hand,
Scheiden ſoll vom Gott er ſeiner Seelen,
Und ſein Aug' iſt glanzlos ausgebrannt,
Doch der Sänger neigt ſich, milde lächelnd,
Ueber ſeines Freundes wild verzerrtes Haupt,
Tröſtung ſpendend, Lieder fächelnd,
Singend, betend, was er hofft und glaubt.
Und herab im blauen Glanztalare,
Schwebt das wunderſame Götterweib,
Wie ſie ſtand, umwallt vom goldnen Haare,
Anmuth floß um ihren ſüßen Leib;
Ihr vom Haupte wallt hernieder
Schleierhaft ein ſterndurchwirktes Band,
Und ſie nimmt die Oſterblume wieder
Ihrem Sänger aus der geiſterblaſſen Hand
Und ſingt: Jedem wohl zum Eigenthume
Blüht auf ſeines Lebens Kreuzweg hier
Eine ſchickſalsvolle Oſterblume,
Die ihn leitet als ſein Glücksbanier;
Doch vom Herzen wird's beſtimmt dann immer,
Ob den Wink der Blume er begreift,
Ob er greift nach Glanz und leerem Schimmer,
Oder ob er nach dem Höchſten greift.
Wer für Tand die Herzensblum' läßt fahren,
Findet Herzen nicht im Lebenslauf;

Doch wer ſtets heilig will ſie bewahren,
Dem ſchließt jedes Herz die Blume auf.
Blumen knüpfen ſich an Sterne drobem,
Sterne ſich an Blumen auf der Erd',
Jedem Herzen wird ſein Sternlein oben,
Und ſein Blümchen drunten ſchon beſchert!

Coeur-Dame.

(Vorgetragen von der k. k. Hofſchauſpielerin Mad. Rettich.)

Indem ich ſprech', ergreift mich banges Sehnen,
Es zieht mich fort, es drängt mich in die Weite;
Zur Stadt, die man durchſtreift nicht ohne Sehnen,
Erbitte ich im Geiſt von euch mir das Geleite.
Hört ihr die Wellen durch die Straßen rauſchen,
Die Füße waſchend altergrauen Prachtpaläſten?
Wollt ihr den leiſen Wundermärchen lauſchen,
Die ſie erzählen von des Hochmuths Ueberreſten?
Wenn's Abend wird, der hellen Sterne Funkeln
Gleich einer Zitternadel ſchwimmt auf den Lagunen,
Da ſchlüpfen leiſe, nach und nach im Dunkeln
Die Geiſter aus unbewachter Glanzpaläſte Runen,
Und aus dem Säulengang, dem einſtens ſchlanken,
Entwindet ſich ein Zug von luftigen Geſtalten
Und auf den Schwellen ſitzen ſchmerzliche Gedanken,
Und von den Treppen, die zerklüftet und geſpalten,

Entſchaaret ſich der Zug der Edlen, die einſt hier verſanken,
Eng eingehüllt in ihres Purpurkleides Falten,
Und nieder ſchreiten ſie mit geiſterhaftem Schritte,
Und ſchreiten hin bis an den Rand der Wogen,
Begrüßen freudig da die freie Amphitrite,
Die ſchöne Braut des Glanzes, der entflogen.
Vergebens harrt das Meer jetzund in Dämmergluten
Dem Bräutigam im goldnen Schiff entgegen,
Die Nacht ſtreut Blumen auf das Hochzeitsfeſt der Fluthen,
Doch kommt kein Bucentaur mit ſchnellen Ruderſchlägen,
Der Bräutigam iſt todt, der goldne Ring verroſtet,
Der Bucentaur ein flaggenloſes Wrack im Hafen,
Die Dogenliebe todt, die deinen Reiz gekoſtet.
Der Halbmond ſteht erbleicht, des Marco Löwen ſchlafen!
Wie iſt das Alles nun verändert und verwandelt,
Veraltet ſind die Schlöſſer, öd' und grau,
Ein lebensluſtig nichtig Maskenleben wandelt,
Und bringt in Säulengängen eitle Luſt zur Schau.
Der Pantalon, Brighella, Arlechin und Skaramuzze
Durchſchwirren lärmend, wild den Menſchenknäul,
In fremder Tracht und fantaſtiſch grellem Putze
Verſucht die Liebeswelt in Neckerei ihr Heil. —
Da drängt ein junger Mann mit ſtolzem Schritte
Sich durch der Menge maſſenvoll Gewühl,
Zigeunerhaft folgt ihm ein Weib, aus Aller Mitte
Scheint er allein nur der Prophetin Ziel.

Paolo iſt's, der Edelſten Venedigs Einer,
Ein edles Herz, ein freier Geiſt, ein roſig Blut,
An Tugend und Liebreiz gleicht ſobald ihm keiner,
Ihn adelt Schönheit, Hochſinn, ritterlicher Muth.
Doch eine Leidenſchaft, der Leidenſchaften ſchlimmſte
Hat ihn erfaßt mit wilder, hölliſcher Gewalt,
Die Leidenſchaft des Spiels, der Leidenſchaften grimmſte,
Die durch das Leben geht in gleißender Geſtalt;
Denn unter allen Laſtern, die der Menſchheit erblich,
Die allverheerend durch das Leben gehn,
Verzehrend Leib und Geiſt, und Seel' und Heil verderblich,
Iſt als die gräßlichſte, die Spielwuth anzuſehn.
Es iſt der Haß, ein Gift, das friſche Blut zerſetzend,
Das von Geſchlechtern zu Geſchlechtern fort ſich frißt;
Es iſt der Neid, ein heimlich nagend Gift, das ätzend
An's eigne Eingeweid' ein Nagthier iſt;
Es iſt der Zorn, ſchnell rothgekocht an wilder Flamme,
Ein Krebs, der ſeine Scheere in den Buſen hackt;
Es iſt der Geiz, ein tückiſch Kind, das ſeine Amme:
Die Habſucht mit nimmerſatten Zähnen packt;
Es iſt der Ehrgeiz, auch ein Wahn, der ſeine Pläne
Mit wilder Wuth verfolgt, ein Leopard;
Es iſt die Rache, eine fletſchende Hyäne,
So die Beleidigungen aus dem Grabe ſcharrt;
Da iſt die Eiferſucht, die wuthgeſchollne Natter,
Die, krümmend, ſelbſt das Gift ſich in die Adern ſpritzt;
Da iſt der Fanatismus, der mit Nachtgeflatter
Die lichterfüllte Bruſt der Welt zerſchlitzt;

Dann kommen die vom Thierſinn aufgeraffſten,
Der rohen Sinne ausgeartete Parthei,
Das iſt der Pöbel unter allen Leidenſchaften,
Sie heißen: Wolluſt, Trunk und Schlemmerei!
Doch Haß und Neid, und Geiz und Rache,
Die Eiferſucht, des Fanatismus gräßlicher Vampyr,
Des Trunkes Wolf, der Wolluſt goldgeſchuppter Drache,
Momente haben ſie, in denen todt iſt ihre Gier,
Der Spieler nur allein wird in der Gier nicht ſchwächer,
Das Glück macht ihn berauſcht, das Unglück macht ihn
toll,
Am grünen Tiſch ſitzt er, des Zufalls durſt'ger Zecher,
Vor ihm in bunten Bildern ſein Schickſals-Protokoll,
Die Kugel der Roulette, der Würfel in dem Becher,
Und ſchwarz und roth heißt ſeines Glücks Parol'
So ſitzt er da, an Zeit und Geld Verbrecher,
Und in ihm kochen Freude, Angſt, Erwerbung, Unmuth,
Groll,
Dicht hinter ihm ſchon harrt des böſen Laſters Rächer:
Verzweiflungswuth, die bis zum Wahnſinn ſchwoll;
Er nimmt den letzten Pfeil aus aller Sünden Köcher,
Und greift dem Rufe vor, den er erwarten ſoll.
„Va banque!" ruft er und ſetzt die Seel' zur Stelle,
Die letzte Kugel rollt und er gewinnt — die Hölle!
Und dieſer Leidenſchaft gewalt'ge Hyder
Umſtrickte auch Paolos edle Bruſt,
Der ſonſt ſo edel, geiſtreich, ſtolz und bieder,
Der allgemeinen Achtung ſich bewußt!
Und ſtill, geheim, mit allem Sehnſuchtsdrange

Liebt heimlich ihn Venedigs ſchönſtes Kind
Er weiß es nicht, ihm macht's das Herz nicht bange,
Er ſah ſie nie, die ſo für ihn geſinnt,
Denn dann erſt will ſie ihm ſich zeigen,
Entdecken ihres Herzens Luſt und Pein,
Wenn er dem Spiel nicht mehr als Sklave eigen,
Wenn er geheilt von dieſer Wuth wird ſein!
So eben wendet er mit raſchem Gange
Sich durch der Menſchheit buntes, brennendes Gewühl,
Es zieht ihn hin im wilden Herzensdrange,
Den Hallen zu, wo ſeinen Tempel hat das Spiel.
Doch das Zigeunerweib aus aller Masken Mitte
Drängt ſich zu ihm heran und faßt ihn bei der Hand,
Führt ihn zur Seit' mit leichtem Geiſterſchritte,
Bis wo des Volkes Menge ſchon verſchwand. —
„Ich bin dein Schickſal, komme, dich zu warnen,
Und dir zu zeigen, was dich allein beglücken kann.
Wenn böſe Feindesmächte dich umgarnen,
So rettet dieſes dich, dann halte feſt daran!"
Dann legt ſie eine Rolle hin in ſeine Hände
Und eilt davon, verſchwindend ſeinem Blick.
Er tritt heran an eine helle Lichterblende,
Zu ſehen, was entſcheiden ſoll ſein Glück:
Es iſt ein weiblich Bild in ſüßer Jugendfülle,
Voll Liebeszauber dieſes Antlitz ſtrahlt;
Doch ſonderbar iſt dieſes Bildes Kleiderhülle,
Als „Coeur-Dame" iſt die Schöne drauf gemalt!
Es ſchwimmt ihm vor dem Aug', er fühlt ein wenig
Beben,

Und ihn ergreift's mit heimlicher Gewalt,
„Coeur-Dame" alſo beſtimmt mein Glück im Leben?
Dein Wort, Prophetin, prüf' ich alſobald!"
Und ſtürzt hinein, allwo im lichterhellen Tempel
Der grüne Tiſch erglänzt, ein Götzendienſt-Altar;
Ein Mann ſitzt da, ſein Angeſicht ein Stempel
Des Laſters, zu Berge ſträubt ſein dünnes Haar;
Und vor dem Manne rothes Gold in Haufen,
Und um den Tiſch ein ſtummer Männerkreis,
Und wie die bunten Karten durch die Hand ihm laufen,
Da wird's den ſtummen Männern kalt und heiß,
Sie athmen kaum, ihr Leben ſcheint nur Lüge,
Des Auges Apfel glanzlos ausgedehnt,
Und ſtarr und ſteinern ſind die fahlen Züge,
Der Körper ſchlaff am Tiſche angelehnt.
Wie von des Mannes Mund im dumpfen Klange
Der Raum ertönt, ein „perd!" und „gagne!" erſchallt,
Da beben ſie zuſamm', da zuckt die bleiche Wange,
Es windet ſich empor die bebende Geſtalt.
Paolo ſteht nun da, das Bild in ſeinen Händen,
„Coeur-Dame!" ruft er, „ſie, die mein Glück regiert!"
Die Karte fällt, und ohn' den Kopf zu wenden
Ruft tonlos der Banquier: „Coeur-Dame verliert!"
Und wieder ruft Paolo ohne Zagen:
„Coeur-Dame! Das Doppelte auf's Blatt!"
Die Formel tönt, das Blatt iſt aufgeſchlagen,
„Coeur-Dame verliert!" ruft Meiſter Nimmerſatt.
Da flammt Paolo's Antlitz, der längſt ſchon ſtets ver-
loren,

Und auf das heut'ge Spiel die letzte Rettung setzt,
Es schwimmt vor seinem Aug', es klingt vor seinen Ohren,
Die Leidenschaft hat ganz ihn aufgehetzt,
Er wirft die Brieftasch' auf den Tisch, den grünen,
Und stöhnt die Worte kaum: „Double oder quitt!"
Der Mann zieht ab die Kart' mit unbewegten Mienen,
Und rufet wie zuvor: „Coeur-Dame verliert zum Dritt!"
Da wird in seinem Busen wach die ganze Meute
Von wilden Leidenschaften mit gewetztem Zahn,
Er setzt sein Gut, sein Haus als letzte Beute,
Und ruft: „Auf Coeur-Dame"! im wilden Fieberwahn.
Und leblos, athemlos steht Alles in der Runde,
Er selbst, erloschnen Blick's, auf's grüne Schlachtfeld stiert,
Und unter ihm erbebt der Tisch, der gleichsam wunde,
Da schlägt es an sein Ohr zum vierten Mal: „Coeur-Dame verliert!"
Nun bricht er aus in eine gellendlaute Lache,
Die Hölle ist es, die aus wunder Brust ihm lacht,
Er stürzt hinaus, ihn faßt der wilde Drache,
Der auftaucht aus des Herzens sternenloser Nacht,
Der Drache, „Selbstmord", mit den Höllenklauen
Reißt ihn hinaus, hinweg zum frevelhaften Eigenmord.
Er stürmet fort, in seiner Hand ist noch zu schauen
Das Bild, das ihn verlockt mit doppelsinn'gem Wort!
Und wie er fortstürmt durch die fast schon öden Gassen,
Hemmt das Zigeunerweib schon wieder seinen Schritt,

„Ha!“ ruft er aus, „jetzt laß dich faſſen,
Du Truggeſpenſt, ſo fahr zur Hölle mit!
Hier, nimm ſie hin, Coeur-Dame, die mich belogen,
Wie dein lügenhaft Orakel mich betrog,
Dies ſüße Antlitz hat mein Glück betrogen,
Weil es, wie dein Wort, ein falſches Glück mir log!“
Da wirft die Maske die Zigeunerhülle nieder,
Und ſteht vor ihm, ein Weib, im ſchönſten Jugendlicht,
In ſüßem Rythmus ſchwellen ihre Glieder,
Und Frühlingsglanz in ihrem Angeſicht,
Und in dem holden Angeſicht erkennt er wieder,
Daß ſeine „Coeur-Dame“ jetzt lebend tritt an's Licht;
Und trunken ſteht er da, in ihren Blick verloren,
Und eine ſüße Wandlung geht durch ſeine Bruſt,
Er fühlt zum neuen Leben ſich geboren,
Des Lebens Inhalt wird nun plötzlich ihm bewußt.
Sie aber tritt heran und ſpricht in ſüßer Milde:
„Ja „Coeur-Dame“ nur beſtimme deines Lebens Glück,
Doch nicht Coeur-Dame im ſchaalen Kartenbilde,
Die gleißneriſch, verführeriſch und voller Tück'!
Nein, Coeur-Dame, die Dame, der im Herzen
Durch Lieb und Sehnſucht großes Weh geſchah,
Die dich geliebt ſchon lange hat im Herzen,
Und dich mit Weh im Laſterſpiel gefangen ſah,
Die dieſes Mittel nicht geſcheut hat, dich zu retten
Aus dieſer Hyder allverderblicher Gewalt,
An dich gebannt durch unnennbare Ketten,

Geſchmiedet in des Liebesgottes Aufenthalt,
Denn Lieb' allein hält des Glückes Bank im Leben,
Der Einſatz iſt das Herz, die Treu' iſt Croupier,
Die Dame, die ein Gott dem Herzen hat gegeben,
Sie iſt das Herzblatt, auf dem des Lebens Summe
ſteh'.
Von dem Moment, wo auf das Herzblatt eines
Mannes
Ein edles Frauenbild ſich magiſch hingemalt,
Iſt er gelöſ't vom Zauber jedes Bannes,
Hat er gemeinem Trieb die Schuld bezahlt,
Er iſt geſchützt vor jedem Anfall böſer Triebe,
Er iſt geſtählt in wilder Leidenſchaften Streit,
Wenn ihm den Scheidebrief das Glück auch ſchriebe,
Er iſt durch Liebesglück auf ewiglich gefeit;
Die Sinne haben ihre Macht an ihm verloren,
Des Zufalls Laune düſtert ſeinen Himmel nicht,
Aus eigner Bruſt hat ſeine Sonnen er beſchworen,
Sein Daſein iſt ein blühendes Gedicht!
Denn Lieb' iſt ſeines Herzensgartens Blüte,
Denn Lieb' iſt ſeines Herzblats reiner Thau,
Denn Liebe wandelt um ihn im Gemüthe,
Wie Sternchen wandeln oben in des Himmels Blau;
Denn Liebe iſt ein Baum voll blühender Gedanken,
Wie Bienen ſchwärmen Träume um ihn her,
Wer unter ſeinem Schatten wohnt, dem ſanken
Vom Liebesbaum Gefühle nieder, honigſchwer;
Darum, wer wahrhaft liebt, der liebt ausſchließlich,

Er liebt das Lieben ſelbſt, ſo wie den Gegenſtand;
Ihm ſcheint keine andre Freude mehr genießlich,
Und keine andre Wonne hat vor ihm Beſtand,
Und wer die Coeur-Dame lebendig hat gewonnen,
Sagt „va banque“ jedem andern Spiel der Sonnen.

Beethoven's Grab.

(Geſprochen von der k. k. Hofſchauſpielerin Mad. Rettich.)

Der Frühling kömmt; vor ſeinem Wagen tanzen
Die Schmetterlinge her,
Mit ihm ein Strahlenwald, wie goldne Lanzen,
Mit ihm ein Blüthendüfte-Meer,
Für ihn, in ſüßen Aſſonanzen
Singt Nachtigall die Zaubermär!
Vor Allem ſchlüpft das Veilchen
Aus ſeinem Winterhaus,
Nach einem Weilchen
Kömmt Schneeglöckchen heraus!

Schneeglöckchen läutet den Frühling ein:
„Wacht auf, wacht auf, es iſt Sonnenſchein,
Macht auf die Fenſter, macht auf die Herzen,
Hinaus mit dem Leid, hinaus mit den Schmerzen,

Du Roſe erwach', du Gräschen ſteh auf,
Ihr Schläfer im Boden, kommt alle herauf,
Ich läute Tag und Nacht,
Bis ſie Alle ſind erwacht,
Bis wach iſt die Quelle, bis Echo iſt wach,
Bis wach iſt die Liebe, bis Sehnſucht iſt wach,
Bis wach ſind die Augen am ſchlafenden Baum,
Bis wach iſt die Knospe, bis wach iſt der Traum.
Ich läute bei Nacht und läute bei Tag,
Bis Leben und Weben im blühenden Hag,
Bis Wälder und Felder im Jugendſchein blühn,
Bis Schmetterlinge gaukelnd im Sonnenſtrahl glühn,
Bis Kinder ſich tummeln auf ſchwellendem Grün;
Bis alle Kelche aufgeſchloſſen,
Bis Thau und Duft in Eins gefloſſen,
Bis zum geheimen Boten werden Blütenſproſſen,
Bis Lied und Lieb, die lieblichen Genoſſen,
Durch Büſche und durch Lauben ſich ergoſſen,
Bis da wird zu des Frühlings Ehr' und Ruhme
Die junge Schöpfung rings zum Heiligthume,
Der Menſch zum Kind, das Wort zum Lied, das Herz
zur Blume."

Jedoch Schneeglöckchen, weiß und rein,
Es läutet nicht blos den Frühling ein,
Es iſt ein Todtenglöcklein auch, es läutet durch's Land
Vom Frühling in dem Chorgewand,
Wie er die Menſchenkinder an ſeiner Hand
Führt ſanft hinab in's Schattenland!

Denn grad' im Frühling, wenn im jungen Leben
Gezweig und Blatt und Blüten beben,
In Glut und Blut die Bäume prangen,
Und Stern und Kern aus Knospen ſprangen,
Und alle Sterblichen hinaus verlangen,
Wo Herz und Sinn und Geiſt gefangen
Von Sonn' und Mond in goldnen Spangen,
Da erſt gehn gar viel Menſchen ein
In den mit Blumen reich geſchmückten Erden-Schrein,
Da vergehn viel Menſchen zumal,
Wie die Blume im Thal,
Wie in Dämmerung der Strahl,
Wie ein Laut in der Fern',
Wie am Morgen der Stern,
Wie ein Liebesruf in den Abendwind,
Wie ein Tröpflein Thau, das am Blatt zerrinnt,
Wie das Sehnſuchtslied der Nachtigall
Austönt und verklingt im Wiederhall!
Glücklich nenn' ich den, der im Frühling der Jahre,
Wann noch roth die Wange, Gold die Haare,
Glatt die Stirne, rein das Auge, das klare,
Eingeht in das Schlafgemach der Bahre,
Der nur bringt die Blume heim, eh' ſie verdüftet,
Der nur ſchlürft den Lebenskelch, eh' er vergiftet,
Der nur hat Liebe, Sehnſucht, Glück und was das Herz
entzückt,
Noch voll Morgenthau, vom Baum gepflückt;
Der nur ſchlürfte aus den Lebenswein
Mit der Blume und dem Aroma von Sonnenſchein;

Der nur ſtirbt mit dem vollen Kranz in der Hand,
Von Erfahrung nicht zerpflückt, vom Gifthauch nicht verbrannt,
Der nur läßt das Leben zurück wie eine Geliebte,
Die ihn ſtets beglückt, ihn niemals betrübte;
Der nur küßt in ſeines Daſeins letzter Stund'
Ungetäuſcht des Lebens roth glühenden Mund;
Der nur trägt zurück aus der irdiſchen Höhle
In den Himmel die reine unſterbliche Seele!

Und ſo im Herzen nun geſtimmt zur ſtillen Rührung
Vertrauet euch im Geiſte an nun meiner Führung,
Und folget mir hinaus in Wehmuthstrauer
Zu eines Kirchhofs friedgeweihter Mauer!
Da in dem Kirchhof iſt ein Grab, ein einfach ſchlichtes,
Beleuchtet von dem Strahl des Mondenlichtes,
Da ruht ein großer Mann in kleinem Raume,
Die Löſung hat er nun vom Lebenstraume,
Die Ahnungen und Wunder, die in Tönemaſſen,
In Rieſenklängen er zurückgelaſſen,
Die wir im Geiſt bewundern, doch nicht faſſen!
Die Nacht allein hält Wacht auf ſeinem Grabe,
Wo Schwermuth lehnt am Blumenſtabe,
Und in dem dunkelblauen Iſisſchleier
Des hohen Himmels hängt zur Seelenfeier
Die Mondesampel mit dem Silberfeuer;
Und wie der Nachtwind durch die Gräberblumen gebt,
Schneeglöckchen auch als Meßner auferſteht,

Und läutet hinein in's Land ſo weit und breit,
Zum Seelenfeſt ſein Todtengeläut! —

Und durch das Dunkel der Mitternacht
Erſcheint ein Götterweib in Strahlenpracht,
In ihren langen, loſen, goldnen Locken flechten
Sich Sterne und Blumen zum ſinnigen Kranz,
Das Pſalter ruht in ihrer ſchönen Rechten,
Ein Strahlengürtel ſchließt die Falte des Gewands.
Aus ihren großen Götteraugen Geiſter ſprühen,
Um ihre ſüßen Lippen Wundermärchen blühen,
Auf ihren warmen Wangen Kinderträume glühen,
Aus ihrem lebensvollen Odem ziehen
Die Geiſter ungeborner Melodieen;
Sie iſt's, die Göttliche, die ihm den Ruhm verlieh,
Sie iſt's, die Fürſtin aller Harmonie,
Die er erkannt, verewigt hat — die Symphonie.
Sie ſtieg herab, die Göttliche, von hoher Sphäre,
Und weint auf ſeinem Grabe eine Zähre,
Und mit ihr weinen alle ihre Kinder:
Die Geiſter der Höhe und der Tiefe nicht minder,
Die Geiſter des Lebens, die Geiſter des Herzens,
Die Geiſter der Freude, die Geiſter des Schmerzens,
Die Geiſter des Scherzes, die Geiſter des Humors,
Die Geiſter der Nacht und des finſtern Todesthors,
Die Geiſter, die da dringen in die Tiefe der Gedanken,
Die Geiſter, die ſich ſchaukeln im Lichte, dem blanken,
Die Geiſter der Ahnung, die Geiſter der heiligen Trauer,
Die Geiſter der Andacht, die Geiſter der Schauer,

Die Geiſter der Natur, die in Räthſelkraft walten,
Die Geiſter der Kunſt, die mit freiem Geiſt ſchalten,
Die Geiſter alle, die empfunden, nicht geſehen
Durch die Symphonie in langen Scharen gehen! —

Und als die Symphonie verklang im Accord,
Erklang das Schneeglöckchen ſofort,
Und läutet hinein in's Land, ſo weit und breit,
Zum Seelenfeſt ſein Todtengeläut!

Da fließt es ſüß einher, ein wunderſames Klingen,
Wie Leierton und ſüßer Stimmen Klang,
Wie Klagetöne aus zerriſſenem Herzen dringen,
Wie Jubelton aus entzücktem Liebesſang,
Wie Harfenton in leiſem Saitenſchwingen,
Wie Sehnſuchtsſeufzer, weich und bang,
Wie Glockenton und treuer Liebe Stimmen
Von ferne her auf Abendlüften ſchwimmen.

Und wie von dieſer Harmonie getragen,
Erſcheint ein edler Schatten zart und leiſ',
Um ihn ertönen treuer Liebe Klagen
Und Lieder zu der Liebe Ruhm und Preis,
Und zu den Kränzen, die am Grabe lagen,
Legt er des Myrthenkranzes grünes Reis,
Und flüſtert leiſe: „Du Meiſter in Verklärung,
Empfange freundlich hier Fidelio's Verehrung."

Und wiederum ertönt zur Mitternachtszeit
Schneeglöckchen zu dem feſtlichen Todtengeläut:

Wer nahet? wer ſchwebet
Hieher in Engelsgeſtalt?
Wie ſich's belebet
In Au und Flur und Wald!
Von Liedern überfüllt
Iſt Luft und Raum,
Ein Liederſtrom quillt
Aus Strauch und Baum!
Was Dichter erſonnen
Von Liebesweh und Wonnen,
Was Wehmuth geſponnen,
Bei Mond und bei Sonnen,
Was liebend entbrannt,
Was Sehnſucht empfand,
Was Herzen bezwang,
Was Herzen errang,
Bald ſelig, bald bang,
Wird Lied und Geſang!

Und von den Liedern rings umgeben
Sieht man ein Weſen lieblich ſchweben,
Von ihrem Antlitz lacht
Des Liedes Zaubermacht,
Um ihre Locken wallen
Geſänge wie von Nachtigallen;
Denn was ſie denkt wird Klang,

Und was ſie fühlt, Geſang,
Und was ſie ſpricht wird Lied,
Und was ſie ſingt, erblüht
Zur Blume für's Gemüth!
So nahet ſie dem ſtillen Grab
Und ſchwingt den Zauberliederſtab,
Und alle Nachtigallen kommen
Zu dem Requiem, dem frommen,
Und Alles, was nur Ton und Stimme hat,
Legt ein Blümlein auf des Grabes Altarblatt,
Das naht von Oſt und Nord, und Süd und Weſt,
Und ſtimmt ein Schmerzlied an zum Seelenfeſt,
Am Grabe aber kniet im Blumengewind,
Gleich in einem Kreis von Morgenröthen,
Des unſterblichen Meiſters ſüßeſtes Kind —
Wer biſt du, ſüßes Bild im ſüßen Liede?
Die Wellen rauſchen, und Nachtigallen flöten:
„Adelaide!“

Darauf verbreitet um den Grabeshügel
Ein Licht ſich und ein Sonnenſchein,
Es rauſcht auf ſeinem unbegrenzten Flügel
Das Himmelskind „Unſterblichkeit“ herein,
Und zu den Kränzen an der Grabesſchwelle
Legt es alſo ſprechend auch die Immortelle:
„Der Frühling, als Kammerherr der Erde,
Mit goldnem Schlüſſel öffnet ihr Gemach,
Er rief dich ab von dieſes Seins Beſchwerde,
Als noch dein Lebensſommer rüſtig, wach,

Damit der Lebenswinter nicht, das Alter,
Durchfröſtle je die Gluten deiner Pſalter;
Denn wer gelebt hat ſiebzig Jahr und länger,
Dem wird's im Herzen immer bang und bänger,
Und Welt und Raum und Daſein wird ihm enger,
Denn ſeinen Herzbaum ſieht er ohne Blätter,
Und Treu' und Lieb' und Glauben, ſeine Jugend-
Götter,
Erſchlug ſo Blitz nach Blitz im Lebenswetter;
Talent und Geiſt und Phantaſie,
Der Tugend Mitgift, der Jugendzeit Magie,
Sieht er entfliehn, von ſich weichen,
Die Strahlen ſeines Ruhms ſieht er erbleichen,
Und der Tod, mit dem Palaſte der vier Bretter,
Kömmt ihm als Freund nun in der Noth, als Retter!
Du aber retteteſt die unſterbliche Krone,
Unangetaſtet aus des Lebens feindlichem Hohne.
An deinem Kranze hängt noch voll die Blume,
Die Welt und Nachwelt dir gepflückt zum Ruhme;
Es leben ewig fort die herrlichen Geſichte,
Die du geſchöpft haſt aus dem ew'gen Lichte;
Du brauchſt ein prunkend Denkmal nimmer,
Das Eitelkeit nur baut zu eignem Schimmer.
Du brauchſt kein Monument, welches die erbauen,
Die ſich ſelbſt nur wollen verewigt ſchauen!
Dein Denkmal ſteht da, wo man liebt das heilig
Schöne,
Wo man empfindet die Göttermacht der Töne,
Wo man im Herzen trägt die herrliche Camöne,

Wo noch ein Herz für Kunſt ſich kann entzücken,
Wo noch die Kunſt wie Lichtſtrahl kann beglücken,
Wo noch ein Ohr iſt, offen zu Geſängen,
Und für das Göttertheil in Feierklängen!
So lange man liebt Kinder, Blumen, Düfte,
Der Liebe Wort, des Lenzes Morgenlüfte,
Des Morgenlandes Märchen, ſüße Träume,
Des Waldes Schauer, erſtes Blühn der Bäume,
Der Räthſel Reiz und der Ahnung halbes Dunkel,
Der Wolken Zug, der Sterne hold Gefunkel,
So lange ein Ton zum Herzen kann ſprechen,
So lange die Thrän' aus dem Auge kann brechen,
So lange ein Herz kann erbeben in Wehmuth,
So lang' es an heil'ger Stätte kann beten in Demuth,
So lange wirſt du leben ohne Schranken
Im Reiche des Fühlens, im Reiche der Gedanken,
So lang' wirſt du ſtrahlen, ein flammend Meteor,
In der erhabenſten Geiſter unſterblichem Chor!"

Der Auswanderer.

(Geſprochen von Fräulein Weißbach.)

Ein Grab liegt da im dunkeln Haine,
Und auf dem Grabe knieet ein Mann;
An ſeiner Seit' das Kind, das kleine,
Das ſieht betrübt den Grabſtein an.
Den Mann verzehrt ein tiefer Kummer,
Weil Gattin und geliebtes Kind
An einem Tag zum ew'gen Schlummer
Hier in das Grab gegangen ſind.
Er weint und betet, und ſpricht leiſe
In's Grab hinab ſein Abſchiedswort;
Er ſchickt ſich an zur weiten Reiſe,
Es treibt ihn fort von dieſem Ort.
Er ſpricht: „Leb' wohl, mein Weib, mein treues,
Mein ſüßes Kind, mein Herz, leb' wohl!
Ich ſuche mir ein Land, ein neues,
Am fernen, fernen Meerespol;
Mein liebend Kind führ' ich von hinnen,

Ich will's erzieh'n im beſſern Land,
Will beſſ're Zukunft ihm gewinnen,
Vom Joche frei und Sklavenband!
Lebt wohl darum, ihr theuern Todten,
Den Todten iſt die Erde leicht,
Doch ſchwerer wird ſie dem geboten,
Der auf ihr in dem Joche keucht!" —
Dann wandert er hinweg, entſchloſſen,
Sein Kind führt er an ſeiner Hand,
Und ſingt verſtimmt, und ſingt verdroſſen
Zurück vom fernen Meeresſtrand:
„Mich treibt es fort von meinem Volke,
Mein Vaterland iſt mir vergällt,
Es liegt wie eine Opferwolke
Vor mir die neue zweite Welt.
Aus Deutſchlands düſtern Waldesräumen
Wo Alles, Alles mich betrog,
Mein Hoffen, Wünſchen und mein Träumen,
Die Sehnſucht mich zur Meerfahrt zog.
Leb' wohl du deutſche Erde,
Leb' deutſcher Boden du denn wohl,
Der Himmel ſprech' ein neues „Werde"
Für mich an einem neuen Pol!
Leb' wohl du ſchönſtes Land der Länder,
Lebt Ströme wohl, wo deutſch man ſpricht,
Rhein, Elbe, Donau, goldne Bänder,
Die um den Leib ein Gott dir flicht;
Leb' wohl du Land der Nixen, Elfen,
Des Rübezahl, der Loreley,

Und könnten Märchen dir nur helfen,
So wärst du groß, und stark und frei! —
Leb' wohl du Land der Herzenstreue,
Du schöne blonde deutsche Frau,
Du Auge, voll von Himmelsbläue,
Du Auge, voll von Himmelsthau!
Leb' wohl du deutsche Liederwelle,
Die sich mit Veilchen sanft bespricht,
Du gleichst so ganz der Wiesenquelle,
Die murmeln kann, doch rauschen nicht.
Leb' wohl du deutsche Eichenkrone,
Galläpfelvoller Eichenast;
Du wirst dem deutschen Geist zum Lohne,
Weil du nicht Frucht, nicht Blüte hast!
Leb' wohl du Land, so traumbefangen,
Vom Schlummer glücklich aufgeglüht,
Ich küsse scheidend dir die Wangen,
Küss' scheidend dir das Augenlid!
Leb' wohl! Es ändert sich die Scene!
Mein Schicksal ruft: zu Meer! zu Meer!
Es pocht das Herz, es fällt die Thräne,
Die Welle streckt die Arme her!
Das Schiff liegt da, ein Sarg aus Brettern,
Für jeden, der von hinnen fährt,
Ich steig' hinein, nach Sturm und Wettern
Verlass' ich scheidend diese Erd'.
Uns beide tragen dunkle Wogen
Zur Ruhestätt' durch Meeresfeld,
Und dort steig' aus des Sarges Bogen

Ich aus in einer beſſern Welt! —
Das Schiff zieht fort mit weißen Schwingen,
Der Sänger in die Wellen ſieht,
Delphine tauchen auf, und ſingen
Den Schiffenden ein Heimathslied:
„Die Heimath iſt, wo andre Herzen
Mit unſrem Herzen eins gemacht,
Mit uns gefühlt bei unſern Schmerzen,
Mit uns geweint, mit uns gelacht,
Mit uns geklagt dieſelbe Klage,
Mit uns geſungen ſelbes Lied,
Gebetet in derſelben Sprache,
Und an demſelben Grab gekniet!
Die Heimath wird nicht da geboten,
Wo unſer Jugendleben lag,
Heimath iſt, wo man ſeine Todten
Beſucht am Allerſeelen-Tag!“ —
So klang das Lied; der Sänger lauſchte,
Im Arme ſein geliebtes Kind.
Das Meer ging hoch, die Welle rauſchte,
Zum Sturme ward der günſt'ge Wind,
Und in den unermeßnen Tiefen
Erwachen Kräfte wunderbar,
Und alle Schrecken, die da ſchliefen
Und alle Geiſter der Gefahr!
Erſt Geflüſter
Hohl und düſter
In den Wogen;
Dann kömmt's lauter

Und vertrauter
Angezogen.
Kleine Wellen, grüne Zwerge,
Werden Rieſen, werden Berge,
Schreiten auf der Waſſerhaide
Geiſterbleich in weißem Kleide,
Schleppend rauſcht ihr Silbermantel,
Und die Windsbraut, die Tarantel,
Nicht im Zaume mehr zu halten,
Stürzt mit wütbenden Gewalten
Aus des Mantels weißen Falten,
Um das Schiff im Nu,
Sonder Raſt und Ruh',
Bei der Wimpel Haare zu ergreifen,
In dem wilden Tanz zu ſchleifen,
Und des Meeres Rieſenorgeln pfeifen
Wild und grell ihr Lied dazu!
Und der Tag verhüllt ſich Aug' und Brauen
Mit der dunklen Wolkenhand,
Aufgethürmte Wellen bauen
Sich den Weg zum Wolkenrand,
Doch zurück in's Meeres Becken,
An das morſche Schiff zu lecken,
Schleudert ſie des Blitzes Brand!
Dieſes treibt, ein Spiel der Wellen,
Treibt auf Wogen wild herum,
Maſt und Segelbaum zerſchellen,
Und der Steuermann ſteht ſtumm.

Und das Kind in ſeinen Armen
Hält der Sänger dicht und feſt,
Und das Kind will nicht erwarmen,
Starr iſt es, und ganz durchnäßt.
Und es weint, und bebt und zittert,
Iſt ſich ſeiner kaum bewußt,
Wie es ſtürmet und gewittert,
Wie der Blitz den Maſt zerſplittert,
Schmiegt ſich's an des Vaters Bruſt.
Seine goldnen Löckchen tropfen
Auf des Vaters bittre Herz,
In dem kleinen Herzchen klopfen
Furcht und Angſt und Heimweh-Schmerz.
„Mutter! Mutter!“ flüſtert's leiſe,
„Möchte meine Mutter ſehn!
Bin ſchon müd' von meiner Reiſe,
Möchte zu der Mutter gehn!“
Und die bleichen Lippen lallen
Einmal noch: „Lieb' Mutter du,“
Und die kleinen Augen fallen
Ihm alsdann auf ewig zu! —
Und der Sturm iſt verflogen,
Und das Meer iſt wieder blau;
Golden ſteigt der Regenbogen
Durch des Himmels prächt'gem Bau,
Und die Schiffer zieh'n von hinnen,
Betend laut ein Dankgebet,
Doch in Schweigen und in Sinnen
Schmerzerſtarrt der Sänger ſteht,

Hält im Arm die kleine Leiche,
Die hinab ſoll in das Meer;
Aus dem dunklen Waſſerreiche
Singen die Delphinen her:
„Die Heimath wird nicht da geboten,
Wo unſer Jugendleben lag,
Heimath iſt, wo man ſeine Todten
Beſucht am Allerſeelen-Tag!“
Und das Kind, nach wenig Stunden
Nimmt man's von des Vaters Seit',
Auf ein Brett wird es gebunden,
Und der Stein iſt ſchon bereit!
Nicht ein Grab wird ihm gegraben
Im geweihten Erdenſchooß,
Nicht ein Kreuzchen ſoll es haben,
Nicht den kleinſten Kranz aus Moos;
Schlafen ſoll es ganz alleine
Auf des Meeres ödem Grund,
Elternauge auch nicht weine
Auf ſein Grab zur frommen Stund'.
Glücklich ſind noch die zu nennen,
Und ihr Schmerz iſt wohlgemuth,
Die den Ort, die Stelle kennen,
Wo ihr Kind im Tode ruht!
Denn ſie können zu ihm ziehen
Noch ſo fern am Wanderſtab,
Können weinend, betend knieen
An dem liebgewordnen Grab,
Können eine Blume brechen,

Als ob das Kind ſie begehr',
Können mit dem Kinde ſprechen,
Gleich, als ob's am Leben wär'.
Können beten, können klagen
An der kleinen Lebensgrott'
Können ſich's zum Troſte ſagen:
„Allhier ruht mein Kind in Gott!"
Dieſen Troſt ſoll er nicht haben,
Unſer Sänger, ſchmerzdurchtränkt,
Denn ſein Kind wird nicht begraben,
Denn ſein Kind wird blos verſenkt!
Schmerzgebeugt, vom Gram zerriſſen,
Starr am Bord der Sänger hält,
Sieht ſchmerzerfüllt die Segel hiſſen,
Sieht ſchmerzerfüllt die neue Welt!
„Die neue Welt!" ihm engt's den Odem,
Die neue Welt, ſein Hoffnungsland,
Mit Schauer tritt er auf den Boden,
Erglüht in ſchönem Sonnenbrand;
Er wandert fort vom lauten Strande,
Er wandert in dem langerſehnten Lande,
Und alle Wünſche nimmt er mit!
Er zieht nach Süden, zieht nach Norden,
Er ſucht ſein Völker-Ideal, —
Da ſtößt er bald auf Sklavenhorden,
Die Füße wund, die Scheitel kahl,
Am langen Seil gekoppelt ihre Leiber,
Verkauft um eine Handvoll Geld,
Gehegt vom wilden Troß der Treiber

Im Sommerbrand, ohn' Dach und Zelt! —
Dann ſetzt in jene Zuckermühlen
Er ſeinen Schritt, beſtürzt und ſtumm,
Ein Heer von ſchwarzen Menſchen wühlen
Geſpenſtergleich die Keſſel um;
Die Peitſche herrſcht auch hier nicht minder,
Man jagt ſie peitſchend in die Fluth,
Mit rothem Blut der ſchwarzen Kinder
Gewinnt man weißen Zuckerhut!
Und fort treibt's ihn mit wilden Blicken,
Er geht, wo freie Ströme ſind,
Er ſieht den Schatz des Land's, Fabriken,
Mit Pferden eingeſpannt das Rind;
Da treibt der Habſucht wilde Hyder
Die Kinder an ſo Tag und Nacht,
Wie Spul' und Rad ſind ihre Glieder
In's Triebwerk peinlich angebracht!
Dann ſucht er heim die reichen Städte,
Wo hoch zu Thron der Mammon ſitzt,
Wo man regiert die goldnen Drähte
Der freien Puppe, ſchön geſchnitzt;
Und Allem, dem er wollt' entrinnen,
Begegnet er hier wieder neu,
Denn von den Giebeln, von den Zinnen
Spricht hier der Egoismus frei!
Und Zwietracht, Hader und Partheiung
Im Leben auch, in Kirch' und Staat,
Zerwürfniß hier, und dort Partheiung,
Und nur die Selbſtſucht ſitzt im Rath.

Und jener Stolz herrſcht hier unſäglich,
Der widerlichſte Stolz der Welt,
Der Stolz, ſo hohl, ſchaal, unerträglich,
Der leerſte Stolz, — der Stolz auf Geld!
Da flieht der Sänger fort vom Lande,
Im Herzen bitterlich zerfleiſcht,
Er kehrt zurück zum deutſchen Lande,
Von neuer Welt gar ſehr getäuſcht!
Er ſagt ſich ſelbſt mit ſüßem Schrecken,
Mit wehmuthsvoller Schauerluſt:
„Willſt du die beſſ're Welt entdecken,
So ſuch' ſie in der eignen Bruſt!
Du ſiehſt ſie nicht, du mußt ſie ahnen,
Sei, wie Columbus, überzeugt!
Dann find'ſt du ſchon die ſichern Bahnen,
Daß ſie vor dir in's Leben ſteigt!"
Es treibt ihn fort vom Inſelvolke,
Die neue Welt iſt ihm vergällt,
Er ſieht wie eine Opferwolke
Vor ſich die deutſche, alte Welt.
Die Küſte naht, ein ſüßer Schauer
Durchrieſelt ſein erſtarrt Gemüth,
Der Heimathshimmel iſt ja blauer,
Die Heimathsroſe ſchöner blüht,
Der Heimathsboden iſt viel weicher,
Das Heimathsleid thut minder weh,
Die Heimathsarmuth iſt doch reicher
Als Reichthum über fernem See!
Und die Delphine wieder ſcherzen

Singend um das Schiff ganz ſacht:
„Die Heimath iſt, wo andre Herzen
Mit uns geweint, mit uns gelacht;
Die Heimath wird nicht da geboten,
Wo unſer Jugendleben lag,
Sie iſt, wo man die theuern Todten
Beſucht am Allerſeelen-Tag!“ —

Die beiden Bettler.

(Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach).

Ich lad' euch ein, beſteigt die leichte Fähre,
Gezimmert von der Dichtkunſt leichter Hand,
Sie trägt euch auf dem Rücken blauer Meere
Gedankenſchnell zum weitentfernten Land.
Ihr braucht zu zagen nicht und nicht zu zittern,
Die Phantaſie lenkt Euere Barke leicht,
Von Stürmen nicht bedroht und Ungewittern
Habt ihr das Ziel der Reiſe ſchon erreicht. —
Wo landet ihr? An einem großen Hafen,
An deſſen ſteingewölbter Rieſenbruſt
Viel tauſend Wimpelſchiffe ruhig ſchlafen,
Des ſichern Fluthenlagers ſich bewußt;
Der Hudſon rauſcht, er ſpricht zu den Fregatten
Die er in alle Weltentheile ſchickt;
Die Halle glänzt, in der Waſhingtons Schatten
Auf ſeines Wirkens ferne Zukunft blickt!
Das iſt die Stadt, aus deren Rieſenlende
Der Gott des Handels in das Weltall ſprang,

Da ſchätzt an Menſchen man allein die Hände,
Die Kraft des Thiers ertheilt hier Glanz und Rang.
Allhier iſt weiß, wer ſich in Gold gebadet,
Und ſchwarz iſt, wen kein Silberlicht erhellt;
Unſterblich iſt, wer viele Schiffe ladet,
Und eine Kirche nur iſt da — das Geld!
Die Kirche füllt ein menſchenfeindlich Düſter,
Die Lampen brennen, aber leuchten nicht,
Der Neid verſieht den Dienſt als Oberprieſter,
Der ſchwarze Geiz die ſtille Meſſe ſpricht;
Der Altar iſt von Stein aus Felſenherzen,
Der Kelch iſt von erpreßten Thränen voll,
Als Altarlichter brennen wilde Schmerzen,
Als Altarbild iſt Habſucht, Haß und Groll;
Nicht zu dem Himmel blickt das Aug' der Beter,
Zur Erde blickt es, in des Goldes Schacht,
Den Reichthum nennen ſie den Gott der Väter,
Den Schöpfer, der aus Goldſtaub ſie gemacht;
Das Gold, ſprach Gott, daß es geboren werde,
Tief in dem Erdenſchooß, in dunkler Nacht,
Drum zieht's den Reichthum immer nur zur Erde,
Zum Vaterland, wo ſeine Wiege lacht.
Ein edler Gold hat Gott in's Sterngewimmel
Als Troſt für Erdenelend ausgeſtreut,
Drum zieht's die Armuth ſtets empor zum Himmel,
Drum iſt der Himmel ihre Erdenfreud'!
Als Gott zur Erde einſt herniederſchickte
Das ungleich gleichgeborne Zwillingspaar,
Den Reichthum, der in Gold geſtickte,

Die Armuth, jedes Erdenſchmuckes bar,
Gab er dem Reichthum einen goldnen Degen
Und einen goldnen Panzer um die Bruſt,
Damit er Raum ſich mach' auf allen Wegen,
In's Herz jedoch nicht dringe Schmerz und Luſt;
Der Armuth aber gab zu Hab' und Lehne
Drei kleine Gaben er vom Himmel mit:
Den Seufzer, das Gebet, die Thräne,
Und ſprach: „Such' Menſchen auf, und ſprich damit!"
Sie gehn durch's Leben feſter ſtets und feſter,
Der Seufzer ſucht ein Echo auf der Erd',
Die Thräne ſucht im andern Aug' die Schweſter,
Und das Gebet, es ſucht ein Herz, das hört!
Und grade auf dem großen Markt der Welten
Gehn die Geſchwiſter fremd an ſich vorbei,
Die Armuth wohnt für ſich in groben Zelten,
Der Reichthum wohnt für ſich im Prachtgebäu'.
Die Stadt des Mammons und der Weltenſchiffe,
In der ſich drängt der Abenteurer Schaar,
Die Glanzpaläſte mit dem goldnen Griffe,
Es ſtellt daſſelbe Trauerſpiel euch dar!
In einer Straße, abſeits vom Gedräng' gelegen,
Zwei Bettler ſitzen, dürftig eingehüllt,
Ein Greis der Eine, ſtreckt die Hand entgegen,
Des Elends und des Irrſinns Ebenbild.
Der Andre iſt noch jung zumal an Jahren,
Jedoch noch ärmer als der Andere fürwahr,
Denn er iſt blind! Den Augenſtern, den klaren,

Hat er ſich ausgeweint im Leidensjahr!
Nicht heimiſch ſind ſie Beide hier im Lande,
Den Greis, den Jüngling trieb's von ferne her;
Der Greis zerriß der Heimath ſüße Bande,
Der Kahn der Hoffnung trieb ihn über's Meer;
Er griff in Haſt zum harten Wanderſtabe,
Vom Wahn der Unzufriedenheit bethört,
Verläßt ſein Haus, ſein Gut, ſein letztes Habe,
Verläßt den väterlich geliebten Herd;
Die Welt, die neue, ſucht er in der Ferne,
Die alte ſtößt von ſich ſein toller Wahn,
Den ſchönern Himmel und die ſchönern Sterne
Zeigt ihm ſein Geiſt jenſeits vom Ocean!
Er kam — er ſah — er litt, er kämpfte bitter
Mit dem Geſchick um eine Handvoll Glück,
Vom Freiheitsbaum bat er um einen Splitter,
Der Vogel in dem Neſt wies ihn zurück!
Ein jeder Tag und jede Tagesſtunde
Zog ſeinem Hoffnungskranz ein Blatt heraus,
Sein Herz ward eine große blut'ge Wunde,
Sein Hoffen und ſein Wünſchen war: „nach Haus!"
„Nach Haus! nach Haus!" Ging all' ſein Thun und Sinnen,
„Nach Haus! nach Haus!" ſo lautete ſein Traum,
Er ſtrebt an Geld nur ſo viel zu gewinnen,
Zurückzulegen Land und Meeresraum.
Zuſammen betteln will er ſich die Summe,
Beherrſcht wird er von dieſem Wunſch allein,

Es brütet in ihm dieſer Wunſch, der ſtumme,
Nimmt all' ſein Trachten und ſein Denken ein,
Zum fixen Brennpunkt wird ihm der Gedanke:
Nur ſo viel Geld, daß er zu reiſen hat!
Doch niemals find't die Summe er, die blanke,
Vom Bettelpfennig ißt er kaum ſich ſatt!
So ſitzt und bettelt er an vierzig Jahre,
Vom einzigen Gedanken nur belebt,
Sein Leib wird krumm, und ſilberweiß die Haare,
Die Wange hohl, die Bettlerſtimme bebt;
Und immer ſitzt er noch und hüthet
Die Pfennige und gibt ſie wieder aus,
Und immer ſitzt er noch und brütet:
„Nur ſo viel Geld": Nach Haus! nach Haus! nach Haus!
Der junge Bettler ſitzt ihm gegenüber,
Er auch verließ ein theures Vaterland,
Auch an ihm ging gehofftes Glück vorüber,
Auch er ſehnt ſich zurück zum Heimathsſtrand,
Und wehmuthsvoll tönt ſeine leiſe Bitte,
Mit welcher er die Hand entgegenhält. —
Da rollt vorüber einſt ein reicher Britte,
Dem grad im Roſenlichte ſcheint die Welt,
Er kömmt jetzt grad vom Feſt des höchſten Glückes,
Sein ſelig Auge glänzt, die Wangen glüh'n,
Und in dem Rauſch des trunknen Augenblickes
Wirft er die Börſ' dem jungen Bettler hin,
Und in der Börſ', der ſtrotzend übervollen,
Nach der der blinde Bettler ſuchend greift,

Erblickt der Greis das Gold und Silberrollen,
Ja, Gold und Silber blitzend aufgehäuft;
Da faßt ſein fixer Wahn ihn an entſetzlich,
„Nach Haus! nach Haus! nach Haus! Da iſt das Geld!“
Und auf den jungen Bettler ſtürzt er plötzlich,
Sein blankes Meſſer in der Hand er hält,
Und wirft ihn hin, und faßt ihn bei der Kehle,
Der, lichtverſagt, ſich wehren kaum noch kann.
Er ringt mit ihm, als gelt' es ſeiner Seele,
Und um den jungen Bettler iſt's gethan.
Schon ſchwingt mit aller Wahnſinnskraft im Bunde
Der Greis das Meſſer hoch mit Wuthgeſchrei:
Da ruft in Noth und Angſt der Todesſtunde
Der junge Bettler: „Himmel ſteh' mir bei bei!“
Und als der Greis vernimmt die deutſchen Worte,
Dem jungen Bettler angſtvoll ausgepreßt,
Wirft er das Meſſer hin zum fernen Orte,
Fällt um den Hals ihm und umſchlingt ihn feſt:
„Du biſt in einem Land mit mir geboren,
Du ſprichſt die Sprach', die meine Mutter ſpricht,
Wo uns ein Landsmann lebt, wird neugeboren
Dem Blinden ſelbſt ſein ſüßes Augenlicht!“
Und weinend ſchließet er in Arm den Blinden,
Sein Sinn wird plötzlich hell und wunderklar,
Den kranken Geiſt fühlt plötzlich er geſunden,
Es wird ihm nun um's Herz ſo wunderbar!
Wer nie im fremden Lande ſtand alleine,
Vom ſüßen Land der Mutterſprach' getrennt,

Wer nie am fernen Meer, im Palmenhaine,
So Lieb' als Haß mit fremden Worten nennt,
Wer nie im fremden Land vor einem Kinde
Gekniet und nicht verſtanden ſeine Bitt',
Wer nie umſonſt in fremden Baumes Rinde
Den Namen ſeiner Herzgeliebten ſchnitt,
Wer nie vor fremdem Ohr ſein Lied geſungen,
In fremdem Land bei Wein und Dämmerlicht,
Wer in der Fremd' das Heimweh nie bezwungen,
Der kennt das bittre Wort „Die Fremde" nicht!
So tauſchten beide Bettler ihre Klagen
In Sehnſucht nach der fernen Heimath aus.
Der Blinde gab das Geld hin ohne Zagen,
Der Alte dient zum Führer ihm nach Haus!
Sie ziehen fort, die Gunſt der Amphitrite
Trägt ſie auf blauen Wogen glücklich fort,
Das Ufer winkt, ſie ſetzen ihre Schritte
Beflügelt hin zum trauten Heimathsort;
Da lachen ferne her die deutſchen Wälder,
Die deutſchen Ströme rauſchen märchenhaft,
Es blinken hell die deutſchen Waizenfelder
Wie blanke Schilde in dem goldnen Saft;
Und plötzlich ſind ſie da im Vaterorte,
Die Muttererd' betritt ihr müder Fuß,
Sie hören wieder ſüße, deutſche Worte,
Sie hören wieder biedern deutſchen Gruß;
Sie ſehen wieder deutſche Sonnen-Auen,
Sie ſehen wieder deutſche Jugendblüth',
Sie ſehen wieder holde deutſche Frauen

Sie athmen wieder ein ein deutich Gemüth,
Sie herzen wieder alte, deutſche Brüder,
Sie fühlen wieder deutſchen Händeſchlag,
Sie hören wieder helle, deutſche Lieder,
Die alſo tönen bei dem Feſtgelag:
„Schön iſt die Heimath, wo ſchallen die Lieder,
Die wir als Kind von der Mutter begehrt,
Schön iſt die Heimath, wo zum Neſt ſtets wieder
Der Storch und die Schlange im Frühlinge kehrt,
Schön iſt die Heimath, wo Laube und Flieder
Unſerer Kindheit Geſtändniß gehört;
Schön iſt die Heimath, wo auf allen Wegen
Vergißmeinnichte uns blühen entgegen!
Schöner noch lachen die Heimathsgefilde,
Wenn man verlaſſen im Irrthum ſie hat,
Wenn ſich gekühlt hat das Feuer, das wilde,
Wenn man zurückkehrt, des Suchens ſchon ſatt,
Wenn uns zurückführt die Liebe, die milde,
Wenn die Vergebung der Herzen find't ſtatt,
Aber am ſchönſten ſtrahlt die Heimathsſtelle,
Wenn die Verſöhnung grüßt an ihrer Schwelle!“

Sieben Zweige.

(Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach.)

Ein Baum ſteht da mit ſieben Zweigen,
Der Baum ſtand ſchon im Paradies,
Der Baum, er war dem Menſchen ganz leibeigen,
Und ging mit ihm, als er's verließ;
Der Baum, er wurzelt feſt nicht wie die andern,
Denn mit dem Menſchen muß er werden, ſtehn und wandern!
Und einen ſolchen Baum mit ſieben Zweigen
Hat Gott für jeden Menſchen hingeſtellt,
In dieſem Baume ruht ſein Lebensreigen,
In dieſen ſieben Zweigen ſeine Welt;
Sind dieſe fort, iſt alles dann vergebens,
Denn dieſer Baum, er iſt „der Baum des Lebens."

Und wie der Menſch nur eintritt in das Leben,
Streckt er die Hand gleich nach dem Baume aus;

„Den erſten Zweig mußt du, o Baum, mir geben,
Denn meine „Wiege“ mach' ich mir daraus.“ —
Des Baumes Seele aus den Zweigen ſpricht:
„Der erſte Zweig, den ſchon der Menſch ſich bricht! —
So geh denn hin und werde „Wiege“
Und werde zweiter Mutterſchooß,
Damit das Kindlein in dir liege,
Wie Blümchen in dem weichen Moos,
Und wieg' das Kind ſo Tag als Nacht,
Und wenn das Kindlein weint und lacht,
Und wenn das Kindlein Zähne macht,
Die Mutter weinend bei dem Kindlein wacht,
Dann wiege es und ſing' ihm Liedlein zu,
Dann wiege es und ſing's in Schlummer und in Ruh':
Leb wohl, o Zweig, der Abſchied wird uns ſchwer,
Wir bleiben ſechs Geſchwiſter jetzt nur mehr.“ —

Das Kind hat geweint, das Kind hat gelacht,
Das Kind hat geſchlummert und Zähne gemacht,
Das Kind es wuchs zum Knaben heran,
Vom Knaben ward es ein Jüngling ſodann,
Da faſſet es ihn, da treibt es ihn fort,
Für ihn gibt's kein Hier, gibt's nur ein Dort,
Sein Herz bekömmt Flügel, es treibt ihn vom Ort;
Da kömmt er zum Lebensbaum mit Haſt und Begier:
„Jetzt gib einen Zweig zum „Wanderſtab“ mir!“ —
Die Seele des Baumes wehmuthsvoll ſpricht:
„Der zweite Zweig, vergiß das nicht!“ —

Zwei Pole hat der Wanderſtab, wohin der Menſch auch wandre,
Der eine ſchaut hinab in's Grab, zum Himmel ſchaut der andre.
Wenn in die Fremd' hinaus man zieht,
Dann grünt der Zweig in den Händen,
Iſt jung der Stab und lacht und blüht
An beiden Ecken und Enden;
Doch je weiter man ihn fortbewegt,
Wird er an Blüthen leerer,
Wenn fremde Erd' er an ſich trägt,
Wird jede Meil' er ſchwerer,
Ihn faſſet nun ein Heimweh an
Nach ſeinem Baum, dem grünen,
Er krümmet ſich vor Sehnſucht dann,
Und kann nicht zum Stab mehr dienen.
Der Wanderſtab zum Jüngling ſpricht:
„Kehr' heim und wandre weiter nicht,
Vom kleinſten Waſſertropfen lerne du,
Der kleine Tropfen auch hat keine Ruh',
Er wandert ruhelos in's kleine Bächlein 'nein,
Dem Bächlein fällt nun auch das Wandern ein,
Es fällt dem Strome in den Lauf hinein;
Der Strom will auch nun Wandrer ſein,
Und wandert in's Meer, waldaus, waldein,
Da fühlt der Tropfen, winzig klein,
Im großen Weltmeer ſich allein;
Es faßt ihn Heimweh an und Sehnſuchtspein;
Er ſteigt als Nebel zur Wolke hinauf,

Die landwärts zieht mit beflügeltem Lauf,
Er zieht mit der Wolke so lang und so weit,
Bis unter ihm liegt das Heimathsgebäud',
Da wird nun dem Tropfen die Sehnsucht zu groß,
Drum bricht er die Wolke und reißet sich los,
Und sinket als Thräne herab in den Heimathsschooß!" —

Der Jüngling kehrt verdüstert heim,
Da reget sich in ihm ein anderer Keim,
Er sucht nach einem Dinge, doch weiß er nicht was,
Bald möchte er dieses, bald möchte er das,
Er sucht ohne Ruhe, er sucht ohne Rast,
Bald dieses bald jenes er wechselnd erfaßt;
Zum Lebensbaum spricht dann seine wilde Begier:
„Jetzt gib einen Zweig zum „Steckenpferd" mir!"
Des Baumes Seele erwidert dumpf und hohl:
„Der dritte Zweig schon, merk' dir's wohl!" —

Wie traurig, daß der Mensch dem Spielwerk weiht
Des Baumes schönsten Zweig, des Lebens schönste Zeit.
Ein Steckenpferd nur ist's, mit dem er buhlt,
Ein Steckenpferd mit Sorg' und Lieb' er schult.
Der Eine hat ein einzig Steckenpferd,
Ihm zum Ritt der Phantasie bescheert,
Der Zweite hat ein zweites, für den schlimmsten Fall,
Der Dritte hat von Steckenpferden einen Stall;
Wie unersättlich ist nicht oft ein Steckenpferd,
Das oft ganz allein Haus und Hof verzehrt,

Das oft ſogar ſolchen Hunger mit ſich bringt,
Daß es für ſich allein die Sorg' für Frau und Kind
verſchlingt! —

Doch endlich naht heran die Manneszeit,
Der Jüngling wirft das Steckenpferd bei Seit';
Ein höh'res Sehnen in der Bruſt erwacht,
Das Herz verlangt ſein Recht mit aller Macht,
Und zum Lebensbaume ſagt er mild und klar:
„Jetzt gib mir einen Zweig zum „Traualtar!"
Des Baumes Seele reicht den Zweig ihm her:
„Der vierte Zweig, nur dreie bleiben mehr!" —

Wie glücklich, wem zum Altar hingezogen
Ein reines Herz, ein keuſch bewahrtes, hat,
Der mit dem Schaume ſinnempörter Wogen
Sein flüchtig Herz nicht füllte überſatt,
Der in den Brautkranz, früh ihm zugeflogen,
Nicht flicht ein halbverwelktes Herzensblatt,
Dem ſich der Liebeszweig zum Ring gebogen,
Zum Trauring einfach, ſchlicht und ſpiegelglatt,
Zum Trauringe, in dem kein Stein je ſchimmre,
Damit kein Stein den Ehepfad verkümmre! —
— Der Himmel hat in jedes Menſchenherz gegoſſen
Von wahrer Liebe einen Tropfen, hell und rein,
Dem Urquell aller Lieb' iſt er entſproſſen,
Sein Strahl, er iſt des Himmels Heimathſchein,
Er fällt in's Herz, das ihm ſich aufgeſchloſſen,
Und wird allda zum ſchönſten Edelſtein.

Dann fällt, demſelben Liebesquell entfloſſen
Ein zweiter Tropfen in ein zweites Herz hinein,
Zuſammen ſtreben dann die beiden Quellgenoſſen,
Wenn ſie in beiden Herzen fühlen ſich allein,
Wenn beide Tropfen dann wie Schweſterthränen
In beiden Herzen zittern, beide Herzen dehnen,
Zuſammen träumen, ahnen, wähnen,
Das iſt der Liebe Weh, der Liebe Sehnen!
Wenn beide Tropfen dann ſich durchgewunden
Durch Erdenſchlamm, durch Erdenſinnenſpiel,
Wenn Tropfen ſich zum Tropfen hat gefunden
So rein und klar, wie er vom Himmel fiel,
Wenn ſie vor Gottes Altar dann bekunden,
Daß Eins ſie bleiben wollen bis an's Ziel,
Dann ſpricht der Himmel: „Dem Herzen Heil und Segen,
Dem Herzen, das, nachdem es ſich verirrte,
In ſeines Lebens vielverſchlungnen Wegen,
Nachdem es ſuchte, ſtrebte, irrte,
Ein züchtig Frauenbild kommt hold entgegen,
Geſchaffen, daß ein Gott den ſchönen Leib ihr gürte!
Heil dem Mann, der ſeinen vollen Kranz kann legen
Dem Weib auf's Haupt zum Kranz der Myrthe!
Denn alles, was der Menſch nur nennet Erdenglück,
Denn alles, was als Blume ſteht im Leben,
Der Roſe Duft, des Reichthums Silberblick,
Der Künſte Kranz, des Zephyrs Lüfteweben,
Des Ruhmes vielbeneidetes Geſchick,
Der Aeolsharfe zauberiſch Erbeben,

Das Lied, gemacht, daß es das Herz bestrick',
Des Tanzes aug'erquickend Elfenschweben,
Das alles reicht im Erdenthal hienieden,
An Herzensglück und Seelenfrieden,
Nicht an das Glück, durch ein treues Weib beschieden! —

Nun heißt's das Leben ernst anzugreifen,
Der Mensch beginnet nach Besitz, Erwerb umher zu schweifen,
In Haus und Schrein will er die Schätze häufen,
Er streckt zum Lebensbaum die Hand nun aus:
„Nun gib einen Zweig zum „Speicher" für mein Haus!" —
Die Seele des Baumes aber spricht dabei:
„Der fünfte Zweig, es bleiben nur noch zwei!" —

Und es erstrebt der Mensch und sammelt ein,
Nichts ist ihm zu schwer, nichts ist ihm zu klein,
Er kennt kein Ich, kein Du, er kennt nur das Mein,
Er bespricht das Feuer, er beschwört den Stein,
Er umarmt das Wasser und liebkos't das Bein,
Und hat er gefüllt so Speicher als Schrein,
So setzt er sich selber hin als Wacht und Wardein,
Im Mißtrauen und Angst und nagender Pein,
Und gönnt sich nicht Speise, noch Labtrunk, noch Wein,
Bis ermatten er fühlt sein müdes Gebein:
Er sehnt sich nach „Ruhe" und ruft ihr „Erscheine!"
Und schleppt zum Lebensbaum ermattet sich schier:
„Gib einen Zweig zum „Ruh- und Sorgenstuhl" mir!" —

Die Seele des Baumes ſpricht: „Du weißt es doch,
Der ſechſte Zweig, es bleibt nur einer noch!“ —

Der Sorgenſtuhl des Menſchen im ſechzigſten Jahr,
Er iſt ihm Wiege, Wanderſtab, Steckenpferd und Altar.
Vergangenheit ſteht hinter ihm im Leichentalar,
Der Baum ſteht entzweigt, der blüthevoll war!
Von allen Kränzen, die Andern er geflochten,
Kein einziger ſein eigenes Haar umflicht,
Von allen Kämpfern, für die er muthig hat gefochten,
Kömmt keiner jetzt, der für und mit ihm ficht,
Von allen frühern Lebensflammen-Dochten
Strahlt bruſterhellend ihm kein einzig Licht,
Die Herzen alle, die einſt für ihn pochten,
Stehen ſtill und pochen nunmehr ſelber nicht! —
Wenn ſo der Menſch iſt lang geſchritten
Durch ſeines Lebens dunklen Corridor,
Wenn jeder Tag ihm eine Blume hat zerſchnitten
Aus ſeines Herzens vollem Blumenflor,
Wenn Salz er ſah in jeden Trunk ſich ſchütten,
Und Gifte träufeln in des Leumunds Ohr,
Wenn er am Heiligſten Verletzung hat erlitten,
Wenn Dolch ihm ward, was er als Strauß erkor,
Wenn, was mit Geiſt und Körper er erſtritten,
Wenn auch das bischen Gut in ſeiner Fehler Mitten
Verhetzt ihm ward von der Verkenner Chor,
Dann erſt tritt ein Genius vor ſeinem Sorgenſtuhle
Und ſpricht: Scheid' nicht im Groll aus dieſer Erden-
ſchule,

Sei undankbar nicht gegen tauſend Liebesgaben,
Die Welt und Menſchen doch für Welt und Menſchen
haben,
Sei undankbar nicht gegen tauſend Liebeszeichen,
Die warme Herzen doch den warmen Herzen reichen,
Sei undankbar nicht gegen Tauſende und Einen,
Die herzempfänglich mit dir lachen, mit dir weinen,
Sei undankbar nicht für Theilnahm' deines Strebens,
Wenn dir ſchon winkt der letzte Zweig des Lebens!" —

Zu dem Baume ſchleppt ſich dann der Menſch im Sil-
berhaar:
„Reich mir den letzten Zweig zur „Krücke" dar!" —
Die Seele aus des Baumes letzten Zweig entflieht,
Der nur als Krücke mit dem Silbergreiſe zieht!
Als Schatten nur des Baumes ſchwankt der Menſch
einher,
In ſeiner Bruſt wird es an Harmonieen leer,
Es ſchweiget der fünf Sinne ſtürmiſches Quintett,
Es ſchweigt der Liebe und des Haſſes Zankduett,
Es ſchweigt der wilden Wünſche großer Chor,
Die Hoffnung trägt kein reizend Solo vor,
Die Leidenſchaften gehen ausgeſpielt nach Haus,
Der Raum wird öd', die Lichter gehen aus,
Das Leben ſchlägt das letzte Notenblatt ſchon um. —
Allein der Menſch, obwohl gebeugt und rückenkrumm,
Er hängt am Leben feſt, ſchleppt an der Krück' ſich
mühesam
Zum Lebensbaum, da ſteht nur noch der — kahle Stamm!

Der ſchwache Greis mit dürren Armen ihn umfaßt:
„Gib friſches Leben, Baum! gib friſchen Zweig und Aſt!“
Und wie den Stamm er umklammert mit knöcherner Hand,
Fällt plötzlich dann der Stamm als „Sarg“ auseinand'!
Vier Bretter und zwei Brettchen, es ſinkt ſtill der Menſch hinein,
Der Sarg ſchließt Menſch und Baum und ſeine Seele ein,
Der Sarg wird in die Erd' gelegt, in kühlen Raum;
Der Sarg blüht aus der Erd' als neuer Lebensbaum,
Denn nur der Menſch vergeht, und nur der Baum verdorrt,
Jedoch der Wald beſteht, die Menſchheit dauert ewig fort.

So wird ſie.

(Geſprochen von Fräul. Boßler.)

Gebt mir die Hand, ihr lieben Herrn und Frauen,
Und folget mir in's Land der Phantaſie,
Durch grüne Thäler, blaue Berge, Sonnen-Auen,
Euch führt das Wunderkind: die Poeſie.
Doch müßt ihr willig euch ihr anvertrauen,
Ihr habt keine beſſre Freundin wohl als ſie!
Was iſt Poeſie? So hör' ich fragen dort und hie,
Wann denn entſteht ſie, wo ward ſie und wie?

Ein Röslein ſtand ganz ungeziert,
Im Knospenmiederchen keuſch eingeſchnürt,
Wie ſich's für junge Röslein ſtets gebührt,
Wie der Blumenengel hielt die ganze Nacht
Beim Röslein wie ein Mutterauge Wacht.
Da kömmt der kecke Knab', der Morgenſtrahl,
Und fällt auf's Röslein, das erſchrickt zumal.

Der Morgenſtrahl, der ruft den Zephyr her,
Ob nicht das Röslein zu bewegen wär'!
Der Zephyr ſagt: „Das hat gut Ding!“
Und ruft dazu den Schmetterling,
Und alle drei, o Herr, erbarme dich,
Sie theilen in dem Röslein ſich.
Der Morgenſtrahl den Thau erſt trinkt,
Der an des Röslein's Wimper blinkt.
Der Zephyr haucht in die Knoſpe 'nein,
Dem Röslein wird ſie dann zu klein,
Es eilt daraus hervorzugehn,
Und als offne Roſe dazuſtehn.
Das war erwünſcht dem Schmetterling,
Der in der offnen Roſe ſich verfing.
Dem Blumenengel wird für's Röslein bang,
Er weiß, ein Schmetterling, der liebt nicht lang,
Er ruft deshalb dem Dornenheer:
„Da pflanzet euch um die Roſe her,
Und kömmt der Schmetterling, der Flügelmann,
So laßt ihn nicht zur Roſ' heran!“

Der Engel ſprach's,
Das Röslein hört's,
Der Schmetterling brach's,
Kein Dörnlein wehrt's.
Der Engel ſchwand,
Der Falter auch,
Die Roſe ſtand
Verblüht am Strauch.

Es weicht und bleicht ihr Wangenſchein,
Es zieht und flieht ihr Duft ſo fein,
Es neigt und beugt das Haupt ganz matt,
Es ſinkt und fällt ihr bleiches Blatt,
Es fällt nach kurzem Lebensloos
Der Mutter Erde in den Schooß.
Und Mutter Erd' ſpricht mildgeſinnt:
„Du bleibſt ja doch mein Herzenskind!
Wenn alle Welt mit Recht dich ſchilt,
Das Mutterherz das richtet mild.
Wenn alle Welt dich hart verdammt,
Bleibt Liebe doch der Mutter Amt;
Denn alle Welt und alle Leut,
Und alle Blumen weit und breit,
Sie trugen dich nicht in Leibeshaft,
Sie ſäugten dich nicht mit ihrem Saft,
Sie hielten dich nicht wurzelfeſt
Bei Sturm und Wind von Oſt und Weſt,
Sie wiſſen's nicht, ſie fühlen's nicht,
Daß Mutterherz ganz anders ſpricht;
Drum ſei dir von der Mutter Erd'
Die Leichenfeier doch beſcheert,
Sie führt dich hin zur letzten Ruh',
Denn Tod und Mutterlieb' deckt Alles zu!" —

Drauf legt ſie die todte Roſe matt
In einen Sarg aus Lotosblatt,
Als Leichentuch dann auf der Bahr'
Ein Lilienblatt wie Silber klar.

Die Bahre trugen vier Roſenſchweſtern dann,
Viole, Maßlieb, Vergißmeinnicht und Enzian,
Als Trauerkerzenträger, Paar und Paar,
Glühwürmchen gingen zur Seit' der Bahr';
Und Glockenblumen, zart und fein,
Die läuteten den Zug dann ein.
Sodann zum innigen Gebet
Das Himmelsſchlüßlein betend geht;
Denn ein Gebet am Schluß vom Erdenlauf
Schließt für die Seel' den Himmel auf! —
Und ganz zuletzt den Grabgeſang
Die Nachtigall dem Röslein ſang:
„Du haſt geſehn nur einen Tag
Du haſt gehört nur eine Klag',
Du haſt geblüht nur eine Stund',
Du haſt geküßt nur einen Mund,
Du haſt gelacht nur ein Moment,
Haſt dann geweint bis an dein End',
Von Reue geknickt fielſt du herab,
Und fieleſt auf dein eigen Grab.
Und wie da war dein Angeſicht
Gewoben einſt aus Schnee und Licht,
Webt Reue jetzt zur Sterbezeit
Aus Schnee und Licht dein Sterbekleid!" —

Der Leichenzug bewegt ſich fort anitzt,
Ein Elfenkind am Wege ſitzt.
Das Elfenkind im Mondenſchein,
Das lugt in einen Spiegel 'nein.

Das Elfenkind im Lichtgewand
Trägt eine Aeolsharfe in der Hand,
Und alles, was es in dem Spiegel ſchaut,
Wird Sang und Klang und Harfenlaut;
Und alles, was vorüberzieht,
Wird Saitenton und Herzenslied.
Und wie der Leichenzug ſich präſentirt,
Das Elfenkind gleich präludirt,
Und Laute quellen aus der Harf',
So ſchmerzlich ſüß, ſo ſchmerzlich ſcharf,
Wie Todesruf, wie Wiederhall,
Wie Tröſterwort, wie Märchenſchall,
Wie Seufzer, die vom fernen Strand
Das Heimweh ſchickt zum Heimathland,
Wie Waldgeräuſch, wenn Sehnſucht wacht,
Wie Glockenton um Mitternacht,
Und wer da hört, was dieſes Kind
Aus Harf' und Spiegel ſingt und ſinnt,
Der lauſcht und lauſcht und weiß es kaum,
Iſt's Märchen, Luftgebild, iſt's Schaum und Traum.
Es ſpielt ihm um das Herz mit Luſt,
Wie kühle Fluth um heiße Bruſt.
Er hört das Wort, die Melodie,
Er folgt dem Flug der Phantaſie,
Und Wehmuth faßt ihn an wie nie,
Er hört und lauſcht und fragt: Wohin und was und wie?
Seht ihr, lieben Leut', ſo wird die Poeſie.

Der Kinder Engel.

(Vorgetragen von Fräul. Seebach.)

Es ſaß auf ſeinem Thron der Herr der Welten,
Und um ihn rings der Engel lichte Schaar,
Die Sterne ausgeſpannt, gleich goldnen Zelten,
Im blauen Himmelsfelde wunderklar,
Und jedem Engel aus dem hohen Kreiſe
Gab er Befehl zu ſeiner Erdenreiſe.

Denn jedem Menſchen einen eignen Engel
Der Schöpfer zum Geleit bienieden gab,
Der ſteht bei ihm mit ſeinem Lotos-Stengel,
An Wiege, Gängelband, Altar und Grab,
Und wenn ſein Leib gelegt wird in die Bahre,
Trägt ſeinen Geiſt der Engel hin in's Klare.

Der Blinde, der am Quell des Lichts verſchmachtet,
Hat ſeinen Engel, der ihn führt und lenkt,
Die Außenwelt allein iſt ihm umnachtet,
Weil ihm ſein Engel inn're Lichter ſchenkt;
Der Engel küßt die hohlen Augenlider,
Und in der Bruſt ſieht Licht der Blinde wieder.

Und einen Engel haben auch die Kranken,
Die arm, allein, von keiner Hand gepflegt,
Der Engel labet ſie mit Troſtgedanken,
Geneſungsſchein in ihre Bruſt er legt;
Der Engel küßt die fieberheißen Wangen,
Und Träume halten kühlend ſie umfangen.

Und ihren Engel haben, die da ſchreiten
Nachtwandelnd, ſchlafend, über Haus und Dach,
Ihr Engel wandelt unſichtbar zur Seiten,
Bis Aug' und Leib und Seel' iſt wieder wach;
Und wenn ein Schrei Gefahren könnte bringen,
Läßt ihn der Engel an ihr Ohr nicht dringen.

Den Engel hat auch der zum Tod Verdammte,
Der ſühnend zu der Richteſtätte geht,
Der Engel ſpricht in ſeinem Tröſteramte
In's Herz ihm dann ein heiliges Gebet;
Er läßt ſein inn'res Aug' das Urlicht finden,
Wenn ſie das ird'ſche Auge ihm verbinden.

Jedoch aus allen Engeln iſt wohl keiner
Von Gott mit ſolcher Vollmacht ausgeſchickt,
Kein Engel iſt erhabener und reiner,
Kein Engel iſt mit ſolchem Licht geſtickt,
Als der, den Gott geſchickt hat auf die Erde,
Daß er des Lebens Kinderengel werde.

Der Himmel hat den Engel ausgerüſtet
Mit Allem, was ein Kinderherz begehrt,
Mit Allem, was ein Kinderherz gelüſtet,
Mit Allem, was dem Kinderleben werth:
Mit Weihnachtsbäumen, reich an Goldgefiedern,
Mit Sternen, Blumen und mit Wiegenliedern.

Der Engel kam herab auf weißen Schwingen,
Und weilt, wo er ein Kind alleine ſieht,
Er lehrt die Kinder lallen, beten, ſingen,
An ihrem Kinderwägelchen er zieht,
Er miſcht ſich in ihr Spiel voll Gnad' und Güte,
Daß er im Fall vor Schaden ſie behütbe.

Und wo ein Kind ſteht elternlos, alleine,
Und wo ein Kind nicht Vater, Mutter hat,
Und wo ein Kind nicht weiß, zu wem es weine,
Und wo ein Kind iſt bleich und ſiech und matt,
Und wo ein Kind verzehren will ganz einſam,
Vereint der Engel rettend ſie gemeinſam.

Dann wenn der Engel hat vereint die Kinder,
Sucht er die edlen Herzen auf zur Stund',
Wer Herzen ſucht, iſt auch ein Herzenfinder,
Des Menſchen Herz iſt gut im Herzensgrund;
Der Kinder Engel klopfet an mit Schmerzen,
Und „nur Herein!" ertönt's aus allen Herzen.

An jeder Herzer[illegible] der Engel ſammelt,
Wo eine Mutter ie ein Kind gewiegt,
Wo nur ein Kind das Wörtchen „Mutter“ ſtammelt,
Wo nur ein Kind ſich an den Vater ſchmiegt;
Mit Gaben reich kehrt er zur Kinder-Scene,
Denn wer gar nichts hat, gab doch eine Thräne.

Die Kinder aber brauchen mehr als Gaben,
Sie brauchen Liebe, Liebe, Lieb' allein,
Sie wollen Sorgfalt, zarte Pflege haben,
Des Auges und des Herzens Sonnenſchein,
Sie wollen, wie die Knospen zarter Roſen,
Gewieget ſein von Schmeichelwort und Koſen!

Und dankbar, ſo für Lieb' als für Geſchenke,
Weilt jetzt der Engel in dem Kinderreich,
Den Schöpfer bittend, daß er ſegnend lenke
Sein Götterauge huldvoll jetzt zu euch:
Er ſprach: „die Kleinen laſſet zu mir kommen!“
Doch ihr ſeid zu den Kleinen ſelbſt gekommen!

Die Beleuchtung des Himmels.

(Gesprochen von Madame Mittel-Weißbach.)

Als Gott mit seinem großen Schöpfer-„Werde"
Das Chaos aus dem Nichts hervorgebracht,
Und aus dem Nichts den Himmel und die Erde,
War Alles noch umhüllt mit finstrer Nacht.
Nicht Blatt und Blume war herausgebrochen,
Juwel und Steine blitzten strahlend nicht;
Bis Gott das höchste Schöpferwort gesprochen,
Das Offenbarungswort: „Es werde Licht!" —
Es ist das Licht des Daseins weiße Rose,
Die an der Brust der ganzen Schöpfung steckt,
Sie ist so rein, so makellos, so dornenlose,
Ihr Blatt ist lilienrein und unbefleckt,
Es ist das Licht die Muttermilch der Seele,
An der sie stark an Geist und Sinn sich trinkt,
Es ist das Licht die Thräne im Juwele,
Die freudeblitzend durch das Weltall dringt,
Es ist das Licht das Wiegenband der Geister,

Die aus dem Grubenſchacht des Geiſtes tief
Der unnennbare Herr, der unſichtbare Meiſter,
Zu Herr'n der Welt in's dunkle Leben rief.
Es iſt das Licht der Stammbaum der Gedanken,
Es hängt ſo Blüth' als Frucht an ſeinem weißen Aſt,
Die Zweige biegen ſich, die Aeſte ſchwanken
Ob ihrer gottgefüllten Geiſteslaſt,
Und nicht vom Baum des Lichts ward es geſprochen:
Du ſollſt nicht pflücken ſeine reizend ſüße Frucht,
Das Licht, es fällt herab, das Licht wird nicht gebrochen,
Und wem das Licht beſtimmt, dem kömmt es ungeſucht. —
Und weil das Licht mit ſeinem Wunderſcheine
Das Höchſte iſt, was Gott der Welt gewährt,
Drum hat er auch zum wundervollen Schreine,
Für dieſes Licht ein Kleinod uns beſcheert:
Es iſt das Aug', die kleine Wunderſchale,
Mit ſeidnem Deckel zart und ſanft bedeckt,
Da wohnt das Licht mit ſeinem ſüßen Strahle,
Da wohnt es ſicher, heilig, unbefleckt,
Und mit dem Lichte zogen alle ſchönen Triebe
Der höhern Welt in's Menſchenauge ein.
Und weil im Aug' wohnt Licht, wohnt auch die Liebe,
Und weil im Aug' wohnt Licht, iſt auch ein Stern ſein,
Und weil im Aug' iſt Licht, iſt auch im Aug' die Klarheit,
Die wiederſtrahlt das eingeſogne Bild,

Und weil im Aug' iſt Licht, iſt auch im Aug' die Wahrheit,
Die in dem offnen Blick als Schrift und Siegel gilt,
Und weil im Aug' iſt Licht, iſt auch im Aug' die Scene
Vom ſchönſten Schauſpiel, das je ein Aug' geſehn,
Denn weil im Aug' iſt Licht, iſt auch im Aug' die Thräne,
In welcher Gluth und Fluth vom reinſten Himmel ſtehn.
Und weil die Strahlen des Lichtes, des ſüßen,
So lieblich uns füllen das Aug' und die Bruſt,
Drum iſt das Licht erkoren zu empfangen und zu grüßen,
Bei jeder Freude und bei jeder Herzensluſt.
Wo man ſich freut, wird das Licht mit ſeinen Farben
Geboten als des Feſtes allerhöchſter Glanz.
Es binden ſich des Lichtes Strahlengarben
Mit Sinn und Lieblichkeit zum Feuerglanz.
Wenn Abends ſpät der Tag nach ſeiner Segensreiſe
Beſchließt der Wanderung folgenreichen Lauf,
Dann ſteckt der Himmel auch in froher Feſtesweiſe,
Beleuchtend ſeine Sternenkerzen alle auf,
Und an der großen blauen Triumphpforte
Entbrennen Candelaber ſonder Zahl und End',
Sie ſagen mehr als Sinnſpruch, Vers und Worte,
Deviſen, Bilderkram und Transparent.
Und wenn der Tag den Umlauf hat beendet,
Stunden ſeines Reichs mit Segen ausgefüllt,

Wenn er den Blick ſodann im Geiſt nach oben wendet,
Wird die Beleuchtung Gottes ſymboliſch ihm enthüllt.
In hellen Strahlen und in reinen Flammen
Erglühn als Inſchrift und als Huldigung
Die Sternenbilder alle dort zuſammen,
In ſinniger und paſſender Vereinigung.
Der Adler erſt! Es leuchtet ſein Gefieder,
Er ſpreizt die Schwingen aus zum hohen Flug,
Es iſt der Aar, der ſonnennahbar wieder,
Der ſeinen Weg zum höchſten Aether trug,
Der Adler iſt's, der ſtark hervorgegangen
Aus einer Zeit, die raſend war und blind und taub,
Denn für den Adler gibt es keine Schlangen,
Und für die Sonnenbahn gibt's keinen Staub.
Der Löwe dann, mit ſeiner Strahlenmähne,
Das Feuerauge auf die Erde ausgeſpannt,
Voll Großmuth bald vergeſſend das Geſcheh'ne,
Geht er mit Liebesſchritten durch ſein weites Land.
Die Zwillinge ihr Farbenſpiel auch bringen,
Mit Doppelſtrahlen iſt ihr ſchönes Bild umlaubt;
Wie ſchön iſt's, wenn Kraft und Milde ſich umſchlingen,
Als Zwillingsſtrahl für ein gekröntes Haupt!
Da ſtrahlt ein Sternbild hoch, es iſt der Becher,
Gefüllt mit Dankesthränen iſt er ganz allein.
Mit Rührung hebt ihn hoch empor der Zecher:
„Hoch leb' der Winzer, der gepreßt hat ſolchen Wein!“
Die Wage glüht, es brennen die Gewichte,
Die Schalen ſchwanken, die Zunge bebt,
Doch Gnade ſitzt verzeihend zu Gerichte,

Die Schale der Erbarmung ſiegend abwärts ſchwebt,
Die Leier auch ſieht man ihr Licht verbreiten,
Sie ſtrahlt im eignen Glanz, er geht von ihr nur aus,
Ein unſichtbarer Finger greift in ihre Saiten,
Und lockt des Liedes vollſten Ton heraus.
Denn Saiten hat nicht blos allein der Bogen,
Die Leier hat auch ihre Saitenſchnur,
Von jener kömmt der Pfeil in's Herz geflogen,
Von dieſem kömmt der Balſam für des Pfades Spur.
Ein Sternbild aber glüht im Glanz wie immer,
In niegeſeh'nen Strahlen ſteht es wunderbar,
Die Jungfrau iſt's, ſie blüht im Wunderſchimmer,
Ein Diadem ſchmückt ihr golden blitzend Haar,
Ihr' hohe Stirne ſtrahlt, als ob Aurore
Mit ihrem erſten Morgenlächeln ſie begrüßt,
Die Augen glänzen ihr wie Meteore,
Die Wangen glühen, wie von Eos wach geküßt.
Wollt ihr den Erdennamen dieſer Jungfrau kennen?
Sie heißt: „Verſöhnung"! Welch' edle Seele kennt ſie nicht?
So lange Sterne ſtehn, ſo lange Sonnen brennen,
So lange ſteht ſie vor uns da im Himmelslicht.
Das Menſchenherz iſt räthſelhaft gebunden,
Mit vielen Blättern iſt ſein wunderbares Buch,
Geſchrieben iſt's mit lichten und mit ſchwarzen Stunden,
Geſchrieben iſt's mit Segen und mit Fluch.
Es haben in ihm Engel und Dämonen
Sich eingezeichnet ſonder Rang und Wahl,
Mit goldnen Sprüchen, die im Lichte wohnen,

Mit böſen Zeilen aus dem Reich der Qual.
Was ſich zum Guten, was ſich zum Böſen eignet,
Was uns zum Himmel, was uns zur Hölle ſchickt,
Sie haben auf die Herzensblätter ſich gezeichnet,
Sie haben auf die Herzensblätter ſich geſtickt.
Und wie der Sturm der Bruſt in dieſem Buche blättert,
Schlägt er die Blätter wild und tobend hin und her,
Bald iſt das Herz voll Himmel, bald iſt das Herz entgöttert,
Bald iſt's vom Böſen voll, bald iſt's vom Böſen leer!
Doch hat des Himmels ewig milde Waltung,
Doch hat der weiſe Lenker dieſer Wunderwelt
Das Menſchenherz und ſeine freie Schaltung
Dem Menſchen ſelber hier anheim geſtellt,
Daß ſelber er ſei Herr und Zaubermeiſter
Von ſeines Herzens dunklem Zauberbuch,
Daß er zu bannen wiſſ' die finſtern Geiſter,
Daß er den Geiſt des Lichts zu halten ſuch',
Daß mit den ſchönſten Sprüchen er die Seiten ziere,
Mit Wunderſprüchen zart und mild und wunderſam,
Daß er die Runenſchrift des Böſen ausradire,
Und ſchaffe fort des Dämons blut'ges Monogramm,
Denn böſe Triebe ſind nur ungebet'ne Gäſte
Im Herzen, das von Gott geſchaffen hell und rein,
Sie ſind die Störer nur bei jedem Liebesfeſte,
Sie ſchleichen durch die unbewachte Bruſt ſich ein.
Zum Guten iſt das Herz des Menſchen auserkoren,

Kömmt rein und licht und weiß aus Gottes Schöpfer-
hand,
Als Neger wird kein Menſchenherz geboren,
Die Lebensſonne nur hat oft es ſchwarz gebrannt!
Denn Liebe ſteht im goldnen Herzensbuche
Als Anfangsbuchſtab groß und ſchön gemalt,
Auf welchem Blatt man auch zu leſen ſuche,
Der Buchſtab iſt es, der am hellſten ſtrahlt!
Der Glaube dann, der Wittwenſitz der Seele,
Wenn ſich ſein letztes Glück zu Grab gelegt,
Die Hoffnung dann, des Lebens holde Philomele,
Die grad' in finſtrer Stund' die ſchönſten Lieder
ſchlägt.
Das Mitleid auch, des Herzens Trauerweide,
Die an dem Bach der Thränen ſinnend ſteht,
Das Haar gelöſ't von Gram und ſtillem Leide,
Aus deren Zweigen Troſt und ſtille Wehmuth weht!
Doch die Verſöhnung bleibt die himmliſchſte Deviſe,
Die Gott auf's Herzblatt jedem Menſchen ſchrieb,
Sie war's, die auf der Flucht vom Paradieſe
Als Heimathsſchein des Himmels bei ihm blieb.
Drum in des Himmels göttlicher Beleuchtung
Die Jungfrau ſtrahlt als der Verſöhnung reines
Bild,
Ihr Auge ſchwimmt im Glanz der lieblichſten Be-
leuchtung,
Im Glanz der Thräne, die ſo rührend niederquillt.
Verſöhnung iſt der Stern, den Engel angezündet,
Wenn ſtill der Genius der Menſchheit heimkehrt,

Nach ſeiner Götterſendung fröhlich dann verkündet,
Daß er dem Irrenden Verzeihung hat gewährt.
Und alle andern Stern' in hoher Freude beben
Und ſchließen um die Jungfrau einen Strahlenkreis,
Und ihre lichtgeſtickte Inſchrift heißt: Vergeben
Iſt aller Herzen, aller Kronen allerhöchſter Preis!

Die beiden Roſen.

Ein Frühlingsmärchen.

(Geſprochen von der k. k. Hofſchauſpielerin Mad. Rettich.)

Wer den Menſchen will erzählen,
Was des Menſchen Herz begehrt,
Muß zum Stoff des Liedes wählen,
Was des Menſchen Herz entbehrt;
Und er ſing' von Dieſem, Jenem,
Was dem Menſchenherzen fehlt,
Was von Wünſchen, was von Sehnen
Unerfüllt das Herz beſeelt;
Denn was Herz beſitzt als eigen,
Das verlangt's vom Liede nicht,
Im Gedichte ſoll ſich zeigen,
Was der Wirklichkeit gebricht.
Dem Gefangnen ſing' man Lieder
Von der goldnen Freiheit vor,
Von der Vögel Fluggefieder,
Von der Wolken Wanderchor,

Von den Sternen, frei im Raume,
Von dem Lichtſtrahl, frei im Kreis,
Von den Blättern, frei vom Baume,
Von dem Strome, frei von Eis,
Von dem Blitzſtrahl, frei in Wettern,
Von dem freien Kugelblei,
Vom Gedanken, der in Lettern
Durch das Weltall wandert frei!
Wie von Freiheit dem Gefangnen,
So dem Blinden ſing' vom Licht,
Von der Sonn', der aufgegangnen,
Von der Schönheit Angeſicht,
Von dem Schmelz der Flur und Auen,
Von des Himmels Azurblau,
Von dem Wunderaug' der Frauen,
Von der Tanne ſchlankem Bau,
Von des Regenbogens Farben,
Wie das Auge es erfriſcht,
Wenn in's Silber reifer Garben
Das Kornblümchen blau ſich miſcht!
Wie dem Blinden von dem Lichte,
Sing' von Jugend man dem Greis!
Sing' dem Greis man im Gedichte
Von der Kindheit goldnem Preis,
Von den Märchen, die wir ſogen
Von der Mutter theurem Mund,
Von dem erſten Pfeil und Bogen,
Von dem erſten Kinderbund,
Von der Chriſtnacht goldnen Wonnen,

Von dem lichtervollen Baum,
Von dem erſten Preis, gewonnen
In der Kinderſchule Raum!
So auch ſing' man dem Verbannten
Von dem theuern Heimathsland,
Von des grünen Hügels Kanten,
Wo ſein Vaterhäuschen ſtand,
Von dem Bächlein, das ſo ſonnig
Sich durch's Heimathsdörfchen ſchlang,
Von der Sprache, die ſo wonnig
Aus verwandten Lippen klang,
Von Geburts- und Feſttagskränzen,
Für die Eltern froh gepflückt,
Von den Liedern, von den Tänzen,
Die daheim ihn oft entzückt.
Und in Herbſt- und Winterſtunden
Singe man ein Frühlingslied,
Von den Blüthen, die verſchwunden,
Von den Blumen, die verblüht,
Von dem erſten Märzenveilchen,
Das, im blauen Heroldskleid,
Kündet, daß in einem Weilchen
Alle Blumen ſtehn bereit.
Von dem erſten blauen Flieder,
Der am Heckenwege hängt,
Von dem erſten grünen Mieder,
Das die rothe Roſe ſprengt!
Drum weil jetzt, in Silberhärchen,
Winter kömmt mit grauem Haupt,

Sei mir heut ein Frühlingsmärchen
Zu erzählen euch erlaubt.
Kleines Märchen, ausgeſonnen
In der Dämm'rung am Kamin,
Aus den Funken nur geſponnen,
Die in's dunkle Zimmer ſprühn!
Wollt ihr hören wohl mein Märchen,
Deſſen Kleid iſt Licht und Schaum,
Deſſen Stoff ein Roſenpärchen,
Deſſen Sinn iſt Duft und Traum?
Geb' ich euch's zum Eigenthume
Bis der wahre Frühling glüht,
Nehmt es an als Winterblume,
Die aus Eis am Fenſter blüht
Kann die Blume euch nicht bleiben,
Und verzehrt der Tag ihr Blatt,
Segne doch die naſſen Scheiben,
Daß auch Täuſchung Thränen hat! —

In des Gartens lichten Räumen
Steht ein voller Roſenſtrauch,
Knospen, die von Roſen träumen,
Schlummern bei des Weſtes Hauch;

Nur zwei Knospen ſich entfalten,
Oeffnen halb die grüne Thür,
Aus den kleinen Blätterſpalten
Schlüpft ein Roſenpaar herfür;

Von dem Geſtern bis zum Heute
Wurden ſie zum Leben wach,
Schlüpfen, wie die jungen Bräute,
Aus ſmaragdenem Gemach!

Weil ſie ihre Knospen offen
Fanden in derſelben Nacht,
Weil, von einem Strahl getroffen,
Sie zuſammen ſind erwacht;

Weil des einen Stengels Schwanken
Beide Roſen gleich bewegt,
Sind von einem Liebgedanken
Beide Roſen angeregt.

Und ſie ſchwören Lieb' und Treue
Sich beim frohen Morgenroth,
Wie ſie Schickſal auch entzweie,
Lieb' und Treue bis in Tod!

Und den Dichter, der im Schweigen
Sinnend wandelt grad' vorbei,
Rufen dann ſie an zum Zeugen,
Daß ihr Bund auch heilig ſei!

Und der Dichter wandelt weiter,
Sinnend ob dem Wunderfall,
Und die Roſen plaudern heiter
Mit der Freundin Nachtigall! —

Höher ſteigt des Tages Wagen,
Leben wird im Garten laut,
Wie vom Weſtwind ſanft getragen,
Naht ſich eine ſchöne Braut.

Und ſie ſieht die Roſen prangen,
Erſtlingsroſen ſüß an Licht,
Und mit lüſternem Verlangen
Sie die eine Roſe bricht;

Denn beim heut'gen Abendballe,
Zu der Frühlingsfeier Luſt,
Soll ſie in der Lichterhalle
Duftend ſchmücken ihre Bruſt. —

Einſam an dem Stengel, ſchweigend
Bleibt die zweite Roſ' allein
Und, ihr Haupt zur Erde neigend,
Hüllt ſie ſich in Wehmuth ein.

Bald darauf, zur Mittagsſtunde,
Kömmt der Gärtner ſelbſt herbei,
Sucht nach Roſen in der Runde,
Die ihm zu Verkaufe frei.

Und er bricht die zweite Roſe,
Die ein Jüngling an ſich nimmt,
Der ſie zu demſelben Looſe,
Doch für ſich zum Ball beſtimmt. —

Haus und Saal und Feſteshalle
Prangen in der Lampen Schein,
Schmetternd laut im Paukenſchalle
Tönt Muſik berauſchend drein.

Holde Frauen, Prachtgewänder,
Gruß und Blick und Schmeichelwort,
Kränze, Blumen, Fächer, Bänder,
Flüſtern, rauſchen hier und dort;

In den Saal, mit ſüßem Scherzen,
Führt der Bräutigam die Braut,
Halberblüht an ihrem Herzen
Man die eine Roſe ſchaut.

Und ein Suchen und ein Irren,
Und ein Sehnen ohne Ziel,
Ein Vergeſſen, ein Verwirren
Treibt mit ihr ein ſeltſam Spiel!

Ihre Blicke ſuchen, fragen,
Doch ihr Aug' weiß ſelbſt nicht was,
Und ſie fühlt's im Buſen ſchlagen,
Doch ihr Herz frägt: „was iſt das?“

In der nämlichen Minute
Tritt ein Jüngling in den Saal,
Und an ſeinem Herzen ruhte
Jene Roſe ſeiner Wahl.

Und ein Suchen und ein Irren,
Und ein Sehnen ohne Ziel,
Ein Vergeſſen, ein Verwirren
Treibt mit ihm ein ſeltſam Spiel!

Denn die beiden Roſen halten
Jenen Schwur, den ſie gethan,
Ziehen durch ein magiſch Walten
Wunderſam ſich ewig an.

Alle Freuden, alle Schmerzen,
Liebesmacht und Leidenſchaft
Theilen ſie den beiden Herzen
Zaub'riſch mit in Wunderkraft.

Und geführt von höhern Mächten,
Von des Roſenbunds Magie,
Finden Beide ſich und flechten
Schnell das Band der Sympathie.

Unter Flüſtern, unter Koſen,
Zwiſchen lärmendem Gebrauſ'
Tauſchen ſie die beiden Roſen
Zwiſchen ſüßen Worten aus!

Und die Braut ſpricht: „Einem Andern
Bin ich ſchuldig Treu' und Pflicht,
Und in dieſem Erdenwandern
Brech' ich mein Verſprechen nicht.

Doch für Jenſeits frei der Bande
Bin ich dein ſchon anderwärts,
Und zum treuen Unterpfande
Nimm die Roſe, nimm das Herz!“

Noch beim Scheiden ſie geloben,
Auf dem Sarg, nach ihrem Tod,
Lieg' die theure Roſe oben,
Noch im Tode ihr Kleinod!

Wie ſie leiſe flüſternd gingen
Trennten ſie auch leiſe ſich,
Doch des Argwohns Augen hingen
Feſt an ihnen, fürchterlich.

Eiferſucht hat tauſend Ohren,
Tauſend Augen, ſcharf und fein,
Und zu tauſend Thüren, Thoren,
Geht ſie raſtlos aus und ein.

Sie iſt hier und ſie iſt dorten,
Dem Verdachte folgt ſie knapp,
Selbſt dem Wiederhall von Worten
Preßt ſie ein Geſtändniß ab!

Als der Jüngling kaum verlaſſen
Hat den Saal in ſpäter Nacht,
Fühlt er plötzlich ſich erfaſſen,
Sich ergreifen voller Macht.

Ihm gefolgt, mit wildem Wüthen,
War der Bräutigam sofort,
Einen Kampf ihm anzubieten
Am entlegnen fernen Ort!

Wuthentbrannt und wild verwegen
Stachelt er des Jünglings Muth,
Bis er zieht den blanken Degen,
Bis er theilt den Durst nach Blut;

Bis er hinsinkt, schwer getroffen,
Tödtlich war der Stich und schnell
Aus der Wunde, klaffend offen,
Schießt hervor ein rother Quell.

Daß es ist die letzte Stunde,
Fühlt im Herzen er die Spur;
Doch er greift nicht nach der Wunde,
Nach der Rose greift er nur!

Blut'ger Zeuge, meinem Ende
Sei ein Schattenbote du,
Rose, deinen Geist jetzt sende
Ihr, der Vielgeliebten, zu;

Sag' ihr, daß im Tode muthig
Ich das Liebgeheimniß barg,
Daß die Rose selber blutig
Bald nun liegt auf meinem Sarg;

Daß ich ihrer werde warten,
Wo zu lieben mir vergönnt,
Wo in Edens großem Garten
Roſen, Herzen Niemand trennt! —

Nacht entflieht und Nacht kehrt wieder,
Und die Braut mit holder Hand
Hüllt die zartgeformten Glieder
In ein weißes Schlafgewand;

Doch wie ſie in Sehnſuchtstrauer
Von der Bruſt die Roſe nimmt,
Fühlt ſie plötzlich einen Schauer,
Und ein Ahnen unbeſtimmt;

Kann ſich von der Roſ' nicht trennen,
Drückt ſie feſt an Herz und Mund,
Und die Roſe ſcheint zu brennen,
Daß die Lippen ihr faſt wund.

Aus des Kelches Blättertiefe
Scheint's zu klingen dumpf und hohl,
Gleich als ob's im Sterben riefe:
„Vielgeliebte, lebe wohl!“

Und es faßt ein banges Ahnen
Sie im Herzen innig tief,
Und die Roſe ſcheint's zu ahnen,
Daß ihr Eid ſie mahnend rief!

Und gewaltſam fortgezogen,
Ihre Roſe in der Hand,
Zieht die Holde, leicht umflogen
Von dem luftigen Gewand,

Durch des Hauſes ſtille Räume,
Durch die Straßen, durch den Ort,
Durch die Thore, durch die Bäume,
Durch die Fluren ſetzt ſie fort;

In der Hand die Roſe immer,
Zieht ſie fort geheime Macht,
Bis ein ferner Fackelſchimmer
Funkelt durch die ſchwarze Nacht;

Denn mit leiſen Trauerſchritten
Naht ein langer Leichenzug;
Und ein Sarg in ſeiner Mitten,
Den die Hand der Freunde trug.

In dem Friedhof angekommen,
Setzen ſie den Sarg dann ab,
Beim Gebet, beim herzensfrommen,
Oeffnen ſie das tiefe Grab.

Plötzlich durch die fromme Menge
Dränget an des Grabes Rand
Sich das Mädchen durch's Gedränge,
Ihre Roſe in der Hand.

Bis ſie ſieht das Grab erheben
Und den Sarg daran gerückt,
Bis ſie auf dem Sarge oben
Jene Roſe auch erblickt!

Ohne einen Laut zu ſprechen,
Sinkt ſie auf den Sarg, voll Schmerz,
Leid und Weh und Kummer brechen
Tödtlich da ihr treues Herz!

Herzen, Roſen, alle beide
Hatten ſo im Tod erprobt,
Was ſie im geheimen Eide
Sympathetiſch ſich gelobt.

Und die Freunde, die da bleiben,
Wählten einen Grabſtein drauf,
Und die Grabſchrift hinzuſchreiben,
Suchen ſie den Dichter auf.

Er, der Zeuge einſt geweſen
Von des Roſenbunds Magie,
Wird durch Zufall auserleſen
Zu der Grabſchriftspoeſie;

Und der Stein zeigt einen Engel
Und zerbrochne Roſen zwei,
Und ein Auferſtehungs-Engel
Führt ein liebend Paar herbei;

Und als Grabſchrift ſtehn die Worte,
Die der Himmelsengel ſpricht:
„Weiter als zur Todtespforte
Dringt das Lied der Herzen nicht!

Roſ' und Herz zuſammen haben
Einen Engel auf der Welt,
Der mit liebeſüßen Gaben
Beider Kelche zärtlich ſchwellt;

Roſe iſt des Frühlings Liebe,
Seine Gegenlieb' heißt Mai,
Und ein Herz nie Roſen triebe,
Wäre Liebe nicht dabei!

Darum was die Roſ' verſprochen,
Iſt dem Herzen Heiligkeit,
Und das Herz iſt blos gebrochen,
Das gebrochen nicht den Eid!

Herz und Roſ' und Lieb' hienieden
Sind ein „Frühlings-Märchen" blos,
Menſchenkindern hier beſchieden,
Auf der Täuſchung Mutterſchooß;

Aber droben, wo zur Klarheit
Alle Kinder gehen ein,
Wird das Märchen eine Wahrheit,
Und die Lieb' unſterblich ſein!"

Eine Ungarſage.

(Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach.)

Ein jegliches Volk, ein jegliches Land
Hat ſeine Märchen, ſeine Sagen,
Die gleich wie Volkstracht und Gewand
Den Volkscharakter an ſich tragen.
Oft hüllt die göttlichſte Moral
Sich tief in ſolches Volksgewebe,
Und geht durch Wald und Berg und Thal,
Daß es im Mund des Volkes lebe.

Im Lande, wo den Feuerſaft
Am Rebenſtock die Strahlen kochen,
Im Lande, wo aus Erdenſaft
Die goldnen Quellen losgebrochen,
Wo dichte Halme, wie zur Schlacht,
Gedrängt im goldnen Harniſch ſtehen,
Wo durch der Wälder Schauernacht
Gedanken wie die Träumer gehen;

Im Land, wo aus dem Auge ſpricht
Ein weltgeſchichtlich Schweigen,
Im Lande, wo die Wehmuth bricht
Aus Liedern und aus Geigen,
Dort geht die Sage durch das Land,
Von der wir heute zu euch ſprechen,
Sie heißt: wer ſeine Frevelhand
Hat ausgeſtrecket zum Verbrechen,
Wer mordet, wer zum Meuchelmord
Bereit als Helfer ſich läßt finden,
Der übernimmt vor Gott einſt dort
Von dem Gemordeten die Sünden,
Dieweil er ihn getödtet hat,
Bevor die Stunde er bereute,
Drum büße er an ſeiner ſtatt,
Für ihn ſie auch auf jener Seite! —

Die Sage geht von Mund zu Mund,
Erzählet Einer ſie dem Andern,
Man hört ſie bis zur jetz'gen Stund'
Durch Hütten und durch Schlöſſer wandern.
In einem Schloß, das ſchroff und wild
Hängt an dem Rückgrath der Karpathen,
Dort lebt ein Greis, ein traurig Bild
Vergangner Kraft, vergangner Thaten.
Ein Edelherr, mit ſeinem Kind
Lebt einſam er auf ſeinem Schloſſe,
Ein Diener, dem ſchon grau die Haar' auch ſind,
Iſt in dem Schloß der einzige Genoſſe,

Dies Kind ſein Erbe ganz allein.
Er zieht es auf mit Müh'n und Sorgen,
Bewacht's mit ſeiner Augen Schein
Vom Abend ſpät bis an den Morgen.
Doch ein Verwandter, ferne her,
Nach Beider Leben frevelnd ſtrebte,
Denn Erbe dieſes Gut's wär' er,
Wenn Edelherr und Kind nicht lebte.
Und der Gedanke kam ſtets ihn wieder an,
Sie Beide aus dem Weg zu ſchaffen,
An dem Gedanken Tag und Nacht er ſpann,
Kann ſeiner ſich nicht mehr entraffen!

Es hüthe der Menſch vor allem ſich ſehr
Zu ſpielen blos mit den böſen Gedanken,
Er kömmt wie ein Gaſt zum Beſuch erſt einher,
Doch ſpäter will nimmer er weichen und wanken,
Er ſchleicht wie ein Schatten rings um dich her,
Schnell aber bekömmt er Fleiſch und Blut und ſpitzige Branken.
Erſt fliegt er dich an wie ein Lüftchen vom Meer,
Dann ſetzt er ſich feſt dir in Bruſt und in Flanken,
Und biſt du erſt mit dem Gedanken vertraut,
Und haſt ihm erſt lange in's Auge geſchaut,
Und hat er ſich in dir an erſt gebaut,
Und macht er ſich in dir erſt heimiſch und laut,
Und hat er dich gezogen erſt zu Zwieſprach' und Rath,
Und wandelſt du erſt mit ihm den ſchlüpfrigen Pfad,

Dann ſchießt ſie empor auch die hölliſche Saat,
Und du belebſt den Gedanken zur hölliſchen That! —

So der Böſewicht auch ſann und ſann,
Wie er die Erbſchaft könnte erringen,
Und vom Gedanken ging bald er dann
Auch über zur That und zum Vollbringen.
Zwei Mörder nah' im tiefen Wald
Verſucht als Mörder er zu miethen,
Die ihm auch willig alſobald
Die Hand zur ſchnöden Unthat bieten.
Und ſie begannen in der nächſten Nacht
Das Felsſchloß kühnlich zu erſteigen,
Sie hüllen ſich in dunkle Tracht
Und lauſchen unter dichten Zweigen,
Bis Finſterniß das Schloß umgab,
Das einſam, menſchenleer, entlegen.
Es herrſchte Stille wie im Grab,
Kein Laut kam ringsum dem Paar entgegen,
Und wie Verbrecher, zaghaft, leiſ'
Erklimmen ſie die ſteilen Klippen,
Von Goldgier und von Mordſucht heiß,
Mit Sünderworten auf den Lippen.
Den Edelherrn und auch ſein Kind
Beſchloſſen ſie im Schlaf zu tödten;
So ſchleichen ſie durch Laubgewind,
Des Schloſſes Vorhof ſie betreten,
Sie lauſchen mit geſpanntem Ohr,
Noch hört man keinen Laut erſchallen,

Sie zieh'n durch Portal und Corridor,
Durch gewölbte Ritterhallen,
Gelangen dann in ein Gemach,
Das an des Schloßherrn Schlafſaal grenzet,
Noch ſind Kind und Vater wach,
Ein Lichtſchein durch den Thürſpalt glänzet.
Die Mörder harren leiſe dann
Und wagen nicht ein Wort zu tauſchen,
Sie halten ihren Athem an,
Um an dem Thürſpalt ſtill zu lauſchen,
Und hören wie der Edelmann
Am Bett des Kindes mit Behagen
Dem Kind erzählt vom Wurzelmann
Geſchichten, Fabeln, Märchen, Sagen:
„Mein Kind, noch eine Sage geht,
Wenn Jemand einen Mord begangen,
Und einſt vor Gottes Richtſtuhl ſteht,
Sein Urtheil zitternd zu empfangen,
Er nicht des Mordes nur allein
Wird angeklaget und beſchuldet,
Die Sünden auch ſind alle ſein,
Die der Ermordete verſchuldet.“ —
Da endlich ſchläft der Knabe ein
Und auch der Greis entſchläft in Frieden,
Da ſchleicht das Mörderpaar herein,
Zur Mordthat freventlich entſchieden.
Ein Jeder ſoll der Opfer eins
Mit Spitz' und Stahl zur Grube ſchicken,
Die Gluth des Mord's, die Gluth des Weins

Sieht man aus ihren Augen blicken.
Sie ſchleichen mit dem Dolch herbei,
Und Beide zu dem Bett vom Kinde,
Das Kind nur morden wollen alle zwei,
Dieweil das Kind iſt frei von Sünde.
Sie ſtehen ſtarr, ſie ſchau'n ſich an,
Es blitzt der Stahl in ihren Händen.
Ein Jeder will, der andere Mann
Soll an dem Greis den Mord vollenden.
Es blitzt ihr Aug', es kocht ihr Blut,
Sie knirſchen leiſe mit den Zähnen,
Und mit einand in blinder Wuth
Sind bald im Streite die Hyänen,
Vergeſſen Zweck und Ort und Zeit
In ihrem wildentmenſchten Grimme,
Erheben in dem wilden Streit
Ganz laut die wutherfüllte Stimme!
Darob der Edelherr erwacht,
Er greift zu den Piſtolen leiſe,
Die er zur Seit' hat jede Nacht,
Und feuert ſie nach jenem Kreiſe.
Die Mörder, die im Kampfe faſt
Woher die Kugel kömmt nicht wiſſen,
Sie ſtürzen fort in wilder Haſt,
Gejagt von Schrecken und Gewiſſen.
Der Greis erhebt ſich, machet Licht,
Eilt hin zu ſeinem Kind voll Sorgen,
Daſſelbe liegt mit holdem Angeſicht,
Ein Traum von einem Frühlingsmorgen,

Sein roſig Mündchen lächelt mild,
Um ſeine Lippen ſpielen Träume,
Nicht ſah's die Wolke todtgefüllt,
Es ſah im Traum nur Weihnachtsbäume.
Der Vater an des Kindes Bette kniet,
Die Hände zum Gebet gefaltet:
Die Gottesgnad', die ewig blüht,
Sie hat auch ſichtlich hier gewaltet,
Durch Sagen, die im Volk ſeit dunkler Zeit beſtehn,
Die Niemand verfaßt hat, Niemand erfunden,
An Wiegen geſungen von Elfen und Fee'n,
Erzählt und geſungen in dämm'rigen Stunden,
Die Sagen, die durch Völker und Zeiten durchgehn,
Von Ahnen den Enkeln zu Kränzen gewunden,
Die Sagen des Volkes, wer machte ſie, wer?
Wo ſind ſie geboren, wo kommen ſie her? —

Der Wald und die Quelle, der Mondſchein, die Nacht,
Sind Sagenverfert'ger, ſind Märchenverfaſſer!
Wer Berge beſchwört und in Wäldern durchwacht,
Wer Sterne ſtudirt, und horcht auf die Waſſer,
Wer weint mit den Wolken, und mit dem Wiederhall lacht,
Iſt Dichter des Volks, iſt Sagenverfaſſer.
Drum liegt in der Sage ein Vielliebchen drin,
Aus Volk und Natur ein geläuterter Sinn.

Zinka Panna.

(Geſprochen von Mad. Mittel-Weißbach).

Am Felſenhang hoch ſteht ein altes Caſtell,
Die Maros wälzt unten die ſchäumende Well';
Am hohen Balkone der Edelmann ſitzt,
Es zuckt ſeine Lippe, ſein Augenpaar blitzt;
Er ſitzet verlaſſen, er ſitzet allein,
Sein einzig Genoſſe, der Becher voll Wein;
Er hat ſeine Jugend im Leichtſinn verpaßt,
Er hat ſeine Mannheit im Taumel verpraßt,
Er hat ſeine Stunden mit Wildheit verhetzt,
Er hat ſeine Jahre mit Gierden zerfetzt,
Er hat ſeine Tage im Sturme durchjagt,
Er hat ſeine Nächte beim Becher verlagt,
Er hat ſeine Sinne geſpornet zu Tod,
Er hat ſeiner Seele entzogen ihr Brod,
Er hat für die ſpätere künftige Zeit,
Für's Herz und Gemüth nichts geleget bei Seit';

Er ſitzt nun alleine, iſt halb ſchon ein Greis,
Mit Schnee auf dem Haupte, die Begierde noch heiß!
Er trinket und trinket den glühenden Wein,
Und ſchlürfet das Feuer, das künſtliche ein.
Da meldet ein Diener und bücket ſich ſehr:
Es fleht ein Zigeunerweib draußen um Gehör;
„Iſt's Zinka Panna?“ — fragt der Herr und fährt auf —
„So führe ſie ſchleunigſt zum Söller herauf!“
Die Thüre geht auf und herein tritt ein Zigeunerweib,
Wie ein braunes Reh ſchlank iſt ihr Leib,
Die goldne Zither an üppiger Seit',
Im dunklen Geſicht wohnen Wehmuth und Leid;
Im leuchtenden Auge wohnt der Zukunft Kund'
Und ſüßer Geſang wohnt am lieblichen Mund.
Mit farbigem Gurt hat das Kleid ſie geſchürzt,
Mit farbigem Band die Sandale verkürzt;
Es fließet herab, wie ein Seidentalar,
Auf üppige Schultern das nächtige Haar.
So tritt ſie herein und neigt zierlich das Haupt,
Und ſpricht lieblich: „Wenn ihr es, Herr Ritter, erlaubt,
Daß auf meiner Sängerfahrt jetzt mit Vergunſt
Ich einſprech' bei euch mit beſcheidener Kunſt,
So ſing' ich ein Liedchen euch oder auch zwei,
Für jegliches Brod, das gegönnet mir ſei!“ —
Da blitzt's ihm im Blicke wie finſtere Glut,
Es rollt mit den Augen und herrſchet: „Nun gut!
So fülle den Becher, den ſchäumenden ein,

Credenz mir den Becher und ſinge darein,
Und ſing' mir vom Becher und ſing' mir vom Wein!"
Sie löſet die Zither vom farbigen Band,
Sie greift in die Saiten mit zierlicher Hand,
Sie nippt erſt am Becher mit Lippen ſo roth,
Dann ſingt ſie vom Wein, wie's der Ritter gebot. —

„Drei Becher ſieht man winken,
Mit Lebenswein gefüllt;
Drei Thränen darein ſinken,
So helle und ſo mild;
Drei Thränen und drei Becher
Für herzensreiche Zecher
Vom Himmel angefüllt.

Der erſte Becher funkelt
Mit Freundesliebe drein,
Wenn Gram das Herz umdunkelt,
Dann weint man nicht allein;
Die Freundſchaft mit uns trinket,
Aus ihrem Auge ſinket
Die Thräne mit hinein.

Der Becher winkt, der zweite,
Mit Gattenliebe drein,
Ein treues Weib zur Seite,
Ein einzig Doppelſein;
Und Herz am Herzen klopfet,
Und Aug' um Auge tropfet
Die warme Thräne drein.

Der Becher winkt, der dritte,
Mit Kindesliebe drei;
Ein Kind in unſrer Mitte,
Ein Sein von unſerm Sein;
Von ihres Glücks Berather,
Von Mutter und von Vater
Fällt eine Thräne drein.

Und wer da nie getrunken
Aus dieſen Bechern Wein,
Wem nie vom Aug' geſunken
Ein ſolcher Tropfen klein,
Der trinkt als alter Zecher
Allein den Todesbecher —
Fällt keine Thräne drein."

Der Edelmann blicket ganz finſter darein,
Im Auge erglüht im ein düſterer Schein,
Er zerrt an der Knöpfe demantenen Reih'n:
„Credenz mir noch einmal den Becher mit Wein,
Und ſing' mir vom Glanz und von Edelgeſtein!"
Sie nippt an dem Becher mit Lippen ſo roth,
Und ſinget das Lied, wie's der Ritter gebot:

„Ich will die Zither ſchlagen,
Und aus dem Buch der Sagen
Sing' ich ein Märchen dir: —
Als Gott den Regenbogen
Am Himmel hat gezogen
Mit ſeiner Farbenzier,

Auf daß die ſtumme Erde
Getröſtet wieder werde
Durch Gottes Gnadenband,
Da ſtand auf hohem Berge
Der böſe Fürſt der Zwerge,
Als Erdenfeind bekannt.

Er ſah mit ſcheelen Blicken
Die Erde ſich erquicken
An dieſem Wunderſchein;
Er rief zuſamm' die Seinen,
Die warfen dann mit Steinen
Den Regenbogen ein.

Drauf ſtürzte er in Trümmern,
Und fiel mit Glanz und Flimmern,
Und aller Farben Pracht,
Mit allen ſeinen Strahlen,
Die ſich auf Tropfen malen,
In des Gebirges Schacht.

Und all' die Tropfen kleine
Sie wurden Edelſteine,
Gefärbt gar wunderlich.
Das Purpurroth, das hohe,
Mit ſeiner dunkeln Lohe,
Verſteint ſich zum Rubin.
Das Grün wird augenblicklich
Zum Steine aug'erquicklich,

Smaragd — ſo nennt man ihn.
Zu Türkis und Saphiren
Sah man das Blau gefrieren,
Symbol der Treu' iſt es;
Der Tropfen dann, der nette,
Der ſanfte, violette,
Er ward zum Amethyſt.
Der Tropfen, der am Rande
Vom Regenbogenbande
Erſchien im blaſſen Strahl,
Der halb ein weißes Flimmern,
Und halb ein farbig Schimmern,
Ward lieblicher Opal.

Zwei Tropfen, weiß und helle,
Sie fielen auch zur Stelle
In's irdiſche Aſyl;
In's Weltmeer fiel der eine,
Der andere, der kleine,
In's Menſchenauge fiel.
Zur Perle wurde jener,
Der andre, reiner, ſchöner,
Zur Thräne ward geſchwind;
Drum Perlen Thränen deuten,
Weil ſie aus alten Zeiten
Geſchwiſterkinder ſind."

Im Auge des Ritters glüht unheimlicher Schein,
Ein fiebriſches Zittern durchzuckt ſein Gebein;
„Credenz mir noch einmal den Becher mit Wein,
Und ſing' mir von Minne und Liebe darein."
Sie nippt an dem Becher mit Lippen ſo roth,
Und ſinget das Lied, wie's der Ritter gebot:

„Als Gott aus ſeinem ſchönen Paradies
Im Zorn das erſte Menſchenpaar verſtieß,
Erlaubte gnädig er dem erſten Weibe,
Daß es noch einen Augenblick verbleibe,
Um einen Strauß zu pflücken noch in Edens Land,
Als die Erinnerung zur Zeit, wo ſie verbannt.
Und Eva ſann, was denn das Herz im Innern
Gerad' an's Paradies vermöchte zu erinnern.
Sie ſann nicht lang — es kann nur Liebe ſein,
An's Paradies erinnert Lieb' allein.
Drauf pflückte den Strauß ſie im göttlichen Raume,
Ein Knöspchen nimmt ſie vom verbotenen Baume,
Vom Baume des Lebens ein grünendes Blatt,
Ein Röslein roth, das keine Dornen noch hat;
Vom Riedgras die Thräne, von der Weide die Wehmuth,
Von Lilie die Reinheit, vom Veilchen die Demuth,
Die Scham der Mimoſe, die berühren nicht läßt,
Von Epheu den Arm, zu umſchlingen ſo feſt,

Die Glut von der Nelke, das Flüſtern vom Schilfe,
Das Tauſendſchön, auf dem ſich wieget die Sylphe,
Den Wunderſtrauß band bei des Morgenroths Flammen
Dann Eva mit „fliegendem Sommer“ zuſammen,
Verhehlte im Herzen ihn heimlich und tief,
Daß er wie ein Kind in der Wiege da ſchlief;
Ging in die Verbannung ohn' Klagen und Reden,
Sie trägt ja im Herzen den Auszug von Eden!
Im weiblichen Herzen blüht ſeitdem der Strauß,
Er klopfet ſtets leiſe, er möchte heraus,
Und klopfet ein zweites Herz leiſe darein,
Da öffnet der Strauß ſich und rufet „herein“;
Drum findet der Mann, der um Frauenlieb' fleht,
Der Mann, der das Heimweh des Straußes verſteht,
In Liebe der Frauen, ſo wonnig und ſüß,
Was einſt er verloren — das Erdparadies!“

Sie ſchweigt und verneigt ſich von hinnen zu gehn;
Der Ritter hat lautlos gehört und geſehn,
Im düſtern Verlangen ſein Antlitz erglüht,
Der Dämon der Gier aus dem Auge ihm ſprüht,
Vom Wein und vom Saitenſpiel ſinnenberauſcht,
Hat er mit Begierde den Liedern gelauſcht;
Nun faßt ihn Verlangen, ſein Sinn iſt entbrannt,

Er ſtürzt auf ſie zu, und ergreift ihre Hand:
„Nein, Zinka, du kommſt von dem Schloſſe mir nicht,
Die Sängerin will ich, mitſammt dem Gedicht!
Wovon du geſungen, das werde nun dein,
Hier Becher — hier Liebe — hier Edelgeſtein!“

Sie windet ſich los, ſie verſucht es mit Haſt,
Doch feſter und feſter er ſie nun umfaßt:
„Dir nützt hier kein Sträuben, kein O und kein Ach!
Ich laſſe dich nimmer aus Schloß und Gemach.
Vergebens iſt Rufen mit wildem Geſicht,
Dich hört nur die Maros und helfet dir nicht.“
Drauf greift er ſie an mit der knöchernen Hand,
Und zieht ſie vom Söller, vom ſteinernen Rand.
Da ſpricht ſie mit Anmuth: „Ich bin ja bereit,
So laß nur die Zither mich legen bei Seit',
Und erſt dir noch ſingen aus ſchwellender Bruſt
Der Liebe Erhörung, Gewährung und Luſt!“ —
Und als er ſie losläßt, ihr Blick ſich verklärt,
Sie hat ſich dem Rande des Söllers genäh'rt,
Sie hebt die gebeugte Geſtalt hoch empor,
Ihr Antlitz umflattert des Abendroths Flor,
Sie greift dann zur Zither, die hoch ſie erhebt,
Und ruft dann gewaltig, daß der Ritter erbebt:
„Mich hört nur die Maros, doch Hülf' in ihr ruht!“
Sie ſpricht es, und ſtürzt ſich hinab in die Fluth.

Der Ritter erbebt, er ſinket zurück,
Sein Auge verdunkelt, es bricht ihm ſein Blick,

Es bebt ſeine Lippe, es verzerrt ſich ſein Mund,
Er fühlet des Todes entſetzliche Stund'!
Er greift nach dem Becher und raffet ſich auf,
Da tönt's von der Maros wie mahnend herauf:

„Da trinkt der alte Zecher
Allein den Todesbecher,
Fällt keine Thräne drein!“

Das Kind und das Gebet.

(Geſprochen von Madame Mittel-Weißbach.)

Die Welt der Kinder auch hat ihre Weltgeſchichte,
Die Welt der Kinder auch iſt inhaltsreich,
Doch man verewigt nur die Thaten, die Gerüchte,
Die roth von Blut und von Entſetzen bleich!
Die Weltgeſchichte, dieſe fortgeerbte Lüge
Aus Zeitungsblättern, Irrthum und Parthei,
Verzeichnet Niederlagen nur, Triumph und Siege,
Des menſchlichen Geſchlechtes Raub und Meuterei,
Der milden Triebe Streit, der Leidenſchaft Partheiung,
Der Völker und Nationen ewig blinde Wuth,
Der Secten Haß, des Lehrgebiets Entzweiung,
Den alten Sauerteig, der nie im Herzen ruht;
Die Weltgeſchichte iſt nur ewig Wiederholung
Von dem was ewig war und ewig wiederkehrt,
Vom Krieg, der nie kömmt zur Verkohlung,
Vom Frieden, der ſich hungrig ſelbſt verzehrt,

Von großen Völkern, die die Kleineren geſchlachtet,
Von kleinen Menſchen, die den Großen weh' gethan,
Von großen Thaten, die man klein nur hat geachtet,
Von kleinen Thaten, die man rieſengroß ſchrieb an.
Vom erſten Sündenfall, vom erſten Brudermorde,
Bis zu der letzten blutigen Rebellenſchaar,
Reicht die Geſchicht' der Menſchen, dieſer Denkerhorde,
Dem Herzen Wehmuth und Salz und Thränen dar!
Wie herrlich, wunderlieblich aber wär's zu leſen,
Wenn man die Weltgeſchichte auch der Kinder ſchrieb,
Wenn man verzeichnet hätte, wie in dieſen zarten Weſen,
Sich bildet und entfaltet: Meinung, Wille, Trieb.
Fürwahr, die Kinder ſind des Zeitgeiſts Morgen,
Die Kinder bringen nur den Tag der Zeit allein!
In jedem Kind liegt eine Nachwelt oft verborgen,
Und jedes Kind ſchließt eine ganze Zukunft ein,
Am goldnen Rand des Menſchenlebensbechers
Wand Gott, in ſeiner hohen Gnade vollem Glanz,
Für Trinkerluſt und heißen Durſt des Zechers,
Der Kinderjahre holden Blumenkranz!
Wenn man den Kelch geleert hat bis zur Heſe,
Des Alters Wehrmuth findet dann als Bodenſatz,
Dann findet in dem Silberhaar der Schläfe
Der Blumenkranz der Kindheit ſeinen Platz.
Wenn man der Kindheit denkt, dann ſtellen als Spaliere,
Erinnerungen in uns auf die goldnen Reih'n.
Ein Heer von Geiſtern klopft an die Gedächtnißthüre,
Man horcht, man traut dem Ohre kaum, man ruft:
herein!

Da geh'n geheime Thüren auf im Herzen wieder,
Von allen Seiten ziehn die luft'gen Gäſte her,
Es kommen Ammenmärchen, Kinderlieder,
Das Chriſtkind kömmt, an güldnen Rüſſen ſchwer,
Es kömmt der Mutter Stimme, das Rufen der Geſchwiſter,
Das Kleidchen kömmt von dem Geburtstag auch,
Es kömmt vom Schlittſchuhlauf das Eisgeknifter,
Es kömmt mit Meth und Kranz der holde Firmelbrauch,
Es kömmt die erſte Uhr, die erſte Halskoralle,
Von Elternhand, von Pathe oder Freund,
Es kommen auch die dicken hellen Thränchen alle,
Für winzig Weh ſo bitterlich geweint;
Es kommen die Erinnerungen aller Arten,
Und tapezieren alle Herzenswände aus,
Es wird das Winterherz zu einem Frühlingsgarten,
Der dürre Krückenſtock er wird zum Blumenſtrauß!
Wer nicht der Kindheit denkt in Freuden und in Schmerzen,
Wer nicht die Kinder liebt, wie traurig auch ſein Loos,
Wer nie ein kindlich Herz gehabt für Kinderherzen,
Wer nie ein Kind gewiegt auf ſeinem Schooß,
Wer nie ein Kind in Sorgen hat erzogen,
Wer für ein Kind ſich's nie vom Munde abgeſpart,
Wer nie mit Luſt am Kinderwägelchen gezogen,
Wer nie ein Kind vor Luft und Sturmwind hat verwahrt,
Wer einem Kinde nie gelehrt hat Schreiben, Leſen,
Wer einem Kinde nie war Lehrer, Leiter, Freund,

Wem nie ein Kind war krank, wem nie ein Kind geneſen,
Wer nie am Hals des Kinderarzt's geweint,
Wer nie ein Kind geführt zum Traualtare,
Wer nie im Kinde fand ein vielgeliebt Geſicht,
Wer nie ein Kind gelegt hat in die Bahre,
Der kennt das Süß' und Bittere des Lebens nicht!

Drum will von einer Mutter ich euch jetzt erzählen,
Von einer Mutter, die ein einzig Kind beſitzt,
Ein Mädchen, dem zum achten Jahr nur wenig Monde fehlen,
Ein Kind, deß Wange blüht, deß blaues Aeuglein blitzt,
Es iſt das Kind vom Herzen und Gemüthe,
Ein wunderlieblich holdes Engelbild,
Gehorſam, wißbegierig, überreich an Güte,
Beſonnen, theilnahmsvoll, die Seele weich und mild,
Und dieſes Kind, an Leib und Herzen ohne Fehle,
Hält wunderbar ein ſchwarzer Dämon in der Haft,
Gehorchen ſieht man's freudig jeglichem Befehle,
Das Mutterwort, es hat ihm Götterkraft.
Nur Eines will es nicht, wie Mutterwort' auch flehten,
Nur Eines will es nicht — das Kind es will nicht beten.

Oft ruht ein Schleier, räthſelhaft geſponnen,
Auf eines Kindes Herz, durchdringlich keinem Licht!
Wie oft iſt nicht ein Kind gefügig leicht gewonnen,

Nur „um Vergebung“ bitten will es durchaus nicht! —
So ringelt ſich in ihrem unerforſchten Gange
Ins Kinderparadies die alte Evaſchlange!
Es ſind Vernunft und Wiſſen, Sprechen, Denken
Wohl Göttergaben, ſtammend aus dem ew'gen Licht,
Die Kunſt gehöret zu den göttlichſten Geſchenken,
Die eine ew'ge Vorſicht in das Leben flicht,
Sie können ihren Geiſterflug zum Himmel lenken,
Bis zu dem Himmel wohl, doch in den Himmel nicht.
Sie können für das Leben Wunder noch entdecken,
Doch nehmen ſie dem Tode nichts von ſeinem Schrecken!
Denn nur dem Beter iſt die Welt als Kirche zugemeſſen,
Mit offnen Pforten vier, nach Oſt und Süd und Weſt
und Nord,
Damit von keinem Volk die Kirche ſei vergeſſen,
Die Bergaltäre ſtehen rings als Wallfahrtsort,
Den Lilien ward ihr Meßkleid angemeſſen,
Aus ihrem Kelche ſenden ſie den Weihrauch fort,
Die Wälderorgel ſtimmt die rieſigen Regiſter,
Und alle Weſen beten freudig oder düſter!
Und wenn ein Herz verblutet faſt an Wunden,
Dann betet man, und leiſer rinnt das Blut,
Und wenn ein wilder Brand die Bruſt entzunden,
Dann betet man und milder wird die Glut,
Und wenn ein einſam Herz kein zweites Herz gefunden,
Dann betet man und faſſet neuen Liebesmuth,
Und wenn das Aug' kann keine Tropfen mehr vergießen,
Dann betet man und neue Thränen lindernd fließen!
Und wenn in's Grab wir theure Weſen legen,

Dann betet man und Wehmuth wird das Weh,
Und wenn man Gift uns ſchüttelt ſelbſt in Gottesſegen,
Dann betet man und Gift wird Panacé,
Und wenn uns Unglück wächſt auf allen Erdenwegen,
Dann betet man und find't ein viergeblättert Klee,
Für's Leidsvergeſſen hat das Herz nur eine Lethe,
Den Strom der Frömmigkeit und der heißt: Bete.

Doch „bete" ſprach die Mutter dieſes Kinds vergebens,
Es ſprach kein Wort, die kleinen Lippen zuckten blos,
Das kleine Antlitz ſprach vom Kampf des innern Strebens,
Es rangen ſchwere Tropfen ſich vom Aeuglein los,
Jedoch der Mund blieb ſchweigend ſtets und ſtarr verſchloſſen,
Der Mutter Thränen blieben wirkungslos vergoſſen!
Das Herz der Mutter ward erfüllt von Gram und Kummer,
Denn krank und leidend war die Herzbetrübte lang,
Und ſchreckhaft war ihr Wachen, Traum und Schlummer,
Um ihres Kindes Heil war ihre Seele bang,
Im Krankenbett und in des Siechthums Nöthen
Fand Troſt ſie nur allabendlich im Beten.
Und jede Nacht zum Heilandbilde an der Wand
Erhob mit frommer Andacht betend ſie die Hand,
Und ſprach ein einfach fromm und ſchlichtiglich Gebet,
Wie es in einem alten Betbuch aufgezeichnet ſteht;
„O Herr, wer gibt dann meinem Aug' den Thränenbach,
Wer gibt Gebet dann meinem Mund,

Wenn Gram und Krankheit meinen Leib zerbrach,
Wenn kommet meine letzte Stund',
Wer betet dann für mich in meinem Schmerz und Grame,
Mein letztes Betewort: Geheiligt ſei dein Name!?" —

Aus dem Gebetbuch alſo betete ſie täglich,
Wenn Nachtzeit kam, die jede Krankheit mehrt,
Das Kind ſtand ſtets dabei, es zitterte unſäglich,
Wenn „bete! bet'!" die Mutter flehend dann begehrt,
Die Mutter fleht: „ſo ſag: geheiligt ſei dein Name;"
Verſchloſſen bleibt ſein Mund, der zungenlahme,
Und kränker, immer kränker noch und ſchwächer
Die Mutter ward, das Kind pflegt treu und zärtlich ſie,
Sie reicht ihr Schale, reicht ihr Labebecher,
Und weicht vom Krankenbett der Mutter nie,
Es wacht die Nacht hindurch bis zu dem Morgen,
Auf kleinem Schemel ſitzend voll von Angſt und Sorgen.
Und jeden Abend ward die Stimm' der Kranken leiſer,
Das Wort hat ſeinen Klang und ſeinen Ausdruck nicht,
Kaum hörbar iſt's, wenn ſie des Nachts noch heiſer
Die Hand zum Heiland hebt, und leiſe flüſternd ſpricht:
„Wer betet dann für mich in meinem Schmerz und Grame,
Mein letztes Betewort: Geheiligt ſei dein Name!?"

Und eines Abends winkt wie immer ſie dem Kinde,
Das an dem Bette kniet, verweint und matt und bleich,

Und das Gebetbuch holt ſodann es her geſchwinde,
Und reicht der Mutter hin es alſogleich,
Sie blättert drin, ſchlägt auf die Seit' wie immer,
Will beten ihr Gebet, doch ſprechen kann ſie nimmer.
Da faſſet ſie des Schattenreiches Schauerbeben,
Das Wort des Heils iſt ihrem Mund verſagt,
Zum Bild des Heilands ſieht man ihre Hand ſich heben,
Und ihr gebrochnes Auge weinend klagt;
Ich ſeh' mein Lebensend', ich fühl' die Augen brechen,
Wer wird, mein Heiland, denn für mich zu dir jetzt ſprechen?"
Das Kind kniet an dem Bett, ſein Herz gewaltig ſchlägt,
Aus ſeinem blauen Aug' ein Strom von Thränen quillt,
Es zittert und es bebt, im tiefſten Sein bewegt,
Und wie der Mutter Hand ſich hebt zum Heilandsbild,
Und aufs Gebetbuch zeigt im ſtummen Todesgrame,
Ruft plötzlich aus das Kind: „Geheiligt ſei dein Name!"
Und als die Mutter hört dies Wort vom Kind geſprochen,
Strömt Lebenskraft ihr neu durch ihre Leidensbruſt,
Ihr Auge hellt ſich auf, das faſt ſchon war gebrochen,
Erhebung fühlt ihr Herz und ſüße Mutterluſt,
Die Sprach' bekommt ſie wieder, die Lippen ſtammen,
Und Mutter, Kind umarmen ſich und beten nun zuſammen.

Da füllt ein heller Schein das Krankenzimmer,
Die Krankenſtube leuchtet wie ein Opferbrand,

Der Engel des Gebets fliegt durch das Zimmer,
Ein Vaterunſer ſtrahlt in ſeinem Stirnenband,
Er ſpricht: „Ich trage die Gebete heut' wie immer,
Zu Gott empor in's ew'ge Seelenland,
Doch Höhres bracht ich nie vom Erdplaneten,
Als Kind und Mutter, die zuſammen beten.

Der Brodverächter.

(Geſprochen von Madame Julie Rettich.)

Der Nordwind heult und tobt durch öde Gaſſen,
Der Boden rings iſt ſtarr bedeckt mit Eis,
Es wirbelt Schnee herab in dichten Maſſen,
Die Fenſter ſind von Froſtesblumen weiß,
Und in dem Zimmer, in dem traulich hellen,
Sitzt ein gar reicher Mann am Abendtiſch,
Geſchäftge Diener, goldberändert, ſtellen
Gerichte auf in prunkendem Gemiſch.
Es laden, dichtgeſchaart, Getränk und Speiſe
Die Eßluſt ein zum ſchwelgeriſchen Schmaus,
Und für die Kinder, die herum im Kreiſe,
Sucht Mutterlieb die beſten Speiſen aus.
Die Kinder doch, wer hat's nicht ſelbſt erfahren?
Wer hat nicht ſelbſt mit ihnen ſeine Noth?
Die Kinder laſſen Braten, Torten fahren,
Und greifen ſtets am liebſten nur nach Brod.
Der reiche Mann in ſeinem Uebermuthe

Sieht, daß die Kinder nur zum Brode Luſt,
Da ſiedet's ihm ſogleich im heißen Blute,
Denn Stolz und Hochmuth füllen ſeine Bruſt.
„Was habt ihr doch," ruft er mit zorniger Geberde,
„Was habt ihr doch für armer Leut' Manier?
Hab ich darum den beſten Tiſch der Erde,
Daß ihr nach dem verhaßten Brod habt Gier?"
Und rafft' all' Brod zuſamm' in ſeinem Grimme,
Und reißt das Fenſter auf mit einem Stoß,
Und wirft's hinaus und ruft mit lauter Stimme:
„So bin des trocknen Bettels ich doch los!"
Und wie er fortgeſchleudert Krum' und Rinde,
Und jeden Abſchnitt, der ſich dar ihm bot,
Tönt leiſ' empor die Stimm' von einem Kinde:
„Ich bitte um ein kleines Bischen Brod,
Mich friert, die Mutter liegt im Grabe,
Ich habe nichts gegeſſen lange Zeit,
Ein Bischen Brod, des Himmels ſchönſte Gabe,
Ein Bischen Brod, ihr lieben reichen Leut!"
Da läuft's dem Mann wohl eiſig übern Rücken,
Doch Mitleid füllt die ſtolze Bruſt ihm nicht,
Aus Wohlthat nicht will er das Kind beglücken,
Des Goldes Dünkel einzig aus ihm ſpricht:
„So komm herein, du kleiner Hungerleider,
Und füttre dich von meinem Ueberfluß,
Von meinen Kindern trag die alten Kleider,
Die haben Alles bis zum Ueberdruß.
Und eſſen kannſt du Braten, Kuchen,
Nur bleib mit deinem „Brode" mir vom Hals,

Und willſt du Brod in meinem Hauſe ſuchen,
So ſuch's bei meinen Hunden allenfalls."
Ein Diener bringt das Kind hinein ins Zimmer,
Ein kleiner Knabe iſt es, ſiech und blaß,
Wie bleich ſteht's da im vollen Kerzenſchimmer,
Wie ſind die Wänglein ihm von Thränen naß,
Und von des Hauſes allerjüngſtem Kinde
Wird ihm ein neues Kleidchen angethan,
Und von den beſten Speiſen ißt geſchwinde
Das arme Kind ſich überweidlich an.
„So ſollſt du's haben morgen, übermorgen,"
Sagt ihm der Reiche, „Backwerk, weiß und roth,
Bei meinem Reichthum ſollſt du ſein geborgen,
Daß du vergeſſen ſollſt das dumme Brod."
Tags drauf, als er das Kind erblicket wieder,
Iſt's bleich noch immer, hager, ſiech und matt,
Doch größer wurden plötzlich ſeine Glieder,
Daß es im Kleid von geſtern Raum nicht hat.
„Der Junge wächſt," ſagt drauf der Mann mit Lachen,
„Mit einem Füttern iſt's nicht abgethan!
Man gebe ihm auch heut die beſſern Sachen,
Und zieh vom größern Kind ein Kleid ihm an!"
Und wieder ſättigt ſich der fremde Knabe,
Mit Allem, was des Reichen Haus nur beut,
Und von des größern Kindes Kleiderhabe
Zieht es ſich an ein völlig paſſend Kleid,
Als Tags darauf der reiche Mann will ſchauen,
Wie's mit dem fremden Kinde iſt beſtellt,
Bemächtigt ſeiner ſich ein innres Grauen,

Als er das Kind ſo bei den Händen hält!
Noch länger iſt's als geſtern, bleich wie Kreide,
Der hagre Körper ein Geripp aus Bein,
Und aus dem geſtern ihm ganz rechten Kleide,
Ragt Hand und Fuß hervor, es iſt zu klein!
Unheimlich ſchauts ihn an, mit gier'gen Blicken,
Und wimmert hohl und dumpf: „ein Bischen Brod.“
Und wieder wird ihn vorgeſetzt in reichen Stücken,
Was nur das Haus an Leckerſpeiſen bot;
Und von ſich ſelbſt ein Kleid, ganz weit und lang,
Zieht er ihm an, und paßt's ihm an genau,
Und harrt die ganze Nacht geängſtigt, bang;
Bis an des andern Tages Morgengrau.
Und bei des Tages erſten Morgengrauen,
Erſcheint der Knabe ſelbſt vor ſeinem Bett,
Zu eng iſt ihm das Kleid, die Knochen ſchauen
Daraus hervor, wie Glieder vom Skelett;
„Ein Bischen Brod!“ er bittet, und von Neuem
Wird ihm im Ueberfluſſe Kleid und Speiſ' und Trank,
Doch nicht will Speiſ' und Trank an ihm gedeihen,
Stets gier'ger verſchlingt er alles ohne Dank.
Des Reichthums Quell muß bald verſiegen,
Und Gold und Silber ſind ſchon fortgebracht,
Verſchlungen hat er alles, in den Zügen
Des Angeſichts gehn Gier und Hunger auf die Jagd:
Da faßt ihn endlich Wuth, ganz wildgeſtaltig,
Den reichen Mann in ſeinem tiefſten Sinn,
Er ſtürzt ſich auf den Knaben zorngewaltig,
Schleppt ihn zum Fenſter hin dann ganz allein,

Und reißt es auf, und hebt den Knaben wieder
Zum Fenſterſturze hoch und wild empor!
Das Fenſter iſt zu klein; des Knaben Glieder
Sie dehnen rieſiger ſich noch als je zuvor,
Da ſchleift er ihn zur Thür mit Angſt und Pochen,
Die Flügel reißt er auf und ſtößt den Knaben hin,
— Entſetzen! — es wachſen rieſenhaft die Knochen
Zur Decke auf, die Thüre iſt zu klein für ihn!
Da ſtürzt der Mann zerknirſcht zu Boden,
Und klammert an des Unholds Knie ſich an:
„Wer biſt du, Dämon, Kobold, Hyder?
Biſt du der ſchwarzen Hölle unterthan?
Was iſt dein Begehr? Was iſt dein Sinnen?
Was nagſt du Nimmerſatt an Haus und Herd?
Laß ab von mir und hebe dich von hinnen,
Du haſt, ein Wolf, mir Hab und Gut verzehrt!“
Da ſtreckt ſich mächtig hoch empor der Knabe,
Und ſpricht mit höhniſch wildem Ton:
„Du riefſt ja ſelber mich, warſt ſelbſt dein Rabe,
Als du der Gottesgabe „Brod“ ſprachſt Hohn!
Ich bin „der Mangel“, komme unanſehnlich,
Wo man die kleinen Gottesgaben von ſich weiſ't;
Dann wachſ' ich nach und nach ganz ungewöhnlich,
Und aus dem Kinde wird ein Rieſe meiſt!
Durch's Fenſter komm' ich kaum bemerkt geflogen,
Und durch die kleinſte Spalt' dring' ich in's Haus.
Doch werden Fenſter, Thür und Thoresbogen
Zu klein, wenn ich zum Hauſe ſoll hinaus!
Das „täglich Brod“ iſt eine Götterblume,

Die in dem heiligſten Gebote ſteht;
Trittſt du mit Füßen nur die kleinſte Krume,
Trittſt du mit Füßen auch dein Tagsgebet!“
Zerknirſcht fühlt ſich der Mann, die heißen Zähren
Entſtrömen ſeinem Aug', er faßt ſich kaum;
Da plötzlich naht ein Strahl, und bald verklären
Viel goldne Strahlen ſeines Zimmers Raum,
Es ſchwebt ein Weib herein im Lichtgewande,
Gewoben ſcheint aus Duft ſie und aus Licht,
Die Palme bringt ſie mit aus ſchönem Lande,
Gar lieblich blüht ihr holdes Angeſicht!
„Wohlthätigkeit“ bin ich,“ ſo ſpricht ſie leiſe,
„Den „Mangel“ zu bezwingen bin ich ausgeſandt,
Denn „Geben“ blos iſt Wohlthat nicht, die Weiſe
Allein macht ſie, mit der ſie angewandt;
Das Brod, von dir verſchmäht in kleiner Gabe,
Bannt in der Wohlthat Hand den Mangel fort;
Jedoch nicht Hochmuth reich' ihm kalt die Gabe,
Die Güte reich' ſie dar mit mildem Wort!
Die kleine Gab', im Geben ſchon verachtet,
Rächt am Verächter ſich zur böſen Zeit,
Das Größte ſelbſt, ſorgſamlich betrachtet,
Iſt Kleines nur, das ſich an Kleines reiht.
Die kleinſten Freuden kehren zweimal nicht,
Die kleinen Strahlen ſind es, die verklären,
Die großen Strahlen geben grelles Licht!
Zum Segen wird der Gaben allerkleinſte,
Wenn man mit Luſt dem Armen hin ſie hält,
Die Thräne iſt auf Erden hier die reinſte,

Die auf die Gabe von dem Geber ſelber fällt!
Ein Engel ſtehet unſichtbar dazwiſchen,
Wo nur vor uns ein Bittender erſcheint,
Und lächelt mild, wenn ſich die Thränen miſchen,
Die der Empfänger mit dem Geber weint!
Dann trägt er fort, gleich glänzenden Agraffen,
Die beiden Thränen hin zur Himmels-Huth,
Und freuet ſich, daß Gott die Welt erſchaffen,
Und ſegnet ſie und ſpricht:
„Der Menſch iſt gut!“

II.

Declamationen

für

Scherz, Geiſt und Herz.

Das neue alte Solo-Luſtſpiel.*)

(Für Fräulein Louiſe Neumann neu geſtaltet und vorgetragen von derſelben.)

Ich bitte ergebenſt, hochverehrte Herr'n und Frauen,
Mich gefälligſt für eine Zeitung anzuſchauen;
Ich bring' nichts Neues, das Neue iſt ganz rar,
Jetzt erſcheint nicht einmal mehr ein Tartar!
Mit dem Neuen iſt es jetzt ſehr übel beſtellt:
Die Sachen und die Menſchen kommen gleich alt auf die Welt!

---

*) Dieſes „Solo-Luſtſpiel" wurde im Jahre 1839 für Dlle. Caroline Müller geſchrieben, und von derſelben mit glänzendem Erfolge vorgetragen; ſeitdem wird es auf allen deutſchen Bühnen mit beſonderer Vorliebe declamirt. Im Berliner königl. Theater hat es Dlle. Clara Stich zu einem beliebten Repertoir-Stückchen gemacht. Fräulein Louiſe Neumann machte mir die Bemerkung, daß dieſes Scherzſpiel für die Jetztzeit umgeſtaltet und mit modernen Pointen verſehen werden müßte. Dieſer Bemerkung mich gerne fügend, habe ich es in dieſe neue Adjuſtirung gekleidet, in welcher es ſich des rauſchendſten Beifalls erfreute, wovon freilich das Hauptverdienſt der Anmuth, dem pikanten, gewürzten und geiſtvollen Vortrage der Fräulein Neumann gebührt.

Darum wer jetzt will werden ein gemachter Mann,
Der zieht ſtets einen neuen Menſchen an.
Der neue Menſch aber iſt aus ſchlechtem Zeug gemacht,
Er hält nicht lang', er zerreißt ſchon über Nacht.
Wenn jetzt Jemand in der Welt reüſſirt,
Hat er in ſich ſelbſt zwanzig neue Menſchen ruinirt.
Wenn er mit ſich fertig iſt, zerreißt er die Andern ſehr;
Und von da kommen nun all' die Zerriſſenen her.
Nichts Neues unter der Sonne, drum wird das Neue vermißt,
Bis einmal wieder eine Sonnenfinſterniß iſt!
Es kömmt ein „neues Trauerſpiel", neu, funkelnagelneu,
Die Leute weinen, als hätten ſie Credit-Actien dabei.
„Gottlob! Ein Mal ein vaterländiſch Stück, ganz originell!"
Ja, gehorſamer Diener! da kommt ein Profeſſor auf der Stell',
Und beweiſt, der Römer, der in dem Stücke figurirt,
Der hat ſchon einſt in der Arche Noah declamirt!
Ein „Solo-Luſtſpiel" ſchrieb Jemand vor längerer Friſt,
Aber wer weiß, ob's nicht im Grund von Herrn Bacherl iſt.
Denn was alles jetzt erſcheint, und macht Glück auf ſeiner Bahn,
Alles hat ſchon früher ein Anderer gethan!
Den ſchönen Herbſt, den die Natur uns jetzt gab,
Den ſchrieb ſie aus einem Manuſcript von Bacherl ab;

Das Solo-Spiel, mit dem ich's jetzt hab' approbirt,
Hab'n ſchon vor mir große Meiſterinnen declamirt.
Der Verfaſſer hat mir's jetzt ein bischen umgeſtaltet,
Weil manches darin ſcheint jetzt ſchon veraltet,
Unter uns, es bleibt beim Alten, es heiß' mir: neu,
Man trägt's jetzt ſo, man beißt das à la Türkei.
Alſo ich bitt' um Nachſicht, nicht für den, der ſchrieb,
Gott bewahr'! ein Bischen mir zu lieb.
Alſo ich ſoll ein Luſtſpiel ſpielen ganz allein,
Soll Theaterzettel, Perſonen und Publikum auch ſein.
Den Theaterzettel ſpielen, das iſt leicht ſich zu erlauben,
Er ſagt: „Luſtſpiel", „Trauerſpiel", und die Leute müſſen's glauben;
Auch die Perſonen ſpielen iſt keine große Qual,
Es ſpielt jetzt Mancher verſchiedene Rollen auf Ein Mal!
Aber das Publikum-vorſtellen, das iſt ſchwer;
Souffliren Sie mir ein Bischen, ich bitte ſehr.
Es iſt ſchwer das Publikum zu ſpielen, ganz exact,
Das Publikum iſt oft ein anderes in jedem Act.
Am ſchwierigſten aber darzuſtellen um und um,
Das iſt fürwahr ein „fünfactiges Publikum!"
Im erſten Act iſt das Publikum ein Ehemann in den Flitterwochen,
Er hört noch aufmerkſam auf Alles, was in der Comödie geſprochen,
Bis im fünften Act, da wird der Ehemann fertig ſein:
Er geht aus, und läßt ſeine Auserwählte allein.

Dieſes Solo-Luſtſpiel hat der Acte nur drei,
Aus purer Großmuth ſchenkt Ihnen der Verfaſſer zwei.
Es iſt ein Luſtſpiel in drei Acten und heißt:
„Der Liebe Zucker, der Ehe Sauce und bitterer Pomeranzen Geiſt.“
Im erſten Act geht die Liebe, im zweiten die Ehe aus dem Haus,
Im dritten Act endlich geht der Geiſt auch aus.
Alſo ich bitte ergebenſt, die Zeit iſt kurz, und ſie verrinnt,
Wir wollen ſie gleich länger machen: das Stück beginnt.
(Sie klingelt.)

Erſter Act.

Bedienter kömmt, er fürchtet ſich auf der Bühne allein,
Drum kömmt wie gerufen das Stubenmädchen herein,
Sie erzählt ihm, was das Publikum nicht zu wiſſen braucht,
Er erzählt ihr auch, was das Publikum nicht zu wiſſen braucht.
Dann, nachdem das Publikum das Nöthigſte erfuhr,
Gehen ſie ab, und es entſteht eine Lücke in der Natur.
Dann kommt „Er!“ Wer? der da ſucht die „Sie!“
Dann kommt „Sie!“ Wer? Nun wer andrer als die Sie!
Nachdem der Er und die Sie beiſammen ſind,
Könnten ſie ganz glücklich ſein und friedlich geſinnt!
Um eine Tendenz zu legen hinein,
Müſſen ſie blaſirt, vermählt und ehemüde ſein!

Im jetzigen Luſtſpiel wird nur eine Handlung erblickt,
Daß Alle das thun und wollen, was ſich für Keinen ſchickt.
Und weil es im Leben als unſchicklich iſt bekannt,
Wird's beim Theaterlicht betrachtet ganz intereſſant,
Die „Dehous" ſind mit den „Dedans" entzweit,
Der äußere Menſch iſt mit dem innern Lump im Streit.
Mit Naturgeſetzen und verfehlten Lebenszwecken
Sucht man den Mangel an Moral mit Rauſchgold zu bedecken,
Zwei Futterale wurden feſt zuſammen gebunden,
Deren Inhalt ſich nicht zuſammengefunden.
Sie ſchauen ſich an, als wollt'n ſie ſich beglücken,
Und kehren plötzlich ſich den Rücken.
Sie tänzeln hin und her ein Stündchen ſo,
Bald face en face, bald dos en dos,
Der Eine ſeufzt: „Ach Himmel!" der Andere ſeufzt: „Ach Gott!"
Die Eine ſeufzt Sopran, die Andere ſeufzt Fagott!
Es iſt zwar alle Augenblicke Zeit ſich zu erklären,
Allein da könnte ja das Luſtſpiel nicht ſo lange währen,
Doch endlich will der Eine ſprechen gar nicht blöde,
Da ſchließt der Act, der Vorhang fällt ihm in die Rede!

(Zwiſchenact.)

Jetzt iſt der erſte Zwiſchenact. Ich bitt' ſich gar nicht zu geniren,
Sie können auf nun ſtehen, Sie können discuriren.

Der Eine ſagt: „ich weiß es ſchon, was jetzund wird geſcheh'n,
Die Eine, ſo und ſo, die heirath't den und den!"
Der Andere ſagt: „Die Sprache iſt nicht ſchlecht!"
Der Dritte ſagt und dünkt ſich weiſe recht:
„Ja ich will Ihnen ſagen — man könnte glauben — allein —
Denn ſehen Sie — obſchon — um wahr zu ſein —
Der Stoff — ich meine nur — des Luſtſpiels — ich —
Die Situation — die Grundidee — und Sie verſtehen mich!" —
Und ſo gehts Witz auf Witz, da klingt das Zeichen in das Ohr,
Man ſetzt ſich raſch, der Vorhang geht empor.
(Sie klingelt.)

Zweiter Act.

Im zweiten Act, kömmt noch dazu ein liebend Paar,
Grad ſchon wie's zu Adams Zeiten war.
Die Zeiten ändern ſich, die Sachen und das Publikum.
Nur ein Liebespaar bleibt ſich ewig gleich und — dumm!
Die Liebe iſt ein Glück, der Dumme hat das Glück!
Zur Liebesdummheit braucht man nur ein einziges Stück!
Zu jeder Dummheit iſt ſtark der Menſch allein,
Mit Ausnahm der Ehe, da müſſen zwei dazu ſein.
Alſo die zwei Liebenden gehen ſchweigend nun herum!
Die Lieb erſchöpft ſich endlich, und wär ſie noch ſo dumm,

Da endlich da — der Himmel leiht uns seine Hand! —
Da endlich legt ins Mittel sich — die span'sche Wand.
„Wo soll ich mich verbergen?" — „Ach Gott da hinein!" —
— „Ach Himmel, das ist nicht möglich, nein, nein, nein!" —
— „So rett' ich mich hinüber durch den großen Saal!" —
— „Ach Himmel! nein! von dort kommt mein Gemahl!" —
— „Geliebteste! So will durch's Fenster ich auf die Steine!" —
— „Geliebtester, da brichst du ja die Beine!" —
— „Wo denn? — ach', welche Lage! — ach charmant!
Ich stelle mich hier hinter diese spanische Wand!" —
Nun steckt er da, ihm geht kein Wort verloren,
Denn Jeder weiß: „die Wände haben Ohren!"
So eine spanische Wand ist oft des Dichters Glück,
Denn ohne solche Wand zerfiel das ganze Stück!
Man ging noch um zwölfe nicht nach Haus,
Da hört er nun, daß er im Lieben sich geirrt,
Daß er im Lieben grade sich verwirrt,
Daß er in großen Irrthum sich befand,
Dann schlägt er seinen Kopf verzweifelt an die Wand, —
Sie stürzt — ein allgemeiner Schreckensschrei:
„Ha Treulose!" oder: So, Madame? ei, ei!"
„Hinweg, du Falsche!" — „So hören Sie mich an!"
„Nein," ruft er, und beginnt die Hand ballen,
„Mein Herr! Ja, Einer von uns muß fallen!"
Das hört der Vorhang mit, und fällt nun ganz exact,
Beschließt also allein den zweiten Act.

(Zweiter Zwiſchenact.)

In dieſem Zwiſchenact möcht' Mancher ſchon gern wandern,
Sie möchten ihre Ideen austauſchen mit den Andern,
Obſchon die Meiſten überzeugt im Innern ſind,
Daß man bei dieſem Tauſchgeſchäft ſelten etwas gewinnt,
Sie möchten gerne wandern, ſie ſind aber im Arreſt,
Das Stück nicht, aber der Sperrſitz hält ſie feſt.
Unſere Sperrſitz' ſind alle auf des Dichters Seit',
Wer 'mal drinn ſitzt, kann ſich nicht mehr rühren vor der Zeit,
Nur die Logenbewohner könnten gehn und beſprechen, ob das Stück was werth,
Aber die haben zum guten Glück — gar nicht zugehört;
Nur im Steh-Parterre herrſcht noch die Kritik zur Friſt,
Natürlich, die ſpüren ob das Stück auszuſtehen iſt!
Der eine ſagt: „das Stück würde nicht anzuſehen ſein,
Das gute Spiel, das rettet es ganz allein!"
Der Zweite ſagt: „Nein," indem er zum Gehn zu ſich knöpft,
„Du lieber Himmel, ſie haben ſich alle erſchöpft!"
Der Dritte ſagt: „Die Intrigue und dieſe Liebe
Sie riechen mir ganz und gar nach Scriebe!"
Nur im dritten Stock ſagt eine Frau ganz ſchadenfroh:
„Die Männercharaktere ſind wahr, der Meinige iſt g'rade ſo!"

(Sie klingelt.)

Dritter Act.

Und wie das Zeichen zum dritten Male ſchallt,
Der Vorhang wieder in die Höhe wallt,
Da ſtehn die Liebespaar' noch immer ganz nett,
Und tanzen auch noch immer ihre Menuett,
Jedoch ſind ſie ſchon etwas müd und matt,
Sie haben das Lieben ſchon herzlich ſatt,
Und kämen ſchon, ſo wie ich glaube,
Ach, gar zu gerne unter die Haube!
Sie wiſſen gar nicht, meine verehrteſten Zuſchauer,
Wie der Geliebten bei uns das Leben wird ſauer.
Wenn ſie längſt ſchon Frau könnte ſein,
Und wenn der Dichter immer noch ſagt: „Nein!
Noch nicht! noch eine Garnverwicklung,
Noch eine Knoten-Zerſtücklung!“ —
Wenn die Geliebte im dritten Act
Vom Dichter noch einmal wird angepackt,
Und wird zurückgeſchleudert in den erſten Act,
Und warum? Weil der Onkel aus Amerika,
Mit ſeinem Geld iſt immer noch nicht da.
Ich hoff', daß durch die Dampfſchiff' und Eiſenbahn,
Kommen jetzt die Onkel im erſten Act ſchon an.
Da kommt der Onkel, ein Schiffsmann, ein fetter,
Der ſpricht: „Topp, Mädchen, ſtürmiſches Wetter?
Potz Bomben und Karthaunen! Haſt hohe See?
Bramſegel aufgezogen, Fockmaſt in die Höh'!
Mußt kielholen, leewärts legen!
Mein Schiffszwieback bringt Heirathsſegen!“ —

Ja, ſo ein Schiffsonkel aus Surinam
Zerhaut den Knoten ganz ſtramm.
Das iſt das Ende auch von meinem Stück;
Geſteh'n Sie nur, es iſt ein wahres Glück,
Der Onkel kam gerade noch zur rechten Zeit,
Der Dichter hatte ſchon den dritten Act bereit.
So iſt das Ding bereits zu End',
Die zwei Paare reichen ſich die Händ':
„Mein Karl!" — „Meine Johanne!"
— „Mein Franz!" — „Meine Suſanne!"
— „Welch' Wonnegefühl!" — „Welche Seligkeit!"
Dazwiſchen der Onkel mit Heiterkeit:
„Da, Schiffspatron, gefällt die Takellage?
Geh er zur See mit ſeiner Herzensbagage!" —
Sie bilden eine Gruppe noch zum Beſchluß,
Der Vorhang fällt und vermehrt den Genuß,
Und bleibt Jemand bis zum Ende im Haus,
Ruft er allein uns Alle heraus!

(Nach dem Herausrufen:)

Nun, da ich mit dem Ding kam glücklich an's End',
Erſchein' ich Ihnen ſogar noch als — Recenſent.
Beim jetzigen Recenſentenweſen kanns leicht geſchehen,
Daß auch ſchwache Geſchlechter unter die Recenſenten gehen.
Unter den Frauen gibts geborne Recenſenten mitunter,
Kaum kriegen ſie was Neues, ſo reißen ſie's herunter!

Sie gehen von einer Handlung in die andere ein,
Und neuer Stoff muß für jeden Aufzug ſein!
Da habe ich denn nun eine Maſſe von Recenſionen,
Die gehen alle auf den Verfaſſer los mit Kanonen,
Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wo man viele Kanonen
find',
Manche davon ſchon ganz — vernagelt ſind.
Der Eine kracht los, und hat gewiß ganz recht:
„Das iſt nicht Fleiſch, nicht Fiſch, nicht Huhn und nicht
Hecht,"
Der Andere ſteigt knietief hinein in die Aeſthetik,
Und ſagt: „Ariſtoteles wäre uns jetzt außerordentlich
nöthig!
Der Begriff von Witz, der liegt im Prinzip des Con-
traſtes,
Des Scheines, des Ernſtes, des Zweckes, des Bombaſtes!
Dieſer Witz aber ſpielt mit den Formen der Normen
des Abnormen,
Im Gegenſatze der Reformen des Conformen im
Enormen!"
Der Dritte, der weniger gelehrt, aber viel deutlicher iſt,
Sagt höflich und kurz: „Der Autor iſt ein dummer
Menſch, wie ihr wißt!"
Der Vierte miſcht gar einen Chirurgus mit ins Spiel,
Und ſagt: „Man ſäg' ihm ein' Fuß ab, er hat einen zu
viel!"
Der Fünfte ſpricht: „Auch der Spaß muß tragiſch er-
heben,
Wie Böslauer gezogen von Burgunderreben!"

Ich aber, der Recenſent aus dem armen ſchwachen Geſchlecht,
Ich weiß wirklich nicht, hat Keiner oder haben alle Recht?
Was meinen Sie? An Sie, als höchſte Inſtanz, will ich mich wenden,
Sie haben mein Urtheil ganz allein in den — Händen,
Und Jeder von Ihnen ſein Urtheil jetzt ſag',
In dem bekannten Spruch:
„Zwei Hände und ein Schlag!“

Eine freie Conferenz.

Perſonen.

Ein Doctor der Rechte.
Ein Doctor der Medizin.
Ein Doctor der Weltweisheit und Magiſter der fünfproc. Künſte vulgo Banquier.
Eine ſeufzende Hauptcaſſa.

(Zuerſt treten die drei Männer auf.)

Diplomat.

Stell' mich vor, bin Juriſt, und ein halber Diplomat,
Ich beende die Dinge alle politiſch, aber ſtaat! —

Profeſſor.

Ich bin ein Profeſſor von Frankfurt am Main,
Ich wirke mit der großen Idee, aber klein.

Banquier.

Ich bin ein Banquier, ich ſteh' in der richtigen Mitt',
Ich hab' keine Politik, keine Idee, aber Credit!

Diplomat.

Zu einer Conferenz finden wir uns allhier ein,

Profeſſor.

Zu einer Conferenz? da kann ich nicht dabei ſein!

Diplomat.

Nicht? Und warum denn nicht?

Profeſſor.

Weil im Jahre 1860 und drei
Meine ſilberne Hochzeit iſt, und da wär' ich auch gern dabei.

Banquier.

Ne, ſilberne Hochzeit? Bleiben Sie nur hübſch ruhig dahier.
In zwölf Jahren begeht man die ſilberne Hochzeit auch in Papier.

Diplomat.

Wir ſind ſo eigentlich hier als ein Kranken-Concilium vereint;
Da iſt ſo eine Patientin, die ewig ſeufzt und ſeufzt und weint,
Eine ſcharmante Perſon: „Haupt-Caſſa" genannt,
Die ſind jetzt alle unpäßlich in jeglichem Land. —

Profeſſor.

Das iſt die Gripp'! die circulirende Gripp' auf Ehr'!
Greift die Nerven an und rührt vom nervum rerum her!

Banquier.

Ich bitt' Sie, laſſen Sie uns aus mit Ihrem rerum und nervus!
Es ſind nichts als dreiprocentige vapeurs und damit: servus!

Profeſſor.

Aber werden wir die Patientin denn nicht bald ſehn?

Banquier.

Ich glaube ſchon (man hört ſeufzen) da kommt ſie zu gehn!

Caſſa (leidend und ſchmachtend).

Ach! — ach! — (Alle Drei beſchäftigen ſich mit ihr.)

Diplomat.

Wie befinden Sie ſich heut', gnädige Frau?

Caſſa.

Ach! —

Profeſſor.

Das Wetter iſt doch ſo freundlich, die Luft ſo lau —

Caſſa.

Ach! — O! —

Banquier.

Nehmen Sie Platz, Sie ſind ja geſund und friſch, aber ſchwach.

Caſſa.

Sie glauben gar nicht, wie mir ſo unwohl iſt, — ach!

Diplomat.

Was fühlen Sie denn ſo eigentlich?

Caſſa.

Ach! ſo eine Leere!

Profeſſor.

Eine Leere? Ein vacuum? Davon iſt keine Spur,
Nicht möglich, es gibt keine Leere in der Natur.

Diplomat.

Keine Leere in der Natur? Greifen Sie nur in Ihre Taſche hinein,
Da finden Sie eine Leere, die kann Ihnen zur Lehre ſein.

Profeſſor.

Eine leere Taſche iſt ein naturwidriger Status, alſo —

Banquier.

Dieſer Status, Freund, iſt jetzt in allen Hauptcaſſen der Status quo,

Diplomat.

Jedoch, meine Herr'n, nun friſch auf zur Conferenz,
Was ſpüren Sie denn eigentlich, Euer Excellenz?

Caſſa.

Ach! Einſt! — O! Einſt! Damals! früher, als ich noch,
Aber jetzt, keine Spur mehr und doch!

Diplomat.

Dunkel iſt der Sinn und führet nicht zum Ziel,
Allein ich muß das verſtehen, es iſt juriſtiſcher Styl.

Profeſſor.

Einſt — jetzt — doch — Spur — das klingt verwirrt, meine Verehrte,
Entſchuldigen Sie, waren Sie vielleicht einſt eine Gelehrte?

Banquier.

Einſt eine Gelehrte? Jetzt iſt ſie eine Geleerte und wie,
Und was geben ſich ihre Lehrer mit ihr für Müh'!
Sie hat Ober-Leerer und Unter-Leerer, lauter Genie!

Caſſa.

Ach! und meine Stimme iſt ſo ſchwach, ſie hat gar keinen Schall.

Profeſſor.

In der Diagnoſe heißt das: ſie hat kein Metall.

Diplomat.

Es iſt eine Modification von einem Katarrh vor der Hand,
Jedoch der Kehlkopf leiſtet noch paſſiven Widerſtand.

Banquier.

Die Hauptcaſſa hat den Katarrh? So kommen Sie zu mir,
Ich hab' Bonbons für Sie, lauter Bonbons, Zuckerplätzel in Papier.

Caſſa.

Ach, es haben ſchon ſo viel Aerzte an mir laborirt,
Sie haben das Uebel hingehalten, aber niemals kurirt.

Diplomat.

Das iſt's, was man die mediziniſche Politik nennt,
Die Aerzte interveniren zwiſchen Krankheit und Patient,
Gibt die Krankheit nach, wird der Kranke geſund,
Gibt der Kranke nach, ſo geht er zu Grund,

Sind beide hartnäckig, ſo ſchreitet der Arzt bewaffnet ein,
Kommt mit Pulver und Kugeln, und gräbt Beide ein.

Profeſſor.

Est modus in rebus! Der Fall iſt klar wie ein Schluß,
Der Patientin fehlt nichts, als daß ſie mehr einnehmen muß.

Banquier.

Einnehmen? Einnehmen! Kann ſie einnehmen den modus in rebus?
Einnehmen iſt der Modus, aber wer ſoll eingeben? das „iſt der Rebus.“

Caſſa.

Ach, einnehmen! Ach, ich hab' ſchon ſo oft eingenommen,
Mit vielem Int'reſſe, die Mittel haben mir nicht bekommen.

Diplomat.

Zum Zweck führen nur die Mittel, hier ſind die Mittel der Zweck,
Darum kommen Zweck und Mittel nicht vom Fleck.

Profeſſor.

Ich meine man behandle die Kranke homöopatiſch nur,
Keine theure Apotheke, man überlaſſe ſie der Heilkraft der Natur.

Banquier.

Ja, homöopatiſch! Ich habe ſchon bei ſolchen Kranken practicirt,
Das, was ſolchen Kranken hilft, hab' ich mit Glück auch an Geſunden probirt.

(Klimpert in der Taſche mit Silbermünze.)

Caſſa (zuckt zuſammen).

Ach! (wie begeiſtert) Welche Töne! wie verführen ſie mein Ohr!
Ach! meine Herr'n, der Mann kommt mir magnetiſch vor!

Banquier.

Ich bin pure magnetiſch! Ja, ich bin Ihnen im Stand
Und ſtröm' eine kurioſe Kraft aus, und das blos aus der Hand.

Caſſa.

Ach! und ich ſchlaf' ſo unruhig, hab' ſchwere Träume,
und bin mir nicht bewußt;
Auch fühl' ich eine ſolche Beklemmung auf der Bruſt.

Profeſſor.

Bruſtbeklemmung? Das iſt Mangel an Blut.
Blut iſt Gold, das Blut vermehren, wär' ihr gut!

Diplomat.

Vielleicht kalte Bäder, Douche, kaltes Waſſer in Humpen.

Banquier.

Was hilft da die Tuſch'? Hier heißt es nur pumpen.

Caſſa.

Ach, meine Herr'n, das iſt Alles recht gut und charmant,
Aber während Sie conferiren, nimmt das Uebel überhand.

Profeſſor.

Ueberhand? wirklich? Das iſt erwünſcht! Das iſt gut!
Da lernen wir das Uebel kennen, ganz wohlgemuth.

Banquier.

Ihre Krankheit, Madame, iſt die kurioſeſte von der Welt!
Man weiß was Einem fehlt, und kriegt's doch nicht,
Gelt? (Geld).

Diplomat.

Nun, meine Herren, die Vorfragen ſind aus, Gott ſei
Dank,
Wir ſind in der Hauptfrage einig: die Kranke iſt krank.

Profeſſor.

Krank? Krank ſo eigentlich nicht, aber auch nicht geſund,
Die Wechſelwirkung der Organe iſt geſtört zur Stund'.

Banquier.

So? Dann verlaſſen Sie ſich nur auf mich, auf Ehr'!
Von wem als von mir kommt die ganze Wechſelwirkung
her?

Caſſa.

Ach! welche Qual! — ach! wär' ich nur ſchon todt!

Diplomat.

Nur nichts übereilt, das kommt ſchon, damit hat's keine
Noth,
Doch nicht eher, bis wir allſeitig gekommen zum Schluß,
Bis wir bewieſen, daß das, was ihr fehlt, fehlen muß.

Caſſa.

Ach! der Hunger! Ich möcht' Alles verſchlingen auf
jeden Schritt!

Banquier.

Das iſt kein wahrer, baarer Hunger, das iſt nur Schein=
Appetit.

Caſſa.

Ach! iſt's auch kein Hunger, ſo iſt's doch ein Gelüſt.

Profeſſor.

Das iſt kurios — Gelüſt? da doch ihr Zuſtand nicht geſegnet iſt.

Diplomat.

Sie ſehen, meine Gnädige, wir hoffen das Beſte am End'.

Profeſſor.

Das heißt, meine Gnädige, machen Sie Ihr Teſtament!

Diplomat.

O! ſeinen letzten Willen macht jeder Kluge geſund.

Banquier.

Ihren letzten Willen? Sie will das Letzte vom Mund!

Caſſa.

Ach! ich hinterlaſſe meinen Erben meinen Segen allhier,

Banquier.

Ihren Segen? In Baarem oder in Papier?

Diplomat.

Aber doch endlich zur Conferenz! Sehen Sie ſich nur um,
Wir ſind ja nicht allein, auf uns ſieht ein ganzes Publikum.

Profeſſor.

Ein Publikum? So? Hat das hochverehrte Publikum bezahlt, mein Herz?

Diplomat.

Ei freilich, 2 Gulden für den Sitz, wie vor dem März!

Professor.

Ganz wie vor dem März hat es bezahlt? Das ist schlimm!
Denn dann hat es dafür nur einen Sitz, aber keine Stimm'!

Diplomat.

Aber der Dichter hat Sie zur Conferenz eingeladen und verspricht's!

Banquier.

Nun das ist nobel! Man wird jetzt überall eingeladen und kriegt nichts.

Cassa.

Ach! ich vergeh'!

Professor.

Sie vergeh'n? Das vergeht!

Diplomat.

Aber nun zum Schluß.

(Tritt vor.)

Verehrtes Publikum, hochgeschätzte vereinigte deutsche Damen und Herr'n,
Wenn Sie ein gutes Perspectiv haben, so sehen Sie den Schluß in der Fern'.
Wollen Sie ihn erwarten? Fast wird uns bang',
Es wird Ihnen am Ende vielleicht dennoch zu lang'!

Banquier.

Aber wissen Sie was? Machen wir ein Geschäft — ich bin bereit,
Sie wollen das Ende wissen? Schließen Sie mit mir ab, — aber auf Zeit!

Profeſſor.

Wollen Sie aber, verehrte Deutſche, indeſſen nach Hauſe geh'n,
Und kommen Sie gefälligſt über's Jahr, wir werden auf demſelben Felde ſteh'n.

Caſſa.

Und in der Hoffnung, Sie wieder zu ſeh'n in Lebensgeſtalt,
Will ich trachten, daß ich mich ſo lang' durch ein Anleh'n erhalt'.

(Lehnt ſich an den Banquier an und geht mit ihm ab.)

Beim Hervorrufen:

(Die drei Herren treten allein vor.)

Diplomat.

Was iſt das? Noch mehr Conferenzen will das deutſche Haus?

Profeſſor.

So? Deſto beſſer! Die Gerufenen kommen dabei heraus.

Banquier.

Wer hat mich gerufen? Gott, wie bin ich erſchreckt!
Wenn mich Jemand ruft, will er was vorgeſtreckt.

Diplomat (zum Profeſſor).

Was ſagen wir nur geſchwind? Ein Bonmot, einen Witz!

Profeſſor.

Ein Bonmot? Laſſen Sie mich machen — Verehrtes Publikum, das iſt eine Hitz'!

Banquier.

Das iſt wahr! die Hitz' im Publikum iſt kein Schnack,
Es iſt ihm vor Hitz' alles Geld geſchmolzen im Sack.

Diplomat.

Sei'n Sie doch ſtill! Was ſoll der alte Witz heißen.
Verehrtes Publikum! Verehrte Deutſche —

Profeſſor.

Verehrte Deutſche und Preußen!
Wir können nicht lange hier bleiben, per se.
Die Kranke da drin gibt uns ein großes Diner!

Diplomat.

Eine Art von diplomatiſchem Diner, das will ſo viel ſagen,
Als: wir probiren, wie viel die Andern vertragen.

Banquier.

Ein politiſch Diner, das will ſo viel heißen,
Wer politiſch iſt, hat immer zu beißen.

Profeſſor.

Ein Diner, das iſt die Schule der Diplomaten,
Ein Jeder meint, er allein riecht den Braten.

Banquier.

Und wer da iſt ein echt beſonnener Diplomat,
Der ißt gar keinen Braten ohne Bundſalat.

Diplomat.

Dann geht's auch tiefer in die Politik ſchon,
Es kommt der brennende Plumpuding, das iſt der Palmerſton.

Banquier.

Und nachher eine Delicateſſe, die iſt ganz rar,
So pikant und gut für den Magen: der ruſſiſche Caviar!

Profeſſor.

Und glaubt man ſchon', man iſt fertig, dem Hunger gemäß,
Da, ganz am End', da kommt auch noch der Schweizer-käſ'.

Alle Drei.

Verehrteſte Deutſche, wir wiſſen nicht, wo die Köpf' uns ſteh'n,
Vergeben Sie alſo, daß wir an die Geſchäfte geh'n!

(Alle ab.)

Beim zweiten Hervorrufen:

(Treten mit Caſſa vor.)

Profeſſor.

So treten Sie nur ein, da das verehrte Publikum gern wüßt',
Ob nach dem Eſſen von der Hauptcaſſa etwas übrig geblieben iſt.

Caſſa.

Ich hatte drei Aerzte, bin alſo ſehr gefährlich geweſen,
Jedoch Sie riefen, das macht mich plötzlich geneſen.
Denn wo nur eine arme Caſſa Noth verſpürt,
Dort wird durch Ihre Güte ſie immer kurirt.
Sie kamen als Aerzte, ſo oft man ſie rief,
Denn leider, wir Caſſen werden ſehr oft recidiv.

Sitzung der Ehe- und Liebes-Commiſſion.

Perſonen:

Vorſitzerin und Obfrau der vereinigten Sekaturen	Fräul. Fenſl.
Referent der Liebes-Sekatur . . .	Herr Treumann.
Referent der Ehe-Sekatur	Herr Findeiſen.
Referent der unentdeckten Rathſchlüſſe	. . .
Referent der ſchweigenden Redekunſt	. . .

(Obfrau mit allen Referenten treten auf.)

Obfrau.

Meine Herren, wir kommen heute zum 68. Mal
Zuſammen, um das Wohl der Lieb' und Ehe zu deli-
beriren,
Anträge und Einläufe, ſonder Maß und Zahl
Erwarten ſehnſuchtsvoll das liebe Referiren.
Allein, Gottlob, mein weiſer Eh'- und Liebesrath,
Wir haben zum Wohl der Sache in der That,
Bis jetzt uns blos berathen, aber nichts beſchloſſen!

Wie viel Gutes hätten ſeit vielen Jahren nicht,
Vereine und Commiſſionen gewirkt, wenn ſie unverdroſſen
Sich blos befaßt hätten mit Berathen und Bericht,
Und hätten niemals etwas wirklich noch beſchloſſen.
So wollen wir auch berathen blos das Wohl und Wehe
Der beiden freien Gemeinden: „Liebe“ und „Ehe“.

Treumann.

Hochgeſchätzter Herr Obfrau und ſehr weiſe Commiſſion!
Ich meine drum, inſoferne, obſchon,
Demnach in Bezug auf Etcetera und ſo fort,
Nehme ich die Freiheit mir — d. h. das Wort,
In Punkto Lieb' und Ehe ſind „Einläufe“ da; —
Wiſſen Sie, warum ſie „Einläufe“ heißen? Nein oder ja?
Wenn Vorſchlag und Geſuch bringt in Rath der Verfaſſer,
So läuft Vieles davon ein, wie Tuch im Waſſer,
Darum heißens Einläufe, man hat Beiſpiele davon, zur Friſt
Trifft ſich's, daß das ganze Stück eingelaufen iſt.

Lindeiſen.

Ja, ſo haben wir noch zwei Dinge: „Eingabe“ und „Geſuch“;
Warum? das ſagte niemals mir ein Buch;
Mit der Eingabe iſt's im Jus von der Medizin verkehrt.
In der Medizin gibt der Geſunde dem Kranken ein, wie ſich's gehört,

Im Jus aber gibt der Kranke dem Doktor ein,
Der verſchluckt das Recept, das uns geſund ſoll ſein!
Mit dem „Geſuch" da iſt's noch ein anderer Fluch,
Die Bittſchrift wird verlegt und nach Jahren erſt wird darum ein Geſuch.

(Nr. 3. Referent ſteht auf, macht eine Bejahung und ſetzt ſich nieder.)

Eindeiſen.

O, weiſe bemerkt! und wird in Erwägung gezogen,
Nun beginn' ich mein Referat: Hier auf dieſem Stempelbogen,
Bittet eine Wittib, deren tapfrer Mann
Iſt gefallen als ein biederer Veteran
In die Arme einer freien Amazon',
Um die Ertheilung einer wittwenlänglichen Penſion.

(Nr. 4. Referent ſteht auf, ſchlägt die Hände zuſammen und ſetzt ſich wieder nieder.)

Obfrau.

Der Caſus iſt bedenklich, was denkt mein würdiger Genoß?
Tempora mutantor, oui! et nos!
Mutiren unſere Stimmen ſchon? Was iſt Ihre Meinung?

(Nr. 3 und 4 erheben ſich, der Eine ſchüttelt, der Andere neigt das Haupt.)

Treumann.

Das iſt Bejahung und das iſt Verneinung,
Ja, ſo denk' ich auch! Was iſt zu thun bei dieſer Zeit?

Obfrau.

Ego vero censeo, verſchieben wir die Angelegenheit.

Treumann.

Hier, Geſuch der Liebe: Weil die Treue auf den Hund gekommen,
So bittet ſie, den Liebenden zu Nutz und Frommen,
Die Hundeſteuer ja nicht zu begründen,
Sonſt werde die Treue bald ganz verſchwinden.

Obfrau.

Was meint die hochverehrte Commiſſion,
Ich glaub' wir hörten dieſen Antrag oftmal ſchon.

Findeiſen.

Meine Herrn, die Hunde muß man protegiren,
Sie können aufwarten, ſie können apportiren,
Wenn Sie die Hund' ausrotten, laufen Sie Gefahr,
Die Menſchen verlernen das Schnüffeln ganz und gar.

Obfrau.

Senatus consultum, in Rückſicht auf die Treu',
Bleiben die Hunde jetzt noch ſteuerfrei.

Treumann.

Um aber die Menſchen vor den Gefahren
Des tollen Hundebiſſes zu bewahren.
Wird jeder Menſch, der ſich beißen läßt zumalen,
Sogleich fünfundzwanzig Gulden Straf' bezahlen.

(Nr. 4 und 5 neigen das Haupt.)

Findeiſen.

Hier Nr. 6765: Vorſchlag von einem Mann und ſeiner Frau,
Zu einem neuen ſoliden Brückenbau
Ueber den Strom der Zeit, der, ohne Gewiſſen,
Die Liebe und die Zärtlichkeit hat weggeriſſen.
So daß von der Ehebrücken annoch,
Nichts ſtehn geblieben als ein einz'ges — Joch!

Obfrau.

Me hercle! Wie iſt's gekommen, daß die alte Brücke
Der Strom der Zeit hat zerriſſen in Tücke?

Treumann.

O, die Brücke war klug gebaut, als das Waſſer hereinbrach,
Stemmte ſie ſich nicht lang', der Kluge gibt nach.

Obfrau.

Und welch' ein neuer Plan liegt vor,
Zur Ehebrücke, die feſter denn zuvor?

Findeiſen.

Der Plan iſt einfach und iſt grundgeſcheidt,
Zuerſt ſpricht man vernünftig mit dem Strom der Zeit,
Daß er gar nicht ſtrömen ſoll acht oder ſieben Jahr.
Bis die Brückenplän' fertig ſind fürwahr;
Dann nimmt man zum Brückenbau expreß,
Ein Material, das ewig dauert, z. B. „n' Prozeß!"
Dann ſtellt an beiden Ufern man Advokaten hin,
Die das Material hinüber und herüberziehn.

Treumann.

Velde bene! Und zu Brückenpfeilern, das ist das allerbest',
Nimmt man Sina und Rothschild, die stehn fest,
Und zu den Brückenbögen werden die großen Bogen
Der „Berliner Kreuz-Zeitung über den Strom" gezogen,
Denn die stemmt sich auf allen Wegen,
Am hartnäckigsten dem Strom der Zeit entgegen!

Eindeisen.

Und wenn man wissen will, wie hoch das Wasser steigen kann,
Lege in das Flußbett einen Wiener Hausherrn man,
Denn höher als der steigt kein Wasser dann!

Obfrau.

Und wenn die Brücke gebaut schon steht am Ort,
Und bei der Ueberschwemmung sie stürzt dennoch ein sofort?

(Nr. 4 und 5 zucken die Achsel.)

Treumann.

Dann werden Alle, die den Antrag unterstützt, beim Sitzen
Hingestellt, um auch die Brücke zu unterstützen.

Obfrau.

Angenommen und gegeben so zu Protokoll.
Jetzt sagt, was noch berathen werden soll?

(Nr. 4 und 5 schütteln den Kopf.)

Findeiſen.

Hier ſind einige Einläufe: Die Pantoffelmänner überhaupt,
Wünſchen, es ſei ihnen eine eig'ne Innung erlaubt.

Treumann.

Das geht nicht, das iſt gegen das Gewerbeweſen,
Sie ſind ſtets ein Theil der Simandelzunft geweſen.

Findeiſen.

Eine Frau ſchildert den gänzlichen Ruin und Verfall
Der Hauptſtraße zum Herzen des Herrn Gemahl,
Und bittet demüthigſt zu den Sternen,
Um neue Anſchotterung, Trottoir und Gaslaternen!

Obfrau.

Der Antrag iſt gerecht, wie man zu ſagen pflegt,
Alſo meine Herren, wird er vor der Hand — ad acta gelegt.
Und die Trottoirs im Männerherzen — das geht nicht ſo geſchwind,
Weil die meiſten Herzen dazu viel zu enge ſind!

Treumann.

Und wegen der Beleuchtung? Da iſt erſt abzuwarten, was wird geſchehen, —
Zuerſt muß ganz finſter ſein, dann — wollen wir ſchon ſehen! —

Findeiſen.

Hier Nr. 6796: Geſuch der Hausfreunde zu ihrer Bequemlichkeit
Die Hausſperre zu verlängern auf ſpätere Zeit.

Treumann.

In der Stadt, da geht's noch an, aberſt alleine
In der Vorſtadt, da ſperren ſie ſchon um neune!

Obfrau.

Kann nicht ſein, die Hausfreunde geben jetzt keine Ruh',
Sie verkennen ganz ihren eigenen Lebenslauf,
Die Hausmeiſter ſperren das Thor nicht zu zeitlich zu,
Der Mann ſperrt Maul und Aug' zu ſpät erſt auf.

Treumann.

Nr. 7777. Die Strohwittwen alle wohlgemuth,
Bitten um Errichtung von einem Erſatzmanns-Inſtitut!

Findeiſen.

Genehmigt, und wir ſelber werden gleich morgen,
Den Vollzug der Sache ſelber beſorgen.

Treumann.

Nr. 9596. Die „brennende Liebe" bittet zu bedenken einmal,
Die große Theurung vom Brennmaterial!

Obfrau.

Quosque tandem Catilina abutere?
Daran laboriren wir ſchon lange, auf Ehre,
Wahrhaftig, das iſt ein bitterböſer Kampf,
Die Lieb' und die Eiſenbahn verſchlingen alles Holz und allen Dampf!

Findeiſen.

Drum hora est jam das Uebel zu kuriren,
Wir werden nun auch den Platz im Herzen licitiren,
Auf dem das Brennholz wird aufgehäuft,
Dadurch wird's zwar noch theurer, wie Jeder begreift,
Allein, das iſt Homöopathie, die helfen muß,
Wir nennen das im Dialekt: „Similia similibus!“
(Nr. 4 und 5 nehmen die Uhren heraus und machen Zeichen der Ungeduld.)

Treumann.

Es ſcheint, daß die Herren Referenten ſchon lauſchen,
Den Rathstiſch mit dem Mittagstiſch zu vertauſchen.
(Nr. 4 und 5 ſchütteln das Haupt.)

Findeiſen.

Sie ſind angegriffen! Was Sie aber auch leiſten!
Ich ſag's immer, die Kopfarbeit ermüdet am meiſten!

Treumann.

Es iſt ein wahres Glück für uns, daß zu dieſer Friſt,
Eine ſolche Sitzung nicht mehr öffentlich iſt.

Findeiſen (zu Nr. 4 und 5).

Sonſt hätten wir morgen gedruckt und geſtochen,
Alles zu leſen, was Sie heute geſprochen.
(Nr. 4 und 5 zucken die Achſel.)

Obfrau.

Alſo Commiſſion und Sitzung ſind zu Ende ſchon?

Treumann.

Und fürwahr, das war eine ſaubere Commiſſion!

Obfrau, Treumann und Findeiſen (zum Publikum).

Verehrteſte! Das allgemeine Wohl
Das iſt beſorgt und aufgehoben,
Und zu ihrem beſonderen Wohl
Iſt dieſe Sitzung auch ſchon aufgehoben!

Die Geheimniſſe von Baden.

Ein alter Kurgaſt . . . . . Herr Rott.
Ein Heuriger . . . . . „ Findeiſen.

Der Heurige.

O, bitte man jefälligſt um Entſchuldigung, bin erſt angekommen,
Und war in Baden noch jar niemals nie,
Allein aberſt es wird hier Brunnen jenommen,
Man trinkt hier Molke, Schwefelwaſſer in der Früh',
Allein aber es jeht jeder solo, jeder jeht alleene,
Zuſammenjeſellung und Converſation iſt keene. —

Der Alte.

Ach! Sie ſind ein Berliner, das liegt ja glaub' ich in Preußen,
Auch eine ſchöne Gegend, dort heißen ſie die Donau Spree,

Und wenn ſie ihren Sand vom Zollverein losreißen,
So bleibt von Deutſchland nicht die blaſſe Idee.
Alſo, Sie wundern ſich über Badens ſtille Weſen?
(für ſich) O Rabbi Kiba! Der iſt noch nicht da geweſen.

Der Heurige.

Die Converſation, der Geiſt iſt allens, uf Ehre,
Die Kur iſt eenzig und alleene für's Jemüth,
Die Molken, die Bäder, det iſt Allens Chimäre,
Das Amüſement allein iſt das Heiljebiet.
Sie reden von Sand? Nun Sie mögen mir jloben,
Der Staub iſt bei ihnen auch jut aufjehoben.

Der Alte.

Der Staub? Der Staub, der wird ſie doch nicht geniren?
Der Staub, der gehört in Baden ſchon mit zu der Kur,
Das iſt kurioſer Staub, man kann ihn ſortiren,
Parkſtaub, Straßenſtaub, Staub von Wald und von der Flur,
Er bietet Abwechslung in verſchiedenen Graden,
Es ſind vereinigte Stäube von Derſſel, Weitersdorf, Alland und Baden!

Der Heurige.

Iſt das Menſchenmöglichkeit! Und der Staub iſt ſo fleißig!
Im Park iſt er ſchon Morgens in aller Früh',
Den janzen Tag arbeitet er für dreißig,
In der Stadt, in der Krainerhütte, dort und hie,

Auch auf dem Weg jeht er den Wagen bis an die Achſe,
Und das Allens, ſollt' man's ſloben? für zwei Gulden Taxe.

Der Alte.

Ja, das gehört auch zu den Geheimniſſen von Baden!
Die Tax! Die Tax', die iſt Manchem ein Gräul,
Denn Kurgäſte gibt's, Kurgäſte von Gottes Gnaden,
Die wollen Alles auf Einmal, und Alles in Eil',
Doch ſollen ſie bezahlen, da laſſen ſie die Badner ſitzen,
Das Geld ſoll ſich Baden malen und den Staub doch ſpritzen!

Der Heurige.

Und wie iſt's mit der Societé, dem geſelligen Leben?
Iſt viel Unterhaltung, Partie, Converſation?
Wie kommt's, daß man ſrad' zu Mittag eben
Im Park ſich braten läßt, wenn groß die Hitze ſchon?
Wenn anderwärts die Leut' in Ruhe transpiriren,
Arbeiten die Menſchen erſt im Park ſpazieren.

Der Alte.

Das iſt auch ein Geheimniß von Baden mitunter,
Das muß man kennen, wie ich als alter Badegaſt,
Im Mittagspark ſind wenig Leute d'runter,
Die jetzt im Park erſt kamen zur Mittagsraſt.
Die eine Hälfte ſitzt für den Abend ſchon auf ihren Neſtern,
Die andere Hälfte ſitzt noch da von Geſtern.

Der Heurige.

Alleen man hört keen Jeſpräch, es ſitzt Jeder alleene,
Der jeiſtige Austauſch macht ſich man nicht recht,
Die Herren thuen den Damen ja nicht een Bischen ſchöne,
Man ſieht auch nur das Rumpfparlament vom ſchönen Geſchlecht,
Die Frauen ſtricken, halten Bank, man ſoll pointiren,
Die Männer aber wollen jar nichts hazardiren!

Der Alte.

Das iſt ein Geheimniß von Baden wieder;
Der Schwefel, der macht die jungen Männer ſtumpf,
Und weil zu den Frauen kein Galanthomme ſich ſetzt nieder,
Stricken als Erſatzmann ſie ſich ihren Strumpf.
Unſre jungen Männer ſind keine Herzbeſtricker,
Sie haben nichts im Aug' als ihren Zwicker.

Der Heurige.

Jetzt iſt's jar ſchlimme! Der Abend wird ſchon länger,
Da muß man wohl in's Theater wieder jeh'n,
Bei dem Jedanken ſchon wird mir bang und bänger,
Denn wie wird's mit der Beleuchtung dort ausſeh'n?
Iſt's wahr, was man von hier erzählt ſich in der Ferne,
Der Direktor jibt zum Entréebillet noch Jedem 'ne Laterne?

Der Alte.

St! St! Die Beleuchtung iſt Badens größtes Geheimniß,
Das iſt eine ſolide Perſon, läßt ſich bei Nacht nicht ſeh'n,
Der Mond, der wird beſtraft für ſein Verſäumniß,
Wenn er nicht ſtets will im Kalender ſteh'n.
In Baden wund ſich fallen, das wär' ein großes Laſter,
Denn man fällt dabei ſogleich auf ein — ſchlechtes
Pflaſter!

Der Heurige.

Was ſoll das rothe Zelt im Park bedeuten?
Ganz wie aus Schillers „Räthſel" heraus:
„Ein Gebäude ſteht da von uralten Zeiten,
Es iſt kein Tempel, es iſt kein Haus!" —
Iſt das vielleicht zu mancher Tagesſtunde
Ein Caſino für die mitgebrachten Hunde?

Der Alte.

Auch dies Geheimniß will ich Ihnen löſen,
Dies rothe Haus, das Sie hier ſchauen,
Ließ einſt ein Paſcha, der in Baden hier geweſen,
Zum Souvenir als ein klein Haremchen bau'n.
Es ſteht jetzt leer, zur Erinnerung nur pflegen
Abends Stimmen hier zu fragen: „Haben's kan Türken
g'ſegen?"

Der Heurige.

Ich danke ſchönſtens, jetzt zum Schluß nur noch Eenes,
Sollte det wohl och een Jeheimniß ſint,

Auf dem Berg oben ſteht een Hüttchen, een kleenes,
Zum Schutz vor Sonnenſchein, vor Dichtkunſt und vor Wind,
Das iſt nicht ganz recht, weil Mancher ſagen könnte:
„Der Park iſt blos für Anlagen, aber nicht für Talente.“

Der Alte.

Da wenden Sie jetzt an den rechten ſich eben,
Ich löſe das Geheimniß Ihnen im Nu,
Für Jemand, der niemals hat Ruhe gegeben,
Baute ein Gönner allhier eine hölzerne Ruh',
Und auf dem Calvariberg oben ruft mancher Kurzweil'ger:
„Wand'rer, ſteh' ſtill! Hier ruht ein kurioſer Heil'ger.“

Zwei Badener Kurgäſte im October 1848.

Eine zeitgemäßigte Bagatelle.

Ein gutgeſinnter Wiener Hausherr . . Herr Rott.
Ein gutgeſinnnter Wiener Journaliſt . „ Treumann.

Treumann.

Guten Morgen, Herr Hausherr! ſo früh ſchon auf? das iſt geſund!
Sie wiſſen gewiß: „Morgenſtund' hat Gold im Mund!"

Rott.

's iſt wohl möglich, daß ſie Gold im Munde führt,
Allein ſie hat gewiß vom jetz'gen Goldcours was geſpürt,
Da macht's den Mund gar nicht auf, ſie iſt ganz ſtill,
Ich glaub', daß auch ſie für Gold uns nur papierl'n will!

Treumann.

Zu was braucht ein Hausherr noch Gold auf der Welt,
Wer Häuſer hat, iſt ſtets „ſteinreich“ auch ohne Geld,
Ein Hausherr und eine Schnecke ſind leicht ganz munter!
Sie ſtecken die Fühlhörner aus, und droht Gefahr — ſo
kriechen's unter!

Rott.

Ja, gut wär's, wenn wir wie Schnecken thun lediglich,
's Haus auf'n Rücken nehmen könnten, wenn —
(ſieht ſich ängſtlich um, und macht eine Geſte des Schießens)
Sie verſtehen mich!
Die Schnecke kann bei ihrem Haus ſein, fröhlichen Sinn's
Sie hat keine Einwohner und verliert zu Michaeli kan
Zins!

Treumann.

Aber warum haben Sie Wien verlaſſen? In der That?
Sind Sie nicht Gardiſt, Ausſchuß, Demokrat?
Sind Sie nicht auch im conſtitutionellen Verein Beiſtand,
Der dreitauſend Köpf' hat, ohne Fuß und Hand?

Rott.

Na! Schaun's, ich war von jeher ein Feind von jedem
Verein!
Sei's ein „gemäßigter“ bei Bier, oder ein „rother“ bei
Wein!
Da ſchreiens und lamentirens: „die Zöpf' müſſen fort!“
Und bis ſie's beſchließen hat jeder ſein Haarbeutel dort!
Allein! Allein! Wenn man allein iſt, läuft man leicht
und geſchwind,

Man erhält ſich für den Staat, das heißt dann „gutgeſinnt!“
Aber à propos, Sie ſind ja auch ein gutgeſinnter Mann,
Ein Journaliſt, ſo hauens die Schlechten in die Pfann'!
Ja, ſo ſein die Herr'n, wenn's ruhig iſt, iſt Jeder ein Anderer,
Wenn's aber bedenklich wird, ſo werdens lauter „Wanderer.“

Treumann.

Ja, wir Journaliſten ſind ſchlechter d'ran als eh', denn ſehens nur,
Wir hatten früher auch kein Talent, aber wir hatten, Gottlob! Cenſur!
Da haben wir dem Publikum ſo glauben gemacht,
Wir hätten Genie, aber die Cenſur hat's abgeſchlacht!
Jetzt aber iſt das große Geheimniß entdeckt,
Daß ſelten Genie und Geſinnung wo ſteckt;
Jetzt ſchreibt Alles, die Bücherſtreicher ſind verbannt,
Dafür aber nehmen in Blättern die Landſtreicher überhand!

Rott.

Und deshalb, wenn in der Stadt die Freiheit nimmt überhand,
So ſtreichen die Gutgeſinnten ſich ſelber auf's Land!
Ja, in Baden hat die Journaliſtik ruhigen Weg und Steg,
In Baden hat's blos Schwefel, aber in Wien hat's Pech!

Treumann.

Ad vocem Wien! ich höre, daß im Lichtenthal
Hat's geſtern gebrannt ſchon zum zwölften Mal!

Rott (erſchrocken).

Ach Gott! Im Lichtenthal? da reiß ich mir die Haare aus,
Im Lichtenthal? ich unglücklicher Menſch, da hab' ich ein Haus!

Treumann (ſich corrigirend).

Nein, nicht im Lichtenthal, ich hab' mich verſprochen,
In Gumpendorf iſt geſtern Feuer ausgebrochen.

Rott.

In Gumpendorf? Ach, das iſt ein Elend und a Graus!
In Gumpendorf? Ich geſchlagener Mann! dort hab' ich auch ein Haus!

Treumann.

Ach, ich irre mich heut ſtets, das iſt ungeſchickt!
Auf der alten Wieden wurde das Feuer erblickt!

Rott.

Auf der alten Wieden? da wurde der Brand geſehn?
Ich unglücklicher Mann! da hab' ich zwei Häuſer ſtehn.

Treumann.

Nicht auf der alten, auf der neuen Wieden, dort
Sah man Feuer geſtern an verſchiedenem Ort.

Rott.

Auf der neuen Wieden! Mich trifft der Schlag,
Fort hab' ich ein Haus gekauft, erſt vor wenig Tag!

Treumann.

Ich ſeh' ſchon, ein Hausherr iſt ein unglücklicher Mann,
Da ſind wir Journaliſten viel beſſer daran!
Wir haben kein Haus, und unſere Blätter brennen nicht,
Denn Gottlob die meiſten ſind waſſerdicht!

Rott.

Wenn ich mich nur auf d'Hausmeiſter verlaſſen könnt',
Aber der Eine iſt im Bierhallen-Klubb Präſident,
Dem Andern liegt der Rauſch ſtets in den Gliedern,
Denn er muß ſich jeden Tag wo anders verbrüdern!
Der Dritte iſt ein Maurer, ein ſchwacher Greis,
Sein Weib verſieht ſein Geſchäft, ſie macht ihm Alles — weiß!
In's Vierte hab' ich eine Hausmeiſterin g'ſetzt,
Die iſt aber in der Legion Feldwebel jetzt.

Treumann.

Aber Ihre Frau Hausfrau, die laſſen Sie in der Tinte,
Die lief nicht von Wien fort, iſt ſie keine „Gutgeſinnte"?

Rott.

Die Frauen! die Frauen! (ängſtlich umherblickend) Was die Frauen jetzt treiben,
Wer gar nicht ſchreiben kann, könnt' ein Buch d'rüber ſchreiben.

O Adam! Adam! Könnt' ich ihn jetzt erwiſchen allein,
Aus Vorſicht ſchlüg' ich ihm die andern Rippen ein!

Treumann.

Die Frauen ſind nicht Schuld, in jedem Frauenherzen
fein,
Logirte Gott einen Engel und einen Teufel ein,
Klopft ein Engel an, ſo find't er den Engel zu Haus,
Klopft ein Teufel an, ſo kommt ein Teufel heraus,
Das Unglück iſt, daß manches Weib iſt ſelbſt in Zweifel,
Wenn der Mann ſie ruft: „Mein Engel". — Das iſt
der Teufel.

Rott.

O meine Frau iſt als Gutgeſinnte überall bekannt,
Sie bittet ordentlich mich um den Belagerungszuſtand,
Ich fürchte für ſie das Feuer nur ungeheuer,
Strohwitthum iſt Brennmaterial, das fängt bald Feuer.

Treumann.

Sei'n Sie ruhig, ſie hat ſchon capitulirt.

Rott.

Wer? meine Frau?

Treumann.

Nein! Stadt Wien, wie ſich's gebührt.

Rott.

So! Gott ſei Dank, wie ſich das glücklich fügt,
So haben wir Gutgeſinnten doch endlich geſiegt!

Jetzt geh' ich nach Wien, ſchau' auf meine Inwohner gemach,
Und wer mir nichts zahlen kann, dem laß ich ein Drittel nach.

Treumann.

Auch ich geh' nach Wien, und ſchreib' und ſchimpf' mich ſatt.
Verdächtige Jeden, bei dem Sinn für Freiheit findet Statt,
Verſchon' die Unglücklichen, die Gott gerichtet hat,
Und zeig' der Welt, was das heißt: ein gutgeſinntes Blatt.

Die Journale in der Arche Noah.

(Geſprochen von Herrn Findeiſen.)

Man ſagt allgemein, ich weiß nicht ob auch mit Recht,
Die Menſchen ſeien jetzt ganz verdorben und ſchlecht,
Die Welt ſei ſo von Laſtern jetzt eingenommen,
Daß ſchon eine zweite Sündfluth wäre gekommen,
Wenn nicht der Himmel ſchon erfahren hätt' anitzt,
Daß alle Sündfluth auch nichts hat genützt!
Ja, die Menſchen ſind ſchlecht, ſind von Grund aus verdorben,
Beſonders diejenigen, die noch nicht geſtorben,
Denn die Todten, die ſind die Braven und Auserleſenen,
Man frag nur alle Wittwen nach ihren „ſelig Geweſenen!"
Aber die noch leben, die ſich noch unterſtehen nach Luft zu ſchnappen,
Die kann man alle Augenblick beim Schlechten ertappen;

Es gibt Menſchen — es iſt um den Verſtand zu rauben! —
Es gibt Menſchen — entſetzlich — die einer Zeitung nichts glauben.
Es gibt Andere — das iſt ärger als Mord, —
Die glauben wieder den Zeitungen jegliches Wort!
Und es gibt gar Andere — man kann in der Welt nicht mehr bleiben, —
Es gibt gar Andere — die ſogar Zeitungen ſchreiben!
Es gibt Menſchen, die ſich eher die Füße verrenken,
Ehe ſie in ein Concert zu gehen gedenken,
Und ſollt' man ihnen auch einen „Cercle-Sitz" ſchenken!
Es gibt ſogar Menſchen — entartete Weſen! —
Die noch „Onkel Toms Hütte" nicht geleſen!
Es gibt verſtockte Gemüther — Sie glauben das nicht! —
Die leſen in Journalen gar nie ein Gedicht,
Und käm es erſt ganz brühheiß vom Ofen,
Und hätt' es auch nicht mehr als achtundvierzig Strophen.
Es gibt Menſchen, die ſind ärger als die gemeinſten Diebe,
Sie ſtehlen uns den Glauben an platoniſche Liebe!
Sie ſagen, es ſoll's ihnen verzeihen der Herr von Plato,
Aber es hat ſich viel geändert von ihm bis a dato! —
Es gibt Courmacher, die gerathen gar nicht in Grimm,
Wenn die Grauſame ſagt: „Sie ſind aber ſchlimm!"
Viel Frevler ſagen: „Man könnte Kritiken über Ira Aldrigde ſehen,

Von holden Kritikern, die kein Engliſch verſtehen,
Sie ſagen ferner, wenn unſern Poſſen ein Witz zuweilen entſchlüpft,
So ſei es nicht unmöglich, daß ihn der Dichter geſchnipft,
Es gibt Ehrabſchneider, die ſagen, es gäbe Recenſenten
Die nicht grad immer leben von ihren Renten,
Welche alle Künſtler nur ihre „Staatspapiere“ heißen,
Und ihnen immer ein Coupon herunterreißen!
Auch, ſagen ſie, gäbs Redakteurs in allen Ländern,
Die nie erröthen und doch oft die Farbe ändern!
Doch noch ſchlechter ſind, wie wir es leſen,
Die Menſchen alle vor der Sündfluth geweſen,
So ſchlecht, daß von ihnen war nichts mehr zu hoffen,
Daß ſie zuletzt in ihren Sünden und im Waſſer erſoffen,
Nur für den frommen Noah blieb die Arche offen,
Er, ſeine Kinder, von jeglichem Vieh ein Paar. —
Die Geſellſchaft war zwar klein, aber rar!
Aber draußen war ein Regen gar nicht zu ſagen,
Ein Wetter, man ſollte keinen Recenſenten hinausjagen,
Und aus Langeweil beſchloſſen viele von den Thieren,
In der Arche Zeitungen zu redigiren;
Herr Noah gab ihnen willig gleich die Conceſſion,
Und nachdem ſie erlegt die Caution,
Erſchien die erſte Probenummer ſchon!
Zuerſt kündigte „Kikeriki,“ — der Herr „Hahn“ —
Sein „Morgen-Chronikle“ vor Tags ſchon an,
Das geht täglich nun wie ein Perpendikel,
Er kräht an jedem Tag denſelben Artikel,

Und drückt die Augen zu, der Hahn, als Beweis,
Daß er den Artikel ſchon auswendig weiß.
Drauf wird auch der „Bär" als Redakteur beſtellt,
Er redigirt die „Zeitung für die elegante Welt."
Der „Maulwurf" wird auch ein Redakteur zur Stunde,
Er gibt ein Journal für „Aſtronomie und Sternenkunde."
Der „Kukuk" auch fühlt ſeine harmoniſche Bedeutung,
Und redigirt eine „muſikaliſche Zeitung."
Die „Schnecke" kauft ſich auch ihr großes Druckpapier,
Und beglückt die Welt mit einem „deutſchen Courir."
Der Hirſch mit ſeinem Hauptſchmuck kommt auch heran,
Und kündigt für Familienleben „den nützlichen Hausfreund" an.
Endlich wird auch des „Murmelthier" ein Journaliſt,
Und redigirt auch ein Journal, „den Humoriſt"!
Und in der Arche Noah alle dieſe Blätter
Haben eine politiſche Richtung, ſie reden vom Wetter!
Ihr Stoff fällt ihnen vom Himmel ganz geſegnet!
„Es regnet!" „Es regnet!" „Es regnet!" „Es regnet!"
„Es regnet! Das iſt ein großes Vehikel,
Das ſagt ein Jeder anders im Leitartikel!"
Der Eine ſagt: „Wir haben Leut'n mit Parapluis begegnet,
Woraus man vermuthet, daß es regnet!
Wenn's aber auch nicht regnet, das Paraplui,
Das bleibt doch einmal ein „fait accompli."

Der Andere ſagt: „Es regnet, der Thatbeſtand iſt wohl war.
Doch was es für ein Regen, das iſt noch nicht klar,
Noch iſt erſt feſtzuſetzen der Satz:
Regnet es Land oder regnet es Platz?“
Der Dritte ſagt: „Wären nicht gerade Regenwolken am Horizont,
So ſchiene entweder die Sonne oder der Mond!“
Ein ander Blatt wird polemiſch und ſagt: „Einer unſrer Herrn Collegen,
Tritt in Angelegenheit von dieſem Regen
In ſeiner Anſicht uns feindlich entgegen,
Wir laſſen den Leſer über zu entſcheiden,
Wen der Regen trockner gelaſſen von Beiden!“
Ein fünftes Blatt ſagt in Menſchenlieb' und Huld:
„An dieſem ew'gen Regen ſind nur die Juden ſchuld!
Die Wolken da oben ſind lauter Hebräer,
Sie ſind am Himmel die Hauſirengeher,
Die ſaugen von der Erde jeden Tropfen an,
Und wenn ſie voll ſind, platzen ſie dann.“ —
Nach dieſen politiſchen Donnern und Blitzen,
Kommen aus der Arche die beliebten „Lokalnotizen,“
Auf welche die Leſer beſonders ſich ſpitzen.
— „Eine Bachſtelze hat mit Bedauern das rechte Bein gebrochen.“ —
— „Ein Storch hat ſich mit dem Schnabel in den Bauch geſtochen,“ —
— „Ein Kalb that aus dem Stall ſich entfernen,
Daraus können unſere Mütter was lernen.“ —

— „Eine Gans iſt geſtern plötzlich geſtorben,
Sie hat ſich an zu viel Kukuruz verdorben.
Wir theilen den Fall mit, damit in allen Gebieten,
Die Hausfrauen ſich vor ähnlichem hüthen!“ —
— „Aus Liebesgram tödtete ſich ein Selcher,
Aus Discretion aber ſagen wir nicht welcher.“
Nach den „Localnotizen“ kommt erſt das Beſte daran,
Da fangen die lieben Inſerate an:
— „Eine Ziege erbietet ſich als Amme geſchwind,
Zu einer ſoliden Familie ohne Kind!“ —
— „Ein Pavian, Wittwer, in den beſten Jahren,
Auf anderen Wegen leider unerfahren,
Sucht eine Frau voll Reiz und Hulden,
Er ſieht weniger auf Geburt als auf 2000 Gulden!“
Und alle dieſe Blätter, die wir hier nannten,
Hatten in der Arche nicht mehr als — ſechs Pränume-
ranten!
Man denke das arme vielgeplagte Weſen,
Noah ſollte alle Blätter halten, wenn auch nicht leſen.
Er ſprach: „Es ward mir ja geſagt beim Beginnen:
Ich ſoll in der Arche Pech haben von Außen und
Innen!“
In ſeiner Angſt macht er das Auge auf ganz klein,
Da flog eine Taube ihm ins Maul hinein,
Und wie es denn geht, wenn der Menſch Pech einmal
hat,
Sie brachte im Munde wieder „ein Blatt!“
Ein Oelblatt! Ein Oelblatt iſt das einzige Blatt auf
Erden,

Bei dem ein Redacteur kann fett noch werden!
Und als die Arche auf dem Berge ruhte aus,
Stiegen die Herrn Redacteure alle aus,
Zerſtreuten ſich nach Süd und Oſt und Weſt und Nord,
Aber die Blätter leben in dem Geiſte fort,
Sie können jetzt ſo, wie es damals geweſen,
Ueber den politiſchen Horizont in allen Zeitungen leſen,
In jedem Blatt uns daſſelbe begegnet:
„Es regnet! es regnet! es regnet! es regnet!“
Das Eine kommt Abends, das Andere kommt früh,
Mit ſeinem papiernen Regenparaplui,
Und manchmal, das kann man auch zuweilen ſehen,
Bleibt ſo ein Paraplui in Gedanken ganz ſtehen!
Aber die politiſchen Blätter, die ſind zu beneiden noch,
Ein jedes hält ſich doch an ein ſicheres Wetterloch;
Aber die literariſchen Blätter, die engelreinen,
Die nichts verdauen, die nichts deuten, die nichts meinen,
Die ſich um gar nichts kümmern, wie ſie ſagen,
Die im Namen vom Sonnengotte Phöbus
Zündhölzel verkaufen, Charaden oder Rebus,
Von was ſollen die ihr kärglich Daſein ziehn?
Wahrlich, das ſind „die Geheimniſſe von Wien!“
Aber der Himmel iſt gnädig, dieſe armen Geiſter,
Mit lauter Recenſionen ſpeiſt er!
Für die hat Gott erſchaffen Komödianten und Artiſten,
Pianiſten, Flötiſten, Violiniſten, Lautoniſten,
Und das große Heer der Virtuoſen,

In Kinderröckchen und in Pluderhoſen,
Dieſen dienen wir arme Künſtler zur Speiſe,
Drum ſprech' ich dieſes auch nur ganz leiſe;
Sonſt leſen Sie es morgen ſchon gedruckt,
Wie mich vielleicht Einer ganz hat verſchluckt.
Und wenn davon dann ſollte ſein die Sprach',
Bitt' ich Sie, reden Sie mir nichts Uebels nach!

Der Menſch als Staatsmaſchine.

Es iſt der Menſch mit ſeinen viel Gelenken,
Wie ihn der liebe Gott erſchaffen hat,
Mit ſeinem Kopf und Hirn zum Denken,
Mit ſeinem Antlitz ſchön, oval und glatt,
Mit ſeinem Fuß, die Schritte gut zu lenken,
Mit Hand und Bruſt und Herz und Schulterblatt,
Ganz wie gemacht, daß er als Vorbild diene
Zur allerbeſten reichen Staatsmaſchine.

Der „Kopf“ iſt der Regent bei jedem Erdenſohne,
Denn das Regieren liege nur in einer Hand,
Der Kopf allein, er trägt die Denkerkrone,
Denn Geiſt und Urtheil, Klarheit und Verſtand,
Sie wählen ſich den Kopf zum hohen Throne,
Gedanken blitzen in dem ſchönen Stirnenband,
Die oberſte Gewalt im Staatenleben,
Sie ſei in eines Menſchen Macht gegeben.

Die „Augen“, die den Blick in weite Fernen tragen,
Sie ſind von „Auswärts das Miniſterium,“
Sie ſenden Telegraph, Depeſchen, Fragen,
Weitſehend in die ganze Welt herum;
Sie wechſeln Noten, bitten, zürnen, klagen,
Sie blitzen und ſind freundlich wiederum,
Und will es ihnen auch nicht immer glücken,
So wiſſen ſie geſcheidt ein Auge zuzudrücken.

Die „Naſe“, dieſer Hauptpunkt in dem Angeſichte,
Sie iſt das „Miniſterium der Polizei,“
Die Naſe riecht die ganze Weltgeſchichte,
Wo was zu ſehen iſt, da iſt die Naſ' dabei,
Daß ſie zum Wohl des Staates ſtets berichte,
Wo etwas faul, anrüchig ſo im Leben ſei,
Die Naſ' in Ehren! ſie iſt nöthig zu dem Weltbehelfe,
Und wenn ſie nieſ't, ſagt Jedermann: Gott helfe!

Der „Mund“, und was gehört zu ſeinem Ganzen,
Die Zähne, Gurgel, Kehle und auch Hals,
Er iſt das „Miniſterium der Finanzen“,
Er braucht zwar viel, doch er ernährt auch All's;
Er muß ſorgen ſtets für Magen, Wannſt und Ranzen,
Für Milz und Leber, für das Herz auch manchenfalls;
Und hat der Mund noch ſo viel Nahrung eingetrieben,
Iſt alles and're voll, nur er iſt leer geblieben!

Das „Herz“, das in dem Buſen iſt verborgen,
Das „Miniſterium des Innern“ präſentirt,
Ihm anvertraut ſind die innern Lebensſorgen,
Von ihm wird Ruh' und Wohlſein prätendirt,
Es iſt bewegt, erregt vom Abend bis zum Morgen,
Es ſei zu weit nicht und zu eng creirt,
Denn wenn das Herz an uns nur Recht geſprochen,
Kann es d'rauf ſtolz ſein, kann es d'rauf — pochen!

Der „Magen“, dieſer bäuriſche Philiſter,
Der Magen iſt das „Proletariat“,
Gebt ihm zu eſſen, fleißig und zufrieden iſt er,
Der Hunger iſt ſein Tyrann und Potentat,
Er kümmert, ſatt, ſich den Kuckuk und ſein'n Küſter
Um Politik, Geſetz und Kirch' und Staat,
Der Magen iſt ein Faß, das kann man täglich hören,
Denn großen Lärm machen nur — die leeren!

Die „Hände“ und die Arme, eng verbunden,
Sind zum „Miniſterium des Kriegs“ ernannt;
Gerüſtet ſeien ſie zu allen Stunden,
Doch nicht aus Luſt zum eitlen Kampf entbrannt;
Das Haupt zu ſchützen vor Gefahr und Wunden,
Sind ſie, für Kaiſer, Ehr' und Vaterland,
So erbt ſich fort im menſchlichen Geſchlechte:
Die Rechte für die Waffen, Waffen für das Rechte!

Die „Füße“, Sie erlauben ſchon dies Wort, ich bitte,
Die Füße ſind die „Unterthanen“ nur,
Das Haupt ſoll weiſe lenken ihre Schritte,
Das iſt das Grundrecht im Geſetze der Natur,
Sie ſollen folgen, wenn es lenket ihre Schritte,
Denn von der Höhe nur ſieht man die rechte Spur,
Jedoch bleibt's wahr, beim Gang, beim Lauf, beim Tanze,
Die Füße unten tragen doch das Ganze!

Reden und Sprechen

oder

Redensart und Wahrheitsfahrt.

Der Himmel hat dem Menſchen die Sprache gegeben,
Das Sprechen macht ihn zum höchſten Conterfei,
Das Reden aber iſt vor dem Thiere kein Vorzug eben,
Denn Reden kann auch der Staar, der Papagei.
Nur was die Menſchen ſprechen, ſoll man beachten,
Doch was die Leute reden, muß man verachten!

Man ſpricht anders in Schwaben und anders in Sachſen,
Die Sprache hat Grammatik, Regel, Geſetz,
Doch reden kann man, wie der Schnabel gewachſen,
Es gibt keine Regel, wie man die Zunge wetz';
Das Sprechen iſt gemacht, auf daß die Klugen ſchweigen,
Das Reden iſt gemacht, daß ſich die Narren zeigen.

Wem Sprechen im Sinne: „Gedanken offenbaren“,
Iſt nur die eine Bezeichnung: „ſprechen“ bekannt,
Das Reden jedoch geht in tauſend Formularen
Durch Saal und Zimmer, und Stadt und Land,
Man heißt's auch: plaudern, plappern, ſchwätzen,
klatſchen,
Ausrichten, ſchnattern, wispeln, munkeln, tratſchen!

Wer fremde Sprachen ſich macht eigen,
Der gilt als ein grundgelehrter Mann,
Wer ſich mit „fremde Reden“ doch will zeigen,
Der iſt mit ſeinem Titel anders dran!
Die ungebundne Rede läßt man dem Buch paſſiren,
Die ungebundne Sprache wird hie und da geniren!

Die Sprache hält ſich feſt an angeſtammte Worte,
Ein jedes Wort muß welthiſtoriſch ſein;
Nur hie und da, an dieſem, jenem Orte,
Erfindet ein Poet ein Wörtchen klein,
Beim Reden doch, da red't man lange Stunden,
Und doch iſt jedes Wort faſt rein erfunden.

Es gibt leider jetzt gar viel Redefiguren,
Man ſeh' nur unſre Feſteſſen alle an,
Was machen da die Redner für Figuren!
Sie ſtoßen mit dem Glas und mit der Rede an.
Sie reden ſich ein gar viel vom großen Ruhme,
Und ſprechen ſich aus durch des Weines Blume!

„Er spricht wie ein Buch," hörte früher man so sagen,
So hielt den Sprecher man für geistreich drum,
Jetzt möchte man Einen für solches Lob verklagen,
„Er spricht wie ein Buch", heißt jetzt: „Er spricht dumm."
In unsern Büchern sieht man nur Bilder oder Fehde,
Doch von der Sprache ist gar nicht die Rede!

Und unsere Journale! St! — ich sag's unter vier Augen —
— Denn wenn's Einer hört, so ist es mit mir aus! —
Die reden von Allem, was sie sich aus dem Finger saugen,
Doch mit der Sprache will Keiner heraus.
Und weil in ihnen all' ist nur die Red' vom Acteur,
Drum heißt ihr Chef sich richtig: Redacteur.

Die Sprach' ist die Trägerin der Gedanken so zu sagen,
Drum lebt sie in den Journalen angenehm,
Denn da hat die gute Sprache gar nichts zu tragen,
Da hat's die Sprache ungeheuer bequem!
Die Redacteure selbst sind nicht zu sprechen für Jeden,
Doch lassen, Gottlob, die Meisten „mit sich reden"!

Die Wahrheit, sagt Kant, ist kritisch und historisch,
Natur und Kunst beruht auf Wahrheit immer,
Wie wahr die Kritik jetzt, das ist notorisch,
Zu ihr braucht die Kunst in Wahrheit eine gute Natur.
Den Weg zur Wahrheit muß sich die Kritik ebnen,
Denn Wahrheit beruht — auf Erfassen des Gegeb'nen!

Die Wahrheit wird nackt gemalt, darum auch hängen
Ihr ihre Freunde alle ein Mäntelchen um!
Und weil ſie ſich ſo ſehr um die Wahrheit drängen,
Erblickt gar nichts von ihr das Publikum.
Das Wahrſagen aus der Hand will nicht mehr behagen,
Jetzt läßt man ſich das Wahre in die Hand nur ſagen!

Die Männer, die ſich ſtets auf Wahrheit nur ſpreizten,
Die hatten von jeher nirgends ruhigen Stand,
Drum heißt's ja: Mit der Wahrheit kommt man am Weit'ſten!
Man kommt ganz weit, von Land zu Land,
Und weil die Wahrheit liegt im Weine für Praſſer,
Drum trinken die Leute jetzt ungeheuer viel — Waſſer!

Es iſt ein Gebot: man ſoll der Wahrheit nicht zu nahe treten,
Drum halten ſie ſich in Ehrfurcht ganz weit von ihr,
Die Wahrheit fühlt ſich gekränkt und betreten,
Sie erſcheint wohl oft im Drucke, doch nicht auf Druck-papier,
Nur Kinder und Narren die Wahrheit noch bieten,
Dafür haben ſie auch: „eigne Engel, die ſie behüthen!“

Die Wahrheit beißt einem gewaltig in die Naſe,
Drum, wenn man nieſ't, heißt's: „Helf Gott!? 's iſt wahr!“
Drum ſchnupfen die Philoſophen bei jeder Phraſe,
Weil Wahrheit ſtets eine freie Prieſe war.

Den Wahrheitssprechern muß das Schnupfen theuer kommen,
Weil sie das Jahr hindurch so viel Nasen bekommen.

Die Wahrheit hatte einstens einen Tempel,
Zur Zeit vom alten Heiligenthum,
Als Opfer brachte man, ein feierlich Exempel,
Alljährlich einen fetten Ochsen um.
Die Ochsen können dies nun nicht mehr vergessen,
Und brüllen und nennen die Wahrheit vermessen.

Die Wahrheit wächst auch ohne Begießen,
Obwohl sie oft wie begossen bleiben muß,
Sie lernt richtig folgern, richtig schließen,
Drum eil' ich in Wahrheit nun auch zum Schluß.
Ob ich Wahrheit gesprochen, Sie sind zum Urtheil berufen,
Sie können gütig bestätigen, und dann wider-rufen.

Das Whiſtſpiel der Ehe.

(Declamirt von Fräulein Wildauer.)

Den Karten gleich ſind alle Frauenzimmer,
So glatt, ſo bunt und oft ſo fein gemalt,
Vom Rücken aus, da gleichen ſie ſich immer,
Nur das Geſicht allein ſtets anders ſtrahlt,
Bei Frauen und bei Karten nützt Verſtand gar nie,
Nur die Figur allein entſcheidet die Partie!

Bei Karten und bei Frauen gibts verſchiedne Spiele,
Die Lieb' iſt blind, drum tappt ſie blos Tarok:
Der Leichtſinn liebt auf einmal Viele,
Spielt „préférence“ mit einem ganzen Schock.
Zu Zweien ſpielte „mariage“ man einſt und eh',
Jetzt ſpielt zu Zweien blos man „écarté“!

Die deutſchen Karten ſieht man ganz verweiſen,
Die franzöſiſchen gerathen nur allein,
In Lieb' und Eh', in allen Lebensweiſen
Spielt den „franzöſiſchen Fuß“ man allgemein,
Einſt waren „Hoffnung, Glaub' und Lieb'“ in Flor,
Doch jetzt ſind „Geld und Rang und Titel“ Terzmajor!

Im Spiel der Liebe muß man kühn es wagen,
Nur als „Hazardſpiel“ Amor es erſchuf,
Jedoch iſt Ehe ein „Commerzſpiel„ ſo zu ſagen,
Die Eh' iſt unter den Spielern der lange Puff!
Sie ſitzen und ſitzen und Niemand etwas ſpricht,
Und ſpielen und beten: „Geduld, verlaß uns nicht!“

Jedoch mehr noch iſt die Ehe zu vergleichen
Stets mit dem „Whiſtſpiel“ durch die Bank,
In Beiden ſieht man ſtets dieſelben Zeichen,
Entweder tiefes Schweigen oder lauten Zank,
Beſtimmt vom Schickſal iſt die Partie,
Man ſpielt zuſammen und paßt doch nie.

Die Frau ſpielt aus nach Wohlgefallen,
Die gute Frau, ſie macht allein „A-tout“!
Der Mann jedoch, man bemerkts bei Allen,
Der gute Mann gibt ſtets blos zu!
Und invitirt einmal der Mann auf „coeur“,
So trifft's ſich's oft, ſie hat kein's mehr! —

Oft kann der Mann ihr Spiel gar nicht verſtehen,
Er weiß nicht: Was meint ſie denn damit?
Der Dritte aber ſcheint drauf einzugehen —
Das nennt im Spiel man „eine falſch' Invit,“
Der Dritte aber kennt die Zweite ſchon,
Und find't die Dame richtig — singleton!

Auch Farb' bekennen muß man lehren
Im Eheſpiel, ſo wie im Whiſt,
Daß, wenn die Männer Herz begehren,
Sie nicht zum Trotz mit einer pique da iſt.
Denn wenn die Frau gibt falſch' Couleur,
Verliert der Mann gar oft auch die Honneurs.

Ja, Lieb' und Eh' und alle Lebensarten
Sie gleicht dem Kartenſpiele ganz und gar,
Der Zufall miſcht, das Schickſal gibt die Karten,
Die Hoffnung reicht die Marken dar,
Dem Glücklichen ein jedes Spiel geräth,
Wer Unglück hat, iſt immerdar „la bête!“

Doch fad und traurig wär das Leben,
Gäb's Ehe nicht und auch nicht Liebesſpiel,
Denn ſüß iſt da ſo „geben“ als „Vergeben“!
Selbſt jeder Stich ins Herz iſt Hochgefühl,
Der Hageſtolz jedoch, wie er ſich ſtemm',
Er wird am Ende ganz allein — Großſchlemm!

Es kommt zu nichts.

(Vorgetragen von Herrn Carl Rott.)

Wie die Welt entſtand und das Welt-Theater?
Zuerſt war „Nichts“, dann war das Chaos da,
Daraus entſtand die Welt; das Chaos war ihr Vater,
Das Nichts aber iſt der Welt ihr Großpapa!
Die Welt iſt jetzt ſo gut, ſo herzig um und um,
Es trägt jetzt Jeder ſeinen Großpapa in der Taſche herum.

Alſo erſt war Nichts und Chaos vorhanden,
Und nach Nichts und Chaos kam ſogleich die ganze Welt,
Und ſo wie die Welt am erſten Tag entſtanden,
So iſt ſie bis auf den heutigen Tag beſtellt:
Es wechſeln auf der Welt ab ganz ſäuberlichſt,
Bald Chaos, Nichts und Welt, bald Welt, Chaos und Nichts.

Man ſagt: die Welt ſteht ſchon viel' Jahrhundert,
Dann ſagt man weiter: die Welt muß ihren Gang ſo geh'n!
Hat Sie das Ding nicht auch ſchon oft gewundert?
Die Welt ſoll ſonderbarer Weiſe geh'n und ſteh'n?
Allein ſie geht, denn ſie ſteht ſchon längſt nicht feſt,
Und ſie ſteht, weil kein Menſch ſie gehen läßt.

Die Welt iſt alſo aus dem Chaos gekommen,
Jedoch das Chaos kömmt nie aus der Welt,
Doch hat es einen andern Namen angenommen,
Weil ſich gar zu viel Chaoſſe eingeſtellt,
Darum in dem Wörterbuch der Diplomatie
Heißt man das Chaos nur: ein „fait accompli!"

Sind Sie, meine Verehrten, nicht neugierig, zu wiſſen,
Wie man ein ſolides, ſchönes, dauerhaftes Chaos macht?
Nichts leichter als das. Sie nehmen ein ſeidenes Kiſſen
Und legen darauf eine Hand voll Nichts in orientaliſcher Tracht,
Dazu franzöſiſchen Senf, dann engliſch Pflaſter darauf,
Begießen's mit deutſchen Leitartikeln und das ſchönſte Chaos geht auf.

Wollen Sie gefälligſt vielleicht auch ergründen,
Wie man auch ein Nichts macht von erſter Qualität?
Man nimmt einen Redacteur, läßt ihn brochiren und binden,
Dann nimmt man den erſten beſten Wetterprophet,

Dann löſt man beide auf in einer Geld-Operation,
Dann kömmt ein Nichts heraus, es iſt ein Paſſion!

Nach Nichts und Chaos kömmt die Börſe gleich daneben.
Die Börſe? Ja, ich ſag' Ihnen, wie man macht auch die.
Man nimmt einen Kaufmann, ſolid wie Spinnenweben,
Etwas Wind vom Stephansplatz und Staub vom Waſſer-Glacis,
Eine falſche Pepita als Privatdepeſche überbracht,
Ein'n Papierdrach' zum Steigen, ein Loch zum Fallen,
und die Börſ' iſt gemacht.

Die Welt iſt alſo aus dem Nichts entſtanden,
Drum kommen zu nichts ſo Viele auf der Welt.
In den meiſten Dingen und in den meiſten Landen
Iſt es leider im Allgemeinen ſo beſtellt.
Ein jeder Menſch denkt's — ein jeder Menſch ſpricht's,
Man wünſcht's, man hofft, man möcht', aber es kommt halt zu nichts.

Die deutſche Freiheit und das deutſche Drama,
Die haben jetzt eine Zukunft, die werden dick und ſtark,
Wir haben Dramaturgen! O heil'ger Brama!
Dramaturgen in Budweis und in Steiermark.
Die Zeitung poſaunt's, die Kritik beſpricht's,
Wir warten auf einen Schiller, aber es kommt halt zu nichts.

Mit der deutſchen Oper ſind Wenig' zufrieden,
Und eben ſo wenig mit dem deutſchen Ballet,
Die „Stagione" kömmt, die Geſangs-Pyramiden,
Von Stimm' und Vortrag — ein wahres Bouquet —
Und neue Opern Abends beim Schimmer des Lichts!
Wir lauern, wir paſſen, aber es kommt halt zu nichts.

Man lieſt eine Zeitung, Paris, London und Brüſſel,
Telegraphiſche Depeſchen und Neueſtes dazu,
Man lieſt — und lieſt und ſteckt ſeinen Rüſſel
Bis in die letzte Zeile des Blatt's ohne Ruh',
Man ſucht Neues und Neues, die Zeitung verſpricht's,
Man ſucht und ſucht, aber es kommt halt zu nichts.

Am ſchwarzen Meer, da ſitzen ſie in der Tinte
Und an der Donau da ſitzens im Sand,
Die Federn gehen los, doch nicht die Flinte,
Die Flotten gehören alle zum gelehrten Stand:
Sie gehen auf und ab, und ſimuliren mit Verzerrung des Geſichts,
Man glaubt: jetzt haben ſie's, aber es kommt halt zu nichts.

Um Mitternacht, da wo die Wege ſich kreuzen,
Kommen vierundzwanzig Noten und Depeſchen zuſamm',
Nach Frieden und Eintracht ſie alle geizen,
Der Verwickelung ſetzen ſie Schranken und Damm,
Sie erfreuen ſich alle des ſtärkſten Gewichts,
Sie mögen — ſie wollten — aber es kommt halt zu nichts.

Man hat Kunſtvereine, die Künſtler zu heben,
Es werden Bilder ausgeſtellt und verlooſt,
Das iſt ein Gucken, ein Rennen, ein Leben,
Die Künſtler athmen auf ganz frei und getroſt,
Sie warten auf Beſtellungen ganz heitern Geſichts,
Man wird ſchon — man möcht' ſchon, aber es kömmt
halt zu nichts.

Da iſt ein Wochenkrebs, der zu ſeiner Deviſe
Den Ausſpruch: „Es kommt zu nichts" ſeit lange ſich
nahm,
Wenn es doch zu etwas käme, da hätt' er eine Prieſe
Aus Nieswurz, wie er lange keine bekam!
Aber es iſt ein Druckfehler, das: es kömmt zu nichts,
Denn es ſoll eigentlich heißen: „er kömmt zu nichts."

Sie warten und warten und fragen beklommen,
Was wird das End' vom Liede ſein?
Wann wird denn endlich Pikantes jetzt kommen,
Fällt dem guten Mann gar nichts mehr ein?
Ich verweiſe Sie aber auf den Titel des Gedichts,
Der heißt ja ganz deutlich: „es kömmt halt zu nichts."

Die orientaliſche Frage in der Arche Noah.

(Geſprochen von Herrn Carl Treumann.)

Die Menſchen wurden alle geſchaffen aus Erde,
Sie kamen aus der Erde und vermehrten ſich ſo ſehr,
Daß der Himmel endlich dachte: ich gefährde,
Zuletzt habe ich lauter Menſchen, und gar keine Erde mehr! —
Darum ließ der Himmel die Herr'n Aerzte entſpringen,
Um die Menſchen wieder in die Erde hinein zu bringen.

Ja, ſo war es! — Als die geſammte Menſchheit ſich den Magen verdorben,
An dem bekannten unzeitigen Apfel-Compot,
Als eine Fluth von Sünden ſie erworben,
Als Leib und Seele krank war und bank'rott,
Da beſchloß der Himmel die Waſſerkur zu probiren,
Und die Menſchheit von Grund aus wieder in Grund hinein zu kuriren.

O, das Waſſer iſt ein Heilmittel ſondergleichen,
Es hat ſogar die Tugend, daß es Sünden kurirt,
Das Waſſer duldet bekanntlich gar keine Leichen,
Aber drinn herumſchwimmen und krank ſein, das paſſirt!
Die Hydropathen ſind keine Rezept-Papier-Verputzer,
Die laſſen ſich nichts bezahlen, höchſtens ihre — Plutzer! —

Als die Waſſerkur ward vom Himmel beſchloſſen,
Die Menſchheit zu vertilgen à tout prix,
Nur Noah ganz allein, ſammt Frau und Sproſſen,
Die bauten ein Schiff für ſich und das liebe Vieh.
Die Arche Noah mit der ſonderbaren Matroſenrotte,
Das war das erſte Schiff von der — deutſchen Flotte.

Ich kann es beweiſen, denn die Arche hatte weder Bucht noch Hafen,
Nicht einmal einen Jahdebuſen, ſie hatte auch kein Bett,
Sie könnte noch auf der trocknen Erde ſchlafen,
Wenns nicht zum Glück ſo fürchterlich geregnet hätt! —
Daß die Arche von der deutſchen Flotte war, ſteht auch ganz deutlich zu leſen,
Denn es heißt: ſie iſt von allen Seiten voller Pech geweſen: —

Ja, die Arche war von echt deutſcher Bereitung,
An Material, Mannſchaft, Proviant,
Der Schnabel glaub ich, war die „Neue preuß'ſche Zeitung",
Da war das Steuern natürlich Jedermann gleich bekannt!
Ein deutſcher Profeſſor übernahm Wind- und Wetterzeichen,
Und ein Cenſor war da, um die Segel zu ſtreichen.

Als die Arche nun fertig war, kamen die Paſſagiere,
Von aller Welt Enden, aus jeglichem Eck,
Das kleine Vieh ſowohl, wie die großen Thiere,
Für die Cabinen, für die Cajüte und für's Verdeck;
Aber immer nur Mann und Weib, ein Ehepaar, ſo ſteht es zu leſen,
Wieder ein Beweis, daß die Arche ein Kriegsſchiff geweſen.

Und als ſich die Arche vom Land ſchon will trennen,
Kommt daher geſchlichen ein ganz kurioſes Weib,
Nicht Fiſch, nicht Vogel, ein Weſen, gar nicht zu kennen,
Trug einen Schlafrock mit einem langen, langen Leib;
Und Noah ſchnaubt ſie an: Wer biſt Du denn, ſo ſage! —
Da lispelt das Weib: „Ach, ich bin die orientaliſche Frage!"

„Die orientaliſche Frage!“ ertönts wie Mordio und Zeter,
„Und ſo ganz allein?“ fragt die Frau von Noachin;
„Ein Weib, das ſo herumläuft ohne Mann, Couſin und Vetter,
So eine ganz herrenloſe Dardanellerin!!“
Ja, ledig bin ich, ſagt die Frau Frage unumwunden;
Ach, ich kann nichts dafür, daß ich noch nicht den rechten Mann gefunden!

Endlich wird die Frage doch im Schiffe aufgenommen,
Gleich aber entſteht ein Streit unter dem übrigen Gethier,
Der Eine ſchreit „Hinaus!“ der Andere ſchreit „Willkommen!“
Der Eine ſagt „Herein!“ der Andere ſagt „Marſchir!“
Und an dieſer Einigkeit in Worten und Weſen
Erkennt man wieder deutlich, daß es lauter Deutſche ſind geweſen!

Es bilden ſich unter den kleinen Geſchöpfen
Verſchiedene kleine Verſammlungen dann;
Den Vögeln kennt man am Schopf und an Zöpfen
Ihr Klima und ihr Vaterland gleich an!
Es ſetzen ſich zuſammen der Thiere kleine Staaten,
Um über die Aufnahme der Frage gemüthlich zu berathen.

Die kleinen Vögel, Spatz, Fink und Meise,
Die kleinen Thierchen, Biber und Maus,
Die kleinen Insekten, Grille und Ameise,
Die rathen hin und her, sie rathen ein und aus,
Endlich geben sie von sich ein Ultimatum,
Gemacht, daß es bringt ein Vieh in der That um!

Und so lautet der Beschluß der gentes minores:
„Da wegen Mangel an Einheit und Plutzer-Bier,
Schon einmal Rom und Sparta ging kapores,
So beschließen in alleiniger einiger Einheit wir,
Daß man zum Heil der Welt die orientalische Frage,
Bis zu einer zweiten Sündfluth noch wieder vertage.

Wir lassen sie laufen, sie macht uns nicht bange,
Wir setzen an irgend einem Ufer sie aus,
Ist die Person gelaufen so lange,
So soll sie noch fortlaufen, das alte Haus!
Ne erlauben Sie, hören Sie mal, det wäre zu ville,
Wegen so einer übertragenen Mamsell machen wir noch
nicht mobile!"

Unterdeß wird der Weg immer nasser und nasser,
Die Arche geht schon ganz flott in die Höh.
Sie schwimmt durch das Weltmeer im wachsenden
Wasser,
Und vom Ocean direkt hinein in die Spree;

Vom Nordwind getrieben in die Eider und Eifel,
Bis hinein in den Sund, ſo ſchnell wie der Teufel!

Endlich nach und nach wird das Wetter denn doch wieder heiter,
Wie immer, wenn es ſo lange geregnet hat,
Das deutſche Schiff ſchwimmt noch ein Stückchen weiter,
Bis ſie endlich alle daſtehn am Berge — Ararat;
Vater Noah macht das Fenſter auf und ſchickt hinaus einen Raben:
„Schau nach, was wir da draußen Neues haben!

Der Rabe, das iſt der erſte Courier geweſen,
Er flog hin und her wie im ſchnellſten Ritt,
Doch, wie in authentiſchen Quellen zu leſen,
Brachte er nur die wichtige Nachricht „nichts Neues“ mit,
Da dachte Noah: jetzt ſchick ich die Taube aus, das iſt ein Frauenzimmer,
Die erfahren alle Neuigkeiten am erſten immer.

Und richtig, die Taube brachte auch gleich eine Depeſche,
Von Maſter Cobden ein Olivenblatt mit;
Das war eine Nachricht, eine frohe, eine feſche,
Wenn gleich auch mancher Unglücksbote ſie beſtritt;
Auf dieſem Blatt, das bis heut noch grün geblieben,
Stand deutlich: „Es kommt zu nichts“ geſchrieben.

Da tönt es freudig: „Vivat! ausgeſtiegen,
Das ungewiſſe Schwimmen, es iſt aus!“
Nach allen Seiten ſah man's kriechen, rennen, fliegen,
Ein jeglich Weſen eilte in ſein Land nach Haus,
Nur die orientaliſche Frage, es iſt abominable,
Die unglückliche Perſon verirrt ſich und kommt in den
Thurm von Babel!

Was ſie dort macht, darüber gehn verſchiedene Gerüchte:
Ein Reiſender, der von Babel kommt, erzählt,
Daß ſie dort in verſchiedenen Sprachen unterrichte,
Da hat ſie ſich ein recht dankbares Fach erwählt;
Vater Noah aber legt' nieder ſein Flotten-Commando,
Und verkaufte die ganze Geſchichte — Cicitando!

Prolog.

(Gesprochen von Herrn Nestroy bei Eröffnung seiner Direction.)

Ein Prolog? Was ist ein Prolog, meine Hochverehrten?
Wissen Sie das, die Sie so viele doch schon hörten?
Zu einem Prolog, nach unsern festen Schablonen,
Gehören in der Regel stets drei Personen;
Ein Autor, der ihn schreibt, ein Sprecher, der ihn spricht,
Und dann ein Publikum, das sitzet zu Gericht.
Der Autor weiß, was er schreiben soll, nicht,
Der Sprecher versteht oft selbst nicht, was er spricht,
Und das Publikum bringt auch keinen Sinn daraus zuwege,
Das ist gewöhnlich das Schicksal der Prologe!
Ich selbst erschein auch heute mit Sorg' und Harm
Vor Ihnen nun mit einem Prolog Arm in Arm.
Indem ich als Director betrete eine schwere Eisenbahn,
Schick' ich den Prolog als Locomotiv' voran;
Er soll den Weg mir bahnen zu Ihrer Gunst,
Aber nicht durch Dampf allein und blauen Dunst,

Vielmehr durch die Verſicherung, daß ich in dieſer Eigenſchaft
Die Bahn befahren will mit hundert Pferdekraft,
Um am Ziele anzukommen in der kürzeſten Zeit,
Am ſchönſten, höchſten Ziele: Ihrer Zufriedenheit!
Gefährlich iſt die Bahn, die ſchon ſo Manchen äſſte,
Sie braucht der „Span" viel und viel der beſten Kräfte,
Ich hab' als Leiter niemals dieſe Bahn befahren,
Obſchon ich fleißiger Paſſagier ſeit vierundzwanzig Jahren;
Doch fehlt's mir nicht an Muth, an Kunſt, an gutem Willen am meiſten,
Mit dieſem Material kann man ſchon manches leiſten.
Beſonders wenn Sie, mit Geduld und Nachſicht im Geleite,
Als Bahnwächter freundlich ſtehen mir zur Seite.
Bedenken Sie gefälligſt, die Volksſtücke fahren wohl in Maſſe,
Doch ſitzen wenige von ihnen in der — erſten Claſſe.
Unter gar ſo vielen Stücken trifft ſich's leider ſchon,
Daß man oft auch ankömmt an einer — Waſſerſtation!
Und kömmt auf einer Privatbahn etwas aus der Schiene,
Bedenken Sie, auf Staatsbahnen ſtockt auch manchmal die Maſchine! —
Nun gebt der Zug bald ab in ſeinen neuen Phaſen,
Ich als Conducteur, ich fang' ſchon an zu — blaſen!
Doch bitt' ich, ſei das Gleichniß ganz nicht angenommen,
Ich bitte, nach dem Blaſen mit dem Pfeifen nicht zu kommen!

Ich hab' als Autor und Darſteller in manchen Stunden
Den Werth, die Süßigkeit von Ihrer Huld empfunden;
Und oft, wenn's mir mißlang in doppelter Geſtalt,
Bedeckten's freundlich Sie mit Nachſicht alſobald.
Nun aber bedarf ich noch als eine dritte Kraft
Jetzt mehr als je Ihre theure Bundsgenoſſenſchaft.
In meiner geringen Perſon ſich jetzund präſentirten:
Autor, Schauſpieler, Director, als die drei Alliirten.
Dieſe drei Alliirten ſtreben nun mit Glut und Freudigkeit,
Um Ihren „engen Anſchluß" zu erringen mit der Zeit;
Stellt ſich im Anfang vielleicht ein Fehlſchlag ein,
So laſſen Sie das huldreichſt keinen „casus belli" ſein;
Vergleichen Sie gütigſt nicht ſogleich und pede stante
Nun meinen status quo mit dem status quo ante!
Wir hoffen mit der Zeit Sie zu befriedigen fürwahr,
Glauben Sie's uns! auf Ehr'! das iſt kein Tartar!
Ihre Güte zu erobern, ſei unſer einzig Monopol,
Wir werden ſie erobern und wär' ſie — Sebaſtopol!
Wir ſegeln drauf los mit Flotten und Schaluppen,
Wir bringen dann und wann noch neue Landungs-
truppen,
Und führen wir nur auf die Belagerungsbatterie
Von Eifer, Fleiß, Beharrlichkeit und Müh',
Dann öffnet Ihre Gunſt dem fleißigen Truppen-Corps
Mit Lieb' und Milde ſelbſten Thür und Thor.
Sie wiſſen voraus nun den ganzen Feldzugsplan;
Zwar vor der Hand iſt wenig noch gethan,
Mit einem Prolog beſetz' ich vor der Hand
Ihre Nachſicht und Geduld, aber nur als — Pfand;

Zwar geht's jetzt noch, was Niemand übel nimm',
Noch langſam, langſam, pomali, grad' — wie in der Krimm;
Noch wollen wir auch nicht, daß Sie im Voraus applaudiren,
Daß Sie auf die Nachricht des Prologs ſchon illuminiren.
Wir bitten nur um Ihre Freundlichkeit und Huld,
Um eine Verlängerung von Ihrer gütigen Geduld;
Und wir hoffen, trotz Mühe, Hemmniß und Beſchwerden,
Der Volkstheater-Tartar ſoll eine Wahrheit werden.

(Beim Hervorruf:)

Doppelt freut mich dieſe Ermunterung, dieſer Applaus,
Es ruft mich liebenswürdig jetzt das volle Haus;
Mit Dankbarkeit wird das von mir aufgenommen,
Ich hab' ja keinen andern Wunſch, als nur — herauszukommen.

Weibliches Gutachten über Gewerbefreiheit.

(Geſprochen von Herrn Carl Treumann.)

Der Dichter, d. h. der Verfaſſer von dieſem Schwanke,
Hat mich heute zum Frauenzimmer erhoben und ernannt;
Ich bin ein Frauenzimmer, ein ſchrecklicher Gedanke!
Ich bitte, das nicht zu vergeſſen und mich zu behandeln galant!
Ich bin ein Frauenzimmer, ein Dingsda, ein Emanzipirtes,
Ein Emanzipirtes, d. h. wenn man's nur anſchaut, ſo capitulirt es.

Die Herren der Schöpfung, Sie werden wiſſen, wen ich meine?
Sie wiſſen gewiß, wer die Herren der Schöpfung ſind?

Die Männer! — aber nur von in der Früh um Neune
Bis fünf Uhr Mittag, ſa lange man ſie im Amte
findt;
Um fünf Uhr beginnen die Amtsſtunden der Frauen,
Da ſind die Herren der Schöpfung als Amtsdiener
zu ſchauen.

Am Himmel regiert am Tag die Frau: die Sonne,
Ihr Mann, der Mond regiert in der Nacht,
Das iſt ganz gut gemacht für die himmliſche Wonne,
Auf der Erde iſt's aber verkehrt grad gemacht.
Da regiert am Tag der Mann, drum will ihm der
Sommer behagen,
An einem kurzen Wintertag hat er gar nichts zu ſagen.

Alſo die Herren der Schöpfung machen die Geſetze.
Wir Frauen ſagen: Na, laſſen wir ihnen die Freud'!
Sie haben ja nichts andres zu thun, die lieben Schätze!
Sie machen Geſetze, ſo vergeht ihnen die Zeit!
Sie machen Geſetze, wie wir machen die Kleider,
Wenn ſie nicht paſſen, ſo — ändern die Schneider!

Für uns Frauen iſt es ſchwer, Geſetze und Kleider zu
machen,
Wir ſind gar ſo komod, gar ſo appart, gar ſo „ſo ſo"
Das Kleid wär das Wenigſte, aber die Nebenſachen,
Die ſind theurer als das ganze liebe Stroh.

Was man zum Kleid und Geſetz nicht alles braucht, es
iſt ein Jammer;
Es thät noth, mit dem Schneider käm' die ganze Han-
delskammer.

Da haben die Herren der Schöpfung in den letzten Tagen
„Gewerbgeſetze" gemacht; Tauſchgeſellſchaft, Credit
mobilier,
Und Alles, ohne uns Frauen ein Wort davon zu ſagen,
Sollen wir das leiden? — Keine Idee!
Sich wollen die Männer an der Gewerbefreiheit laben,
Und wir Frauen ſollten den alten Zunftzwang noch
haben?

Der Zunftzwang iſt bis jetzt ſtets ein „Hemmſchuh" ge-
blieben,
Der alte Zopf vom „Wandern", „Meiſterſtück", „Ge-
ſell", —
Wer ſein Handwerk verſteht, das Handwerk zu „lieben",
Der werde unſer Meiſter gleich auf der Stell'!
Die Junggeſellen, die viel Courmacher, die Hin- und
Her-Huſcher,
Die am längſten gewandert, ſind die größten Pfuſcher.

Nun, ihr lieben Schweſtern, jetzt müſſen wir uns erheben,
Und darum halt' ich einen Vortrag jetzt parat,
Wir Frauen müſſen auch unſer Gutachten abgeben,
Wiſſen Sie was? wir bilden einen „Gemeinderath!"

Sie, meine holde Dame, ich und dann der Verfaſſer —
Das wird ein Gemeinderath vom reinſten Waſſer!

Alſo unſer weiblicher Gemeinderath iſt jetzt conſtituirt.
Ich, wie ich hier ſteh', bin Vorſitzerin!
Ueber die Gewerbefreiheit wird nun deliberirt,
Ueber die Gewerbefreiheit in Lieb' und Ehe im ſtrengſten Sinn.
Wir wollen das Gewerbegeſetz jetzt faſſen beim Kragen!
Die Frau Gemeinderath ſchweigt? Das hat was zu ſagen!

Unſere Sitzung beginnt: und ſollte eine Räthin auch fehlen,
So ſchlafe gleich eine andere auf ihrem Platz!
Alſo Gewerbefreiheit ſoll ſein für uns arme Seelen,
In Liebe und Ehe, in Courmacher und Schatz,
Beſonders aber wollen wir von allen andern Geſchichten
Für die Hausfreunde eine Tauſchgeſellſchaft errichten!

Beſonders im Cabinet der Bewerber und Freier,
Da wollen wir auf Gewerbefreiheit beſteh'n!
Sonſt werden die Männer endlich gar zu theuer —
Man kann ja ohnehin kaum mehr beſteh'n
Wenn Eine reich iſt, da wird's ein ewiges Werben geben,
Aber ein armes Herz kann von dem Gewerb nicht leben!

Wer um uns anhält, läßt ſich „Werber" nennen,
Er wirbt ſchon für den Krieg auf Hieb und Schuß;

Wir ſind die Rekruten, aber, o verkehrte Welten!
Der Rekrut dem Werber Handgeld geben muß,
Jedoch wir denken: Werb' nur, und heiß dich heut' ein „Freier",
Hab' ich dich einmal, iſt deine Freiheit beim Geier.

Um die Hand zu werben, das gehört zum alten Zunftweſen,
Aber man gebe Gewerbefreiheit um's Herz.
Da braucht man keinen Lehrbrief, keinen Gewerbſchein zu löſen,
Man kann frei practiciren allerwärts.
Ein Liebhaber braucht ſo wenig einen Talent-Ausweis zu haben,
Wie Dramaturgen, Erzieher, Redacteure und Schwaben.

Jede Frau ſoll ſich ihre Cour machen laſſen können,
Wenn ſie geſchickte Leute findet, zu Haus,
Da kann ſie dabei ſein, beim Cour zu ſchneiden, beim Trennen,
Das iſt wirthſchaftlich, dabei kommt man beſſer heraus.
Das werden Sie, liebe Schweſtern, gleich klar auffaſſen,
Will man was Solides, muß man ſich's zu Haus machen laſſen!

Anders aber, meine verehrte weibliche Gemeinde,
Anders — merken Sie das gefälligſt im Actenheft —
Anders ſteht's mit dem Gewerb der Hausfreunde,
Das iſt was Anders, das iſt ein „Localgeſchäft",

Der Hausfreund hat — es iſt wegen leben und ſterben —
Vom Hausherrn erſt die Zuſtändigkeit zu erwerben!

Ich aber, ich, Sie merken, ich, ein Frauenzimmer,
Ich bring' noch einen neuen Induſtriezweig in Flor,
Man kann doch nicht bleiben bei einem Hausfreund immer,
Ich ſchlag' alſo eine „Hausfreund-Tauſchgeſellſchaft" vor!
Man tauſcht grad' oder zahlt drauf ein paar Heller,
Das hebt den Verkehr und der Umſatz wird ſchneller.

Eine Conceſſion wird keinem Hausfreund mehr gegeben,
Das war freilich den alten Hausfreunden bequem,
Aber auch die liebe junge Welt will leben,
Wer Talent hat, ſoll's verwerthen, das iſt das beſte Syſtem.
Die Ehemänner freilich werden ſchreien Zeter und Verderben,
Aber das Ehemannsrecht gehört zu den „beſchränkten Gewerben".

Doch auch den Männern wollen wir etwas vergönnen,
Eine induſtrielle Unternehmung, eine Gewerbstrophäe,
Wir wollen unſere Ehemänner ernennen
Zu unſerm „Münz-Congreß" und zu unſerm „Credit mobilier";
Und wenn jeder Ehemann fünfzehn Millionen dazu auch eignet,
In drei Tagen iſt Alles von uns gezeichnet!

Und nun, verehrter Frauengemeinderath, jetzt wollen
zum Beſchluß wir ſchreiten,
„In Anbetracht — deſſen — dahero — anjetzo — und
auch das —
„Indemo, — hinführo — deshalben — anderweiten —
„Dieſelbe — dermaßen — hochdero — Erlaß —
„De dato — ad acta — anderſeitig — wie oben —“
— So! der Schluß macht uns Ehre, die Sitzung iſt auf-
gehoben!

Wir müſſen auf's Land.

Eine weibliche geheime Rathsſitzung.

Perſonen:

Sophie. — Antonie. — Amalie.

Sophie.

Ich hab' Sie heute, meine Beſten, eingeladen
In wicht'ger Angelegenheit, Sie wiſſen ſchon,
Zu einer Sitzung, einer ungeraden,
Zu einer Art von weiblicher Seſſion.

Antonie.

So? Zur Seſſion? Ach Gott, das wird langweilig!
Da ſitzen wir und bringen nichts hervor, das weiß ich heilig!

Amalie.

Zu einer Sitzung und Berathung? Jetzt? Bei Dir?
Wie iſt das möglich, ich ſeh' ja keinen Schlafſtuhl hier?

Sophie.

O, durch den Schlaf wird die Berathung erſt gewichtig,
Im Schlaf iſt der Eindruck der Außenwelt ganz aus,
Ein Rath, der ſchläft, o deſſen Rath iſt wichtig,
Im Schlaf kehrt ſich der inn're Menſch heraus!

Antonie.

Und weil im Schlaf man beſſer räth, als wenn man wacht,
Deshalb ſagt man ja auch: Beſſerer Rath kömmt über Nacht!

Amalie.

Doch weil der Rath durch Schlafen gut wird in der That,
So ſollt' es eigentlich nur heißen: „Beſſ're Nacht kömmt über'n Rath."

Sophie.

Zur Sache nun, mein Mann hält eben Sieſte,
Ein „inn'rer Menſch" iſt er ſtets gleich nach Tiſch!
Alſo zur Sitzung, meine hochgelehrten Gäſte,
Und Jede ſage ihre Meinung friſch!
Der Caſus iſt fatal, der Winter iſt nun bald vorüber,
Der Sommer kommt, wie machen wir's gewandt,
Daß wir zur Reiſe bringen unſern Mann herüber,
Denn darin ſind wir einig wohl: „wir müſſen auf das Land!"

Antonie.

„Auf das Land müſſen“ verbum trancitivum, man
kann ihm vorſetzen
Das perſönliche Fürwort: „Ich, Du, Sie, wir
müſſen auf das Land,
„Auf das Land müſſen“, auch als leidendes Zeitwort zu
ſetzen,
Der Mann muß dabei leiden: verbum passivum
genannt.

Amalie.

Ja, aber es handelt ſich hier um den „Modus“,
Die Art, wie man dem Mann dies Zeitwort ſtellt,
Ob „imperativ“, ob ſchmollend, bittend hic rhodus!
Und dazu braucht man das „Hilfszeitwort Geld“.

Sophie.

Alſo „wir müſſen auf das Land“, ſo heißt das Ulti-
matum!

Antonie.

Und das am zehnten Mai, prix fix, feſtes Datum!

Amalie.

Beſchloſſen und ausgefertigt in triplicatum!

Sophie.

Allein wie leiten wir es ein ſo fein und weiſe,
Wie fädeln wir die Sache ſo brillant,
Daß unſer Mann uns bitten muß zur Reiſe,
Daß er drauf dringt und ſpricht: „Mein Kind, du
mußt auf's Land!“

Antonie.

Gleich heute werd' ich krank, dann alle Tage kränker.
Im Magen dahier drückt's, im Herzen dahier sticht's!
Mein Mann ist ein Gelehrter, ein selt'ner tiefer Denker,
Mit diesem hab' ich's leicht, der Gute denkt auf nichts!

Amalie.

Soldat ist mein Gemahl, den weiß ich weich zu sieden,
Und rühm' ich seinen Muth, thut er, was mir gefällt,
Ich sage ihm getrost: Im dreißigjährigen Frieden
Bist du, mein Tapfrer, Deutschlands größter Held!

Sophie.

Mein Mann? was ist er nur geschwind? Allgemeiner befugter Festessenmitglieder-Sammler,
Das ist in jetziger Literatur ein gewichtiger Mann,
Dabei ist er Ober-Ober-Toast- und Bratengedichte-Stammler,
Ich pack' beim Essen ihn, bei Tisch, da — beißt er an!

Antonie.

Die Männer, liebe Kinderchen, sie sind ein chronisch Uebel,
Sie überschreiten oft den gesetzmäßigen Verlauf,
Das Uebel hinzuhalten nur, nehmt mir's nicht übel,
Das ist die Kunst, da verstehen sich die Frauen drauf!

Amalie.

Ei was! Behandeln! man muß sie gar nicht behandeln!
Dadurch werden sie am drastischsten kurirt!

Je aufmerkſamer man ſich zeigt, deſto mehr machen ſie Mandeln,
Behandelt man ſie kalt, das macht ſie inflammirt.

Sophie.

Den Hausarzt muß man zu gewinnen wiſſen,
Ein Hausarzt, der galant iſt, und hat Verſtand,
Der fühlt dem Mann den Puls, der ſchröpft ihm das Gewiſſen,
Und ſagt: Ich ſteh' für nichts, geht ſie nicht auf das Land!

Antonie.

Ich ſollte krank mich ſtellen? das iſt bedenklich,
Verſäumen Theater, Concerte, Soiréen und Ball?
Viel lieber rede meinem Mann ich ein, er ſei kränklich,
Er muß auf's Land, mit der erſten Nachtigall!

Amalie.

Was? der Mann ſoll mit auf's Land? Gehorſamer Diener!
Wo ſteckt die Erholung dann, ich dank' dafür!
Da frag' die Wienerinnen man, die Wiener,
Er in der Stadt, ſie auf'm Land, das iſt plaisir!

Sophie.

Ach, das verſtehſt Du nicht; iſt der Mann mit auf dem Lande,
So hält er's nicht aus, am zweiten Tag iſt er abgepaſcht,

Allein läßt Du ihn in der Stadt, ſo ſitz'ſt Du auf dem Lande
In ew'ger Angſt, daß er dich überraſcht!

Antonie.

Ach was, man muß nur nicht nach Hietzing, Baden,
Da iſt's gleich ſo gut, man bleibt zu Haus,
So nach Gaſtein, nach Iſchl, Berchtesgaden,
Da iſt man aus der Ueberraſchungslinie 'naus!

Amalie.

Ja, Iſchl! köſtlich! man möchte mit der Zunge ſchnalzen,
Das Salz, die Sole, die Haute volée!
Doch ſagt mein Mann ſtets: „Iſchl iſt geſalzen,
Und läuft man hin, ſo thut Einem die Sohle weh!"

Sophie.

Ich ſage meinem Mann, man muß viel mehr Geld ausgeben,
Bleibt man in der Stadt, fährt täglich man doch aus,
Denn „nulla dies sine linea" heißt's im Wiener Leben,
Das heißt: „Alle Tage muß man zur Linie 'naus."

Antonie.

Ich muß auf's Land. doch ſei's etwas entlegen,
Um Gottes Willen nur nicht an der Eiſenbahn,
Da kommen Gäſte an, in Sturm, Blitz und Regen,
Ganz Wien kommt dann mit Kind und Lehrer an!

Amalie.

Hier gibt's nur ein „auf's Land!“ die Brühl, da iſt's einzig!
„Kennſt du das Land, wo die zwei Raben blüh'n?“
Die Fichten, Ruinen, man trennt ſich, vereint ſich,
„Dorthin, Geſellſchaftswagen, laß mich mit dir zieh'n!“

Sophie.

Alſo, wir müſſen auf das Land, das iſt das End' vom Liede;

Antonie.

Mein Mann iſt ein Gelehrter, er thut Alles! Bona fide!

Amalie.

Die Weiber wollen, die Männer müſſen, ſo hat die Seele Friede!

Sophie.

Die liebenswürdigen Frauen, wie ſie hier ſind Alle,
Ich weiß, ſie wollen nächſten Sommer alle auf das Land,
Da iſt's hohe Zeit, ſtellen Sie mir auf die Mäuſefalle,
Um den Mann zu fangen, reizend, ſchalkhaft und gewandt.

Antonie.

Ja, ja, die Frau, die im Sommer auf dem Land will ſein,
Die heize nur im Winter ihrem Mann recht ein!

Amalie.

Ach Gott, der Winter iſt lang genug, um mürb den Mann zu machen,
Zum heil'gen Abend ein Käppchen, ein Cigarren-Etui,
Zu Neujahr ein Schreibepult mit zwei Drachen,
Die ein Amor lenkt durch Sympathie!
Zum Namenstage eine Börſ' mit einem Schmetterlinge,
Das packt, er macht die Börſe auf, und läuft uns in die Schlinge.

Alle Drei.

Alſo, wir müſſen auf das Land, kein Mann iſt, der es ände',
Und alle Frauen, die hier ſind, ſie müſſen auf die Länder!

Beim Hervorruf:

Sophie.

Entſchuldigen Sie, ich hab' nicht Zeit, das iſt bekannt,
Ich kann nichts repetiren, „ich muß auf's Land."

Antonie (beim zweiten Ruf).

Ihr ſchmeichelhafter Ruf ſo großen Werth mir hat,
Daß ich, dafür zu danken, kam wieder in die Stadt!

Amalie (beim dritten Ruf).

Ich war ſchon in der Brühl, und eile wieder her,
Und danke, ländlich, ſittlich, für die Ehr'!
Doch an der Linie traf ich den Dichter an,
Und bring' ihn mit, vielleicht kömmt er daran.

Dialekt und Orthographie.

(Geſprochen von der k. k. Hofſchauſpielerin Frl. Louiſe Neumann.)

Es ſoll ein Deutſchland nur ſein, ein-einzig!
So heißt es jetzt in Oſt und Weſt und Süd und Nord,
Ein Deutſchland, doch Dialekte hat es neunzig,
Vom wahren Deutſch hört man kaum mehr ein Wort.
Wie nur am kleinſten Bach ſpricht irgend ein „Klachel",
Gleich heißt's im Dialekt „ob" oder „unter dem Bachel!"

Weil Zwei oder Drei gemüthlich geſungen
Im weichen lieben öſterreich'ſchen Dialekt,
So glaubt ein Jeder ſchon, es ſei im daſſelbe gelungen,
Wenn ſtatt: „Wie bin ich erſchrocken", er ſchreibt: „Wie bin i da ſchreckt!"
Es gibt nun Dialekte „ob der Wien" und „unter der Alſer,"
Und wie ein Volkspoet ſchreibt Jeder „Hernalſer".

Ein Jeder ſinge, wie ihm der Schnabel gewachſen,
Das iſt ſchon recht, allein jetzt ſingt manch Wiener Poet
Mit einem wildfremden Schnabel aus Sachſen,
Und es gefällt, wenn man's nur nicht verſteht!
Die Art, wie ſie mit dem Mund die Worte zerreißen,
Wird heutzutag eine „Mundart" geheißen.

Die „Blume" heißt „Bleamerl" die Roſe heißt „Reſerl"
Und „alloan", heißt ſoviel als „allein",
Der große „Eſel" heißt nur ein „Eſerl",
Das wird doch gewiß „gemütblich" ſein.
Man ſchreibt ein „z", ein „w", ein „o", ein „a", ein „r" und drüber ein Hacken, (^)
Und ſpricht aus „zwoar", daß einem die Zähne knacken.

Auch mit der Orthographie wird jetzt furchtbar verfahren!
Zuerſt ſieht man das „ph" faſt ſchon gar nie,
Da ſoll doch der liebe Himmel bewahren,
Man ſchreibt „Philoſoph" wie jedes andre „fi"!
Das überflüſſige „h" muß die Dichter auch ſchon verdrießen,
Daher ſie auch ſtatt „Ruhm" blos „Rum" genießen!

Das überflüſſige „e" wird auch nicht mehr geſchrieben,
Man wirft's aus allen Wörtern völlig nun hinaus,
Anſtatt des langgedehnten Zeitworts „lieben"
Spricht man ganz kurz „ich libe dich" jetzt aus.

Die Regel gefällt den Männern jetzt wohl allen,
Denn „Liebe“ ohne „Eh“ (e) wird ſchon ſehr gefallen.

Und mit den Doppelbuchſtaben iſt's gar ein Gegrämel!
Kein Doppel-„m“, kein Doppel-„n“ ſoll mehr ſein,
Statt „Semmel“ hat man blos „Semel“,
Für zwei „m“ iſt unſer Mund zu klein!
Hab' ich vor Jahren mir einen „Mann“ mit zwei „n“ erkoren,
Geht mir jetzt an ihm der vierte Theil verloren.

Bei „fühlen“ und bei „ſehnen“ fand man ſich bewogen,
Den „Hauchlaut“ zu verwerfen, man ſchreibt ſie ohne „h“,
Denn jetzt iſt bei „fühlen“ und bei „ſehnen“ jeder Hauch erlogen,
Das wiſſen die Orthographien-Macher ja!
Ein Andrer frißt mit Heißgier alle „Ach“-e,
Schreibt „Almanae“ ſtatt „Almanache“.

Ein großer Buchſtab wird ſelten jetzt genommen,
Bei „Hauptwörtern“ werden kleine blos geſetzt,
Die eignen Namen nur ſind ausgenommen,
Doch Ochs und Kuh ſchreibt man klein blos jetzt.
„Doch auch dieſe“, ſagt der Lehrer beim Examen,
„Schreibt man groß, ſind ſie Familien-Namen!“

Wir Frauen, wir haben ein Privilegium ausſchließlich,
Wir brauchen gar keine Orthographie!

Das iſt in gewiſſen Dingen ganz erſprießlich,
Zum Beiſpiel: das „Bindezeichen“ ſetzen wir gar nie!
Denn es iſt und bleibt die ſchwerſte Function
In einem „Liebesbrief“ die Interpunction!

Die Zeichen alle, Striche, Punkte und Colonnen
Sind für uns ein exotiſches Gewächs,
Wir Frauen machen nur zwei Interpunctionen:
Ein „Ausrufungszeichen“ und einen „Klecks“;
Doch ſind wir nicht immer in dieſem Punkt dumm,
Wir wiſſen auch zu ſchließen, wie Figura zeigt: Punktum.

Sprichwörter en Papillote.

(Vorgetragen von der k. k. Hofſchauſpielerin Frl. Louiſe Neumann.)

Es iſt eine alte Redensart im Leben,
Und allgemein heißt's: „Ein Sprichwort, ein Wahrwort!“
Doch dieſes iſt nun wiederum ein Sprichwort eben,
Das ſchmuggelt ſich von Mund zu Mund ſo fort;
Allein wie und ob die Sprichwörter alle auch ſind wahr,
Das zu unterſuchen bring' ich jetzt nur ein paar.

„Wer A ſagt, muß auch B ſagen“,
Den Kindern allen ſagt das ſchon der Inſtinkt,
Drum muß man ſich mit ihnen auch entſetzlich plagen,
Bis man ſie zum A nur bringt;
Allein auch dies Sprichwort, bei den Großen zerbricht's,
Die dummen Menſchen ſagen immer „Ah“ und weiter nichts.

„Im Wein liegt Wahrheit", ſagen die Sprichwortverfaſſer,
Darum wird ſie Einem ſo ſauer in der Seel',
Und darum trinken die Leute jetzt gar nichts als Waſſer,
Da kömmt ihnen keine Wahrheit in die unrechte Kehl'.
Die Recenſenten allein trinken wegen der Wahrheit noch Wein,
Allein ſie haben ſie noch nicht, denn ſie gehen auf den Grund nicht ein!

Ein andres Sprichwort heißt nun wieder:
„Wem der Himmel ein Amt gibt, gibt er auch Verſtand",
Das iſt vom Himmel gnädig und bieder,
Daß er den Verſtand erſt gibt nach der Hand,
Denn wenn man den Verſtand früher beſitzt,
Hat man oft vergebens auf das Amt geſpitzt!

„Mit der Wahrheit", heißt's ferner, „kömmt man am weit'ſten",
Das iſt einmal ein recht wahres Wort,
Denn Alle, die ſich in der Welt noch auf Wahrheit ſpreizten,
Die kamen immer weit von ihrem Lokale fort!
Die Wahrheit und die Medizin ſind immer alliirt,
Durch beide wird man — ſchleunigſt expedirt!

„Für den Tod", ſagt man in Preußen, Oeſtreich, Sachſen,
„Iſt kein Kraut gewachſen in der Welt",
Das ſoll heißen: gegen den Tod iſt keines gewachſen,
Für den Tod ſind Kräuter genug ausgeſtellt,
Das Kraut iſt der Ausſteller, der Arzt gibt ſein Accept,
Der Tod kaſſirt's ein, und das Ganze heißt „Recept".

„Das Werk ſoll den Meiſter loben", ſagt die Sprichwort-Iſis,
Ein ſchönes Sprichwort, das muß man geſteh'n!
Allein auch mit dieſem hat es ſeine Niſis,
Wenn man ſo in die Journale könnt' ſeh'n;
Da ſähe man, wie man's auch der Welt verberg',
Das Sprichwort nur verkehrt: „Der Meiſter lobt ſein eignes Werk!"

„Mit den Wölfen muß man heulen", ja wohl zu dienen!
Das merken ſich viel Opernſänger jetzt,
Sie heulen mit den Wölfen, und mit den Ghibellinen,
Das wird oft als recht heulſam geſchätzt.
Doch mit den wirklichen Wölfen zu heulen, fällt Niemand ein,
Denn das leidet nicht der Anti-Thier-Verein.

Noch ein Sprichwort kurſirt unter den Leuten:
„Den Sack ſchlägt man, den Eſel meint man!"
Das iſt auch nicht immer der Fall! Bei Weitem!
Man fängt das Ding auch verkehrt oft an,

Man führt gegen einen Reichen aus einen Schlag,
Da ſchlägt man den Reichen und meinet den Sack!

„Was dem Einen recht iſt," ſo heißt es wieder,
„Das muß dem Andern billig ſein."
Das Sprichwort iſt aber unſern Journalen zuwider,
Da trifft oft nur das halbe Sprichwort ein.
Der Eine läßt ſich loben, das iſt dem Einen recht, er iſt willig,
Allein, dem Gelobten kömmt das gar nicht — billig!

„Eine Hand wäſcht die andere", das iſt eine Wäſche,
Man hat dazu gar nicht Hände genug,
Man wäſcht ſich die Hand durch Curier und Depeſche,
Man wäſcht ſich die Hand bald dumm und bald klug.
Jedoch, je mehr man wäſcht, der Wäſche zum Trutz,
Je mehr man wäſcht. deſto größer der Schmutz!

„Deß Brod ich eß', deß Lied ſoll ich ſingen",
Das iſt ein gutes, altes deutſches Wort,
Allein, es hat ſich geändert mit vielen andern Dingen,
Man hat es leider vergeſſen an ſo manchem Ort,
Man iſt deutſches Brot und böhmiſchen Faſan,
Und kräht ein Lied mit dem franzöſiſchen Hahn!

„Die Gerechtigkeit iſt blind"; die Arme iſt zu bedauern,
Allein, ſie hat ein gar gutes Blinden-Inſtitut,
Die Advocaten behandeln ſie zwiſchen vier Mauern,
Und ſie behandeln ſie ſo ärztlich, ſo gut,

Daß ſie ſchon den „Scheinen“ nach kann gehen,
Und ſchon ganz gut — durch die Finger kann ſehen.

Ein anderes Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geſchloſſen“,
Das Sprichwort bewährt ſich zu jeglicher Friſt,
Darum wird das größte Glück in der Ehe genoſſen,
Wenn auch Eins von Beiden erſt im Himmel iſt!
Und weil der Himmel Ehen ſchließt, nach wie vor,
Drum ſchauen die Mädchen mehr, als die Jüngling' empor!

„Wie der Herr, ſo der Diener“, hört gar zu oft man klagen,
Das iſt vielleicht, das iſt oft gewiß auch wahr,
Allein, eine Ausnahme muß man davon ſagen,
Die wird im Leben gar zu deutlich klar:
Die großen Herr'n ſind höflich, gerecht und mild,
Doch ihre kleinen Diener ſind manchmal anders gewillt!

„Wer Feuer haben will, muß den Rauch leiden,“
Da ſchneiden die Frauen ein finſter Geſicht;
Die Männer ſollen Feuer haben zu allen Zeiten,
Jedoch aber rauchen ſollen ſie nicht.
Drum jeder Mann ſein Feuer im Kaffeehaus braucht,
Und wenn er nach Hauſ' kömmt, iſt er ganz — ausgeraucht!

Wiederum ſagt ein Sprichwort ganz richtig
Und ganz wahr: „Ende gut, Alles gut“,

Darum wie ich jetzt ende, das ist wichtig,
Allein, daß ich ende, das allein ist schon gut,
Und weil ich Ihnen zu Liebe jetzt ende und wandre,
Drum hoffe ich auch (macht die Bewegung des Klatschens),
eine Hand wäscht die andre.

Die tendenzkranke Welt.

(Vorgetragen von der k. k. Hofſchauſpielerin Frl. Louiſe Neumann.)

Man ſagt „die Welt iſt kugelrund“, das war vor Zeiten,
Da war die Welt noch eine junge kugelrunde Frau,
Sie drehte ſich im Tanze luſtig mit den Leuten,
Sie nahm's bei einem kleinen Puff nicht ſo genau;
Zufrieden war mit ihrem Frühling, Winter, Herbſt und Sommer
Chineſe, Ruſſe, Spanier, Türk' und Pommer!

Jetzt iſt die Welt ſchon alt! da wird ſie eckig!
Hat Runzeln auf der Stirn im Angeſicht;
Nun iſt die gute Haut ganz leberfleckig,
Und in den Gliedern ſitzt ihr tief die Gicht!
Die Welt, ſie leidet blos an Altersſchwäche,
Ein jeder Arzt kurirt ſie anders, ſie doch zahlt die Zeche!

„Die Welt", ſo ſagt ein Theil von den Doktoren,
„Sie leidet an der „Herzbeutelwaſſerſucht",
Da heißt's „anzapfen", nur anzapfen, dabei iſt nichts verloren,
Erfahrung bringt uns dieſe goldne Frucht!"
Und dieſe Kurart, ſcheint's, gefällt den Leuten,
Die liebe Welt wird angezapft von allen Seiten!

Ein andrer Arzt meint und beweiſt es aus der Grundheit,
Die Welt wär' eigentlich „poſitiv" nicht krank,
Sie weiche „relativ" blos ab von der Geſundheit,
Und ſtört ſo irgend ein Organ, ganz blank.
Darum kuriren all' Organe ſie ganz munter,
Da iſt das kranke dann gewiß auch d'runter.

Ein dritter glaubt — ich glaub', der hat's getroffen —
Die Welt, ſie leide oben (deutet auf die Stirne), da, im erſten Stock!
Da läßt ſich freilich gar nicht viel mehr hoffen,
Und darin irrt ſich wohl der Aerzte ganzer Schock!
Denn ſie vermehren deshalb blos die Univerſitäten,
Wo eigentlich mehr Narrenhäuſer vonnöthen!

So ſieht man an der Welt ſtets laboriren,
Ein jeder Doctor ſchreibt ſein Leib-Recept,

Die klugen Aerzte ſuchen blos zu trainiren
Daß ſich die Krankheit in die Länge ſchleppt.
Wenn aber die Aerzte gar — Concilium halten,
Da iſt's gewiß gleich ganz aus mit dem Alten!

Die Weltkrankheit graſſirt in drei Geſtalten,
Erſt die „Zerriſſenen", die waren leidlich noch,
An ihrer Seele wollte blos die Naht nicht halten,
Sein eignes Selbſt erſchien jeglichem als Loch!
Wenn die Zerriſſenen ſich jenſeits erblicken,
Natürlich, daß ſie ſtets am Zeuge ſich was flicken!

Dann kam der „Weltſchmerz", das waren Patienten!
Sie konnten die Welt nicht ausſtehen, ſie that ihnen weh!
Denn weil die Hühner nicht ſchwimmen wie die Enten,
So nennen ſie unausſtehlich garſtig den See!
Der „Weltſchmerz" iſt ein „Nervenübel", o Jerum!
Er ſitzt in der Taſche und heißt „nichts nervus rerum."

Die dritten, das ſind die „Tendenzkranken!"
Das Theater iſt jetzt ein großes Tendenzen-Spital!
Ein Stück braucht nicht Handlung, nicht Gedanken,
Nicht Situation, Charaktere, Moral,
Die „Tendenz" iſt die Röhre in der Waſſerleitung,
Führt in's Theater Waſſer aus der „allgemeinen Zeitung."

Wie Dichter kommen zuſammen, große Geiſter,
Und tiefe Stille herrſcht im grundgelehrten Kreis,
Die Jünger blicken ehrfurchtsvoll auf ihren Meiſter,
Ob denn noch Niemand was Geſcheidt's zu ſagen weiß;
Da endlich ſteht ein ſolider Geiſt auf, ein flanellner,
Erhebt die Stimm', entwickelt ſeine Tendenz und ruft:
„Kellner!"

Den ganzen Winter ſchmollt die Frau mit ihrem Gatten,
Doch kaum kömmt der Mantillengott, der „Lenz",
So ſchmeichelt ſie und folgt ihm wie ſein Schatten,
Die, glauben Sie mir, die hat eine Tendenz!
Ich ſehe ſie ſchon in Baden draußen, bei Scheiner,
Da ſitzt ſie und die Tendenz und — noch Einer!

Man ſpricht ein Gedicht, und denkt ſich bei Allen,
Auf keinen Fall thut mir was das verehrte Publikum,
Iſt das Ding ſchlecht und will gar nicht gefallen,
So ſeh' ich in meiner Tendenz nach dem Dichter mich um,
Gefällt es aber, wenn auch nur ein Bischen, am Ende,
O, dann leg' ich die ganze Tendenz in — Ihre Hände.

Beim Rufen:

Aha, meine Verehrten, Sie haben auch Ihre Tendenz?
Mit Freuden nehm' ich noch einmal Audienz,
Empfehle mich gehorſamſt, und mach höflichſt zu wiſſen,
Es wartet noch eine Tendenz dort bei den Couliſſen.

Die Redefreiheit der Frauen.

Im Anfang erſchuf Gott Himmel, Erde und Licht,
Gewächſe, Bäume, Pflanzen und ſo weiter,
Den Ochs, den Eſel, dann erſt mit edlem Angeſicht
Den Menſchen als König über Thier, Fiſch und Kräuter,
Am ſechſten Tage ward er König und dachte ſich „gut",
Und hat am ſiebenten Tag ſogleich — „geruht".

Als Vorzug vor dem dummen, ſtummen Thier
Hat dann der Menſch das „Denken" und „Sprechen" bekommen,
Der Mann nahm das „Denken": „das gehört mir",
Die Frau hat geſchwind ſich das „Sprechen" genommen;
Der Mann dachte, als wär' er ein Rathsherr brav,
Er dachte ganz tief, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Adam dachte! Doch woran er gewiß nicht gedacht,
War: daß er im Schlaf ein Weib würd' erhalten,
Sonſt wär' er lieber wach geblieben die ganze Nacht,
Und hätt' ſich eiſenfeſt die Rippe gehalten!
Doch weil der erſte Mann gedacht und geſchlafen hat,
Findet an allen Ehemännern die Strafe jetzt ſtatt.

Die erſte Frau aber nahm die Sprache geſchwind,
Doch was ſprach ſie zuerſt? das waren Geſchichten,
Das erſte Wort zum Mann war: „Mein liebes Kind!
Laß uns doch eſſen von den verbot'nen Früchten."
Durch dieſes Wort aßen ſie und wurden geſcheidt,
Das war die erſte Frucht der Mündlichkeit.

Drauf fragte der oberſte Richter: „Wer hat das erlaubt?"
Und Adam hat als Advocat die Frau erhoben;
Die Frau hat ſich zu entſchuldigen geglaubt,
Und hat die Anklag' auf die Schlange geſchoben,
Das Urtheil hieß: „Marſch von Eden und mucke nicht!"
Das war das allererſte „öffentliche Gericht."

Und ſeit jener alten paradieſiſchen Zeit
Findet Denken und Sprechen ſich ſelten beiſammen,
Der Denker war zum Reden viel zu g'ſcheidt,
Denn man ſah das Sprechen tyranniſch verdammen
Die Frauen allein in Süd und in Nord,
Die Frauen nur hatten allein das freie Wort!

Denn wo man Kaffee oder Thee ſchenkte ein,
Im Cirkel, im Salon oder Sälchen,
Da machten wir gleich einen „Redeverein“,
Die Rede war groß und klein wie das Schälchen
Da ward geredet, debattirt, geſchrieen, gezankt,
Und ſo hatten wir „politiſche Bildung“ erlangt!

Die Hausfrau ſah man, grad' wie im Parlament,
Auf ihrem Divan als „Lord vom Wollſacke“ ſitzen,
Da kam bald eine Bill über's Hausregiment,
Bald eine Reform der Hauben und Spitzen;
Am Ende kam ſogar eine „Monſtre-Petition“
Wegen „freier Hausfreund-Aſſociation.“

Da wurde gered't nicht nur, auch Urtheil gefällt,
Ob dieſer oder jener ein Aff' oder Adonis!
Wir haben uns zwar nicht zum Examen geſtellt,
Doch ſind ſie uns angeboren die partes orationis.
Denn jedes Subjekt bekommt in unſerem Rath,
Mit oder ohne Copula ſchon ſein Prädikat.

Wir reden über Staat, Politik, Militär und Putz,
Beſonders über die inneren Finanzen;
Ja, die geheimen Ausgaben nehmen wir in Schutz,
Es gibt ſo gewiſſe Fälle im Ganzen! —
Die „Wahlfragen“ beſprechen wir jetzt zur Friſt,
Wir wählen Jeden, der nicht wähleriſch iſt!

Wir ſprechen auch herzlich, mit Liebe und Luſt,
Für den Verein, der ſich bildet für's Reden.
Frei zu reden von freier männlicher Bruſt,
Ein ſolcher Verein begeiſtert wohl Jeden!
Die deutſche Sprache vor Allem iſt's werth,
Daß ſie geſchliffen werde zu Senſe und Schwert.

Sterngucker und Börſenſchlucker

oder

Wieder Einer, der ausgeblieben iſt.

(Geſprochen von Herrn Carl Treumann.)

Die Börſe, nicht die, welche Jeder in ſeiner Taſche bringt,
Die Hauptbörſe, welche alle andern Börſen verſchlingt,
Die Börſe iſt wie eine Sternwarte, wie ein Obſervatorium,
Man ſoll ſie bauen da, wo kein Dunſt gemacht wird ringsherum,
Nicht gar zu hoch darf man ſie bauen, leicht gedeckt durch Schindel,
Von wegen der Schwankungen, von wegen dem Schwindel!
Zur Börſe und zur Sternwart braucht man zwei Sachen nur,
Ein gutes Fernglas und eine Uhr.

Ein Fernrohr, um zu ſehen, wie die Sterne und Papiere ſteh'n,
Und eine Uhr, die zeigt wenn Zeit iſt — durchzugeh'n.
Die Börſe und die Börſianer, die ſind ein Liebespaar,
Sie verſprechen ſich gegenſeitig das ganze Jahr,
Allein wenn getraut werden ſoll, da ſtellt es ſich heraus,
Sie traut nicht, und der „Liebhaber" bleibt auf einmal aus.
Und wie auf der Erde, ſo wird's auch im Himmel getrieben,
Den Aſtronomen iſt auch Einer ausgeblieben!
Der Komet, den die Aſtronomen in Süd, Weſt, Oſt,
Auf dreihundert Jahr gegeben haben in Koſt.
Sie haben abgeſchloſſen, ihn im September zu liefern her,
Aber er kömmt nicht, auch nicht auf die Börſe, wo er gleich geliefert wär'.
Und er kommt auch nicht auf die Sternwarte,
Wo die Aſtronomen ſteh'n und ſchreien: Stern! warte!
Der Komet kömmt nicht, aber er legt ſich Ihnen gehorſamſt zu Füßen,
Er hat mir geſchrieben, er läßt Sie gar vielmal, gar ſchönſtens grüßen,
Er läßt ſich entſchuldigen, aber es iſt nicht ſeine Schuld,
Die Aſtronomen haben Recht, ſie haben herausgebracht mit Geduld,
Daß er alle dreihundert Jahr kömmt, und jetzt wär' der Augenblick,

Aber der Komet ſagt: die Erd' wär' noch um hundert Jahr zurück;
Jedoch wird er Ihnen erſcheinen hell und licht und klar,
Wenn Sie gefälligſt nur warten wollen noch hundert Jahr.
Der Menſch muß zwar ſchon zu ſiebenzig ſterben,
Schad't nichts! das Warten werden unſre Kinder noch erben!
An Warten fehlt's nicht, an Talent dazu nicht gebricht's,
Aber dreihundert Jahr warten, und nun kömmt erſt nichts!
Unter uns, der Komet hat mir ausführlich geſchrieben,
Warum er heuer den Wienern iſt ausgeblieben;
Wo hätte er denn gleich ein Quartier hergenommen,
Denn er hätt' ſollen grad' um Michaeli kommen,
Da iſt Ziehzeit, da zieht's in allen Gliedern,
Es iſt ein Knochenreißen bei Hohen und bei Niedern!
Man glaubt, es zieh'n nur aus die Inwohner, welche wandern,
Nein! die Hausherr'n ſelbſt ziehen auch aus — die Andern!
Bis der Komet hätt' Quartier gefunden weit und breit,
Hätt' er grad' gebraucht ſeine dreihundert Jahr Umlaufszeit.
Und wo ſoll er ſich ſehen laſſen? Und für welchen Eintrittspreis?
Man läßt ſich jetzt Entree bezahlen auf enorme Weiſ'!
Fünf Gulden, eine Mumie abwickeln zu ſeh'n,
Wenn entwickelte Mumien in allen Straßen herumgehn!
Zwei Gulden für Azteken, im Muſikſaal geſetzt,
Da ſitzen die Muſikanten! So wird die Kunſt geſchätzt.

Ein Gulden zu Miß Beſſi, die Dame, welche ſehen läßt
für Geld,
Daß's noch Leute gibt, die ſich ſcheinen auf der Welt.
Ein Orang-Utang um einen Gulden, als ob es nicht
wie die Schwaben,
Affen genug gäbe, die lange Arme haben.
Drei Gulden ein Concertſitz, verſteht ſich im Cercle,
Für geſchlagene Clavier und geſungene Tubertel!
Daraus ſieht man, daß in Wien zur jetzigen Friſt
Der Geldmangel das häuslichſte Weſen iſt.
Man bemerkt den Geldmangel nie an einem öffentlichen
Ort,
Er bleibt ſchön bei Jedem zu Hauſ' fort und fort!
Bei dieſen Verhältniſſen und bei dieſem veränderten
Stand,
Meint der Komet, hätt' er Wien nicht wieder erkannt.
Ich hab' ihm zwar geſagt: Du find'ſt alte Bekannte im
Ueberfluß,
Zum Beiſpiel den alten Speci, den „Heidenſchuß".
Denn die Gegenwart reſpectirt noch immer en bloc,
Wenn olim die Heiden haben geſchoſſen einen Bock.
Ich hab' ihm geſagt: Du find'ſt auch noch wie dazumal
Den Holzweg auf der Brücke vom Wiener Kanal;
Dieſe Brücke iſt wie eine deutſche Kammer conſtruirt,
Bald iſt die rechte Seite, bald iſt die linke ruinirt;
Die Seite, die verdorben iſt, iſt mir aber immer lieber,
Denn von der kann man ſagen: „da geht gar nichts
drüber!"

Kurz der Komet wird finden, das Alte ſteht noch feſt
und gut,
Nur die Abendbörſ' wandert ſtets, die iſt der ewige Jud'.
Die Erd' iſt ihr Teppich, der Himmel ihr Dach,
Nur Abends geht ihr ein Licht auf, aber — ſchwach.
Unter freiem Himmel ſie ſich unter einander ſchuppen,
Man glaubt, es ſind gefallene Sternſchnuppen!
Denn nur zwei Wiſſenſchaften ſind auf Gewißheit baſirt,
Die prophezeihen alle Abend was nächſtens paſſirt;
Die „Aſtronomie" und das „Börſenſpiel", die, ſagen die
Geſchichtsſpäher,
Die zwei ſind ſo alt, wie Chineſen und Hebräer.
Die Aſtronomie und die Börſe ſchwören zu gleichen
Fahnen,
Sie berechnen beide ſtets nur ihre — Bahnen!
Die Aſtronomie die Bahn vom Merkur zum Jupiterſpitz,
Und die Börſe die Bahn von Reichenberg bis Pardubitz.
Auf jeden Fall wird mehr der Aſtronomie als der Börſe
vertraut,
Weil jene auf den Himmel und dieſe blos auf Actien
baut.
Beim Himmelsbau iſt alles ehrlich, auf mein Wort,
Denn der Himmel gibt den Bau nicht in Accord.
Bevor der Himmel die Conceſſion zum Oberbau gewährt,
Prüft er ganz gut den Unterbau auf der Erd'.
Die Aſtronomen haben auf ihren Bahnen, ſo wie wir,
Auch drei Claſſen für verſchiedene Paſſagier':
In der erſten die Fixſtern', die Gelben,
Das ſind vornehme Stern', geh'n nie vorwärts, immer
dieſelben;

In der zweiten ſitzen auf Leder die Planeten,
Und in der dritten Claſſe die armen grauen Kometen.
Die Meteore, Nordlichter, Sternſchnuppen und Wolkenflug
Gehören zur Bagage, und geben mit dem Frachtenzug.
Es iſt möglich, daß unſer Komet den Train verſäumt, der gemiſcht,
Wer weiß? Vielleicht hat er gar den Betteltrain erwiſcht.
Sie können ſich denken, wie vielmal der ſteh'n bleibt vom Himmel bis zu unſrer Welt,
Wenn der Train von Wien nach Baden ſchon zehnmal hält!
Ich hoffe nur, das verehrte Publikum iſt mild geſinnt,
Und daß wir Beide, der Komet und ich, entſchuldigt ſind;
Der Komet, daß er nicht gekommen nach Ihrem Sinn,
Und ich? ich dafür, daß ich — ja gekommen bin.

Die Geldklemme und die Doctorenſchwemme.

(Vorgetragen von Herrn Carl Treumann.)

Ich behaupte und zweifle, ob mir Jemand widerſpricht,
Der Menſch wird entweder geboren oder — nicht.
Wer nicht geboren wird, braucht der zu ſterben? Nein!
Alſo der kann das ganze Jahr ohne Doctor ſein!
Doch wer geboren wird, braucht den Doctor auf Erden,
Damit er auch bequem kann geſtorben werden.
Drum iſt es auch für den Doctor ein wahres Feſt,
Wenn ſich irgendwo ein Menſch geboren werden läßt!
Da jubelt er und ruft: „ich gratulir'!
Wenn ihm Gott das Leben ſchenkt, dann gehört er mir!“ —
Da iſt es jetzt eine Zeit zu Doctoren und Teſtamenten,
Die ganze Natur iſt jetzt voller Patienten.
Die Kartoffeln ſind krank, wie man überall hört,
Die brauchen keinen Doctor, ſie liegen ſchon in der Erd'!
Und daß die Weintrauben krank ſind dann und wann,
Das ſieht man manchem Menſchen am Naſengewächs an!

Und die Papiere? den ihr Zuſtand macht die Aerzte ganz dumm,
Sie ſind nicht geſund und nicht krank, ſie ſchleppen ſich ſo herum,
Sie möchten immer was, ſie haben immer ein curios Gelüſt,
Obwohl ihr Zuſtand kein geſegneter iſt.
Sie liegen nicht im Bett, o nein! ſie ſchleichen aus.
In der Renngaſſ', dort ſteht ihr „allgemeines Krankenhaus."
Kurz, Alles kränkelt jetzt mit Anſtand auf der Welt,
Am meiſten aber kränkelt jetzt das liebe Geld!
Es iſt eine ganz eigene Krankheit, die ſich jetzt weiſt,
Und die der Patient vor der Hand „die Geldklemme" heißt.
Er fühlt ſich ſo beklemmt, es reißt ihm ſchier die Bruſt heraus,
Und manchmal geht ihm auf einmal der Athem aus.
Die Geldklemme hat es zuerſt mit Hausmitteln probirt,
Mit Thee aus Pfeffermünzen und Krauſemünzen melirt.
Aber darauf ward ihr gar erſt recht wind und weh,
Sie war bald ſelbſt heiß abgekocht, wie der Thee.
Mit den Hausmitteln hat es alſo nicht recht gethan,
Die Geldklemme fängt alſo zu „doctoren" an.
Zuerſt kommt der „Kinderdoctor", man weiß wie „Kinderdoctoren" ſind.
Sie beſuchen zwei: die Mutter und das Kind.
Aber ſie ſind nobel: Sie ſchreiben nur eine Viſit auf,

Für die Mama — das Kind aber geht drauf!
So ist's mit dem Kinderdoctor und der Geldklemme bestellt,
Die Klemm' bleibt leben, aber hin ist das Geld!
Als der Kinderdoctor die Geldklemm nicht hat kurirt,
Wird's mit einem „alopathischen Doctor" probirt,
Der verschreibt ein langes Recept einzunehmen, ihr,
Aber statt der Medizin verschluckt sie als Recept: „das Papier!"
Die Geldklemm' weiß sich darauf keinen andern Rath,
Es kömmt ein anderer Doctor: „ein Homöopath!"
Der Homöopath schaut die Geldklemm' an, ganz genau,
Und fragt: „haben Sie Appetit gnädige Frau?
Die Geldklemm' sagt: „Und was für Hunger! Hunger wie ein Deficicit!
Der Homöopath aber sagt ganz phlegmatisch: „Das ist nur Schein-Appetit!"
Drauf zieht er den Kügerl-Naschmarkt aus der Tasch'
Und sagt zu der Geldklemm': „da, nasch!"
Da hab' ich ein Kügelchen, das hilft gewiß, Gottlob,
Das nimmt man ein unter dem Microscop.
Dann weiß ich ein gutes homöopathisches Mittel noch,
Nehmen Sie eine Tasche — aber eine Tasche ohne Loch.
Diese Tasche setzen Sie, wenn Sonnenschein ist hier,
Dem Herrn Baron von Rothschild gerade vor die Thür.
Wenn er dann ausgeht, gerade im Sonnenschein,
Da fällt sein Schatten in Ihre Tasche hinein.
Sie klappen sie geschwind zu, tunken's in vier Maaß Wein,

Dann werden Sie gleich Millionenvoll ſein!“ —
Doch da auch dieſes Mittel die Geldklemme nicht heilt,
Wird geſchwind zu einem „Waſſerdoctor“ geeilt.
Der ſagt: „Nur Waſſer! nur Waſſer! friſch vom Berg,
Gehen Sie auf die Börſe, das iſt ganz Gräfenberg.
Da wird zu Waſſer, Alles was ihr wollt,
Es rinnt durch die Finger Silber wie Gold.
Da laſſen Sie ſich tuſchen, die große Tuſch auch,
Und lauter kalte Umſchläge um den Bauch,
Und ſtellen ſich unter die Pump' und pumpen hinaus,
So gehen Sie täglich zweimal begoſſen nach Haus!“—
Aber der Geldklemm' nützt auch das nichts mehr,
Und ſie probirt's mit einem „Magnetiſeur.“
Der ſagt: „Frau Geldklemm', es paßt zu meinem magnetiſchen Zweck,
Vor der Hand nehme ich Ihnen alles Metall gleich weg!“
Drauf führt er die Geldklemm' in eine finſtere Stub',
Und bläſt ihr hinein in die Magengrub',
Und ſtreicht ſie an, die Kreuz und die Quer,
Und ſtreicht wieder hin, und ſtreicht wieder her,
Aber wie ſoll denn da der Geldklemm' beſſer ſein?!
Die Klemm' ſtreicht er nicht aus, nur's Geld ſtreicht er ein!
Da aber auch nicht hilft der Magnetiſeur,
So ruft ſich die Geldklemm' ein'n „Semmeldoctor“ her.
Der Semmeldoctor ſagt: „Liebe Geldklemm', wie ich da ſeh',

Errath' ich ſogleich auch den ganzen Kaffee!
Das Uebel iſt, daß Ihre Verdauungskraft ſtockt,
Sie haben in den Kaffee gar zu viel eingebrockt.
Nicht nur Ihre Semmel, ſondern auch Ihr Brod,
Ein Brocken um den andern, das iſt der Tod!"
Die Geldklemm' verzweifelt und ſchreit entſetzt:
„Nun wohlan, ruft mir den „Hühneraugendoctor" jetzt."
Der Hühneraugendoctor kömmt und ſchreit wie ein Bär:
„Frau Geldklemm', zeigen's einmal Ihren Zinsfuß her!"
Wie er den geſchwollenen Zinsfuß erblickt,
Ruft er: „Jetzt weiß ich, wo der Schuh Sie drückt!
Sie gehen halt auf der Börſe herum ganze Stund',
Für einen ſoliden Fuß iſt das Pflaſter nicht geſund;
Ein ſpitziges Pflaſter, und zum Ueberfluß
Tritt dort Einer dem Andern noch auf den Fuß.
Da find' ich nur ein Mittel für ihr Uebel heraus,
Bleiben Euer Gnaden halt hübſch zu Haus,
Das nimmt das Uebel mit der Wurzel heraus."
Die Geldklemm' ſagt: „das iſt gemein! fi done fi!
Jetzt ſchick' ich um einen „Doctor der Philoſophie!"
Die Philoſophen ſagen, das Geld iſt nur eine Idee,
Folglich iſt die Geldklemm' eine Kopfkrankheit: gar keine Idee!
Im Robert ſchreit der Teufel senior dem Teufel junior
Auch ſtets das Geld iſt nur Chimäre in's Ohr.
Dennoch unterliegt es gar keinem Zweifel,
Kein Geld oder keine Idee, das iſt ein Teufel.

Doch ein hochverehrtes Publikum wird ſchon neugierig ſein,
Ob der Doctor die Klemm' kurirt oder nein.
Aber leider kann ich Ihnen in dieſem Moment eben,
Darüber noch keine ſichere Auskunft geben.
Denn die Geldklemm' und der Doctor der Philoſophie ganz dicht,
Sie ſtecken eben beiſammen, beim Verfaſſer von dieſem Gedicht,
Was nun da für Kur vorgenommen wird, kann ich nicht ſagen,
Wenn ſie gütigſt erlauben, ſo geh' ich und will fragen.

Nach dem Hervorruf:

Nun weiß ich's und ſag' Ihnen ganz unverzagt,
Was mir vom Concilium der Dichter geſagt:
Die Philoſophie hat ſeiner Geldklemm', der lieben,
Nur zwei einfache Hausmittel verſchrieben.
Das erſte iſt zwei ſtarke Handvoll Applaus,
Von einem gütigen Publikum als Stärkung und Schmaus.
Das zweite Hausmittel riß ihn gewiß heraus,
Nämlich für ſeine Mittel alle Tage ein ſolches Haus.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.